

Verlag der Bauverlagsgesellschaft
Karlshagen 11

OSTGERMANISCHE HOLZBAUKULTUR

18. 12. 35

No.

a. c.

11. -

Ostgermanische Holzbaufultur

L.n: 1302 S

POLITECHNIKA WROCLAWSKA
Katedra Historii Architektury

461-D

Ostgermanische Holzbaukultur

und ihre Bedeutung
für das deutsche Siedlungswerk

von

Dr.-Ing. Heinrich Franke

POLITECHNIKA WROCLAWSKA
Katedra Architektury II.

L. n. 1302 S



Wilh. Gottl. Korn Verlag / Breslau

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Copyright 1936 by Wilh. Gottl. Korn Verlag, Breslau. Printed in Germany.
Druck von Wilh. Gottl. Korn, Breslau.

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Vorwort	7
Bedeutung und Grundlagen	
1. Kapitel. Ostgermanische Kultur	11
2. Kapitel. Vorgeschichtliche Hausbaufunde (Lausitzer Kultur).	13
3. Kapitel. Schriftliche Urkunden	16
Der ostgermanische Säulenbau im Kerngebiet	
1. Kapitel. Bezeichnende Merkmale und Entstehungsursachen	
Rassistische Bedingungen	25
Standortsbedingungen	32
2. Kapitel. Technische Notwendigkeiten und konstruktives System	
Verfallerscheinungen beim Blockbau	35
Zweck des Umgebines	37
Entwicklung des Umgebines	38
Gitterwerke	39
Dachverband	42
3. Kapitel. Die verschiedenen Säulenhaustypen	
Einstöckige Umgebine	43
Aniestockumgebine	46
Wohnhäuser	50
Gerichtskretschams	51
Zweistöckige Umgebine	83
Zweistöckige Umgebine, weitsäulig	84
Kurzstrebige Säulensachwerke	84
Langstrebige Säulensachwerke	94
Zweistöckige Umgebine, engsäulig	111
Ausklang und Verfall	114
4. Kapitel. Die Gestaltungsreihe und ihr baukünstlerischer Wert	124

Vergleich mit verwandten Bildungen und anderen Holzbaustilen *

1. Kapitel. Norden, Osten, Sudetenländer, Mitteldeutschland	
Skandinavien	129
Dachverbände in Ostdeutschland	132
Umgebinesachwerke in Ostpreußen	133
Umgebände in Thüringen und im Vogtlande, im Erzgebirge und in Böhmen	134
Städtische Vorlaubenhäuser (Schlesien, Böhmen)	139
Ländliche Vorlaubenhäuser (Ostbrien)	140
2. Kapitel. Süden und Südosten	
Gitterfachwerke in Bayern	140
Fachwerkgebände in Tirol, Kärnten und Steiermark	141
3. Kapitel. Griechenland	144
4. Kapitel: Das neue Kulturbild vom Ostgermanentum	147

Wiederbelebung bodenständiger Bauweise

1. Kapitel. Das Bodenständige	
Die Zukunftsaufgaben	153
Das Wesen des Bodenständigen	159
Die Elemente des Bodenständigen	162
Der Spielraum im bodenständigen Volkshause	165
2. Kapitel. Die Wiederbelebung des Säulenbaues	
Allgemeine und technische Vorteile	171
Vorteile des Säulenbaues für die Ausbausiedlung	176
Lage des Gebäudes auf dem Grundstück	183
Die bodenständige Siedlung	183
3. Kapitel. Die Folgen der Wiederbelebung	193

Anhang

I. Urkunden vom Fürstentretscham in Michelsdorf	199
II. Urkunden vom Gerichtskretscham in Rohnau	202
III. Beispiele für farbige Behandlung im Äußeren	204
IV. Beispiele für wirksame Verbretterungen	206
V. Sachregister	207

Vorwort

Vorliegendes Buch ist der Ertrag gelegentlicher, seit dem Ausgang des Krieges unternommener Fußwanderungen durch die Vorgebirgs- und Gebirgsdörfer Schlesiens, der Lausitz und des Erzgebirges. Unbefriedigt von den bisherigen Ergebnissen der einschlägigen Wissenschaft, lehrte mich der Augenschein, daß die Wirklichkeit zu den herrschenden Lehrmeinungen vielfach im Widerspruch stand, und daß die schriftlichen Überlieferungen, auf die man sich bisher allein verlassen hatte, nicht die volle Wahrheit verkündeten. Die alten Bauwerke sind als sichtbarer Niederschlag der Volkskultur ebenfalls Urkunden, eindeutiger sogar als schriftliche Aufzeichnungen, die oft nur Auffassungen einer bestimmten Zeit oder Zeitstimmung wiedergeben. Wie anderwärts die Steine reden, so hat hier das Holz eine eindringliche Sprache geführt; eine versunkene Welt wird lebendig, eine selbständige bauliche Kultur berichtigt die bisherigen Vorstellungen vom deutschen Osten und fordert die Gleichberechtigung mit anderen deutschen Kulturgebieten.

Das volle Verständnis für Grundriß und Aufbau bodenständiger Bauweise gewinnt man aber nicht allein durch Vertiefung in den alten Bestand, sondern auch bei dem Versuch, durch Neuschöpfung wieder zu einer bodenständigen Bauweise zu gelangen. Deshalb ist der geschichtliche Teil durch Entwürfe zu Siedlungshäusern ergänzt worden, die in dieselbe Landschaft hineinpassen; zugleich liefern sie den Beweis, daß die Verwertung des alten Erbgutes noch heute zeitgemäß ist, und daß die Ewigkeitswerte, die in der bodenständigen Bauweise enthalten sind, auch der Forderung des Tages gerecht werden.

Bei Aufbau und Formung des umfangreichen Stoffes sowie bei der seelischen Erfassung der Zusammenhänge hat mir meine Frau die wertvollste Hilfe geleistet. Ministerialrat Dr.: Ing. Nonn, Berlin, Professor Dr.: Ing. ehr. Dr. phil. h. c. Krenker, Technische Hochschule Berlin, Knappschaftsdirektor Mattenkloft, Gleiwitz, und Graf von Mandelsloh, Dresden, der auf die Nutzenanwendung der bauwissenschaftlichen Erkenntnisse für ein bodenständiges Siedlungswesen unablässig hingewiesen hat, haben das Werk mit Rat und Tat unterstützt. Ein ausführliches Gutachten des Provinzialkonservators von Niederschlesien,

Herrn Dr. Grundmann, hat den Herrn Oberpräsidenten von Schlesien und den Herrn Landeshauptmann von Niederschlesien veranlaßt, den Druck des Werkes durch namhafte Geldbeihilfen entscheidend zu fördern. Ebenso bewilligte die Deutsche Forschungsgemeinschaft einen Zuschuß. Vorher hatte bereits die Fakultät für Bauwesen an der Technischen Hochschule Berlin zur Fortsetzung der Forschungen einen Betrag aus der Boissonet-Stiftung zur Verfügung gestellt. Schließlich hat sich der Verlag aus innerer Teilnahme an den Zielen des Buches seiner Herausgabe angenommen. Allen diesen Förderern möchte ich an dieser Stelle meinen tief empfundenen Dank abstaten.

Dankbar gedenke ich auch des „Ingenieurdienst e. V. Berlin“ und der stellungslosen Fachgenossen, die nach den Richtlinien dieses Hilfswerkes aus Mitteln der werteschaffenden Arbeitslosenfürsorge bei der Waldenburger Bezirksstelle beschäftigt waren und beim Aufmessen und Auftragen der Gebäude freudig mitgeholfen haben. Sie waren die ersten, die sich durch eigene Anschauung und Mitarbeit mit diesem wertvollen Erbe vertraut machen konnten.

Möchte die selbständige Arbeit des Verfassers recht vielen Volksgenossen ein Ansporn zu Forschungen und Taten sein und klareren Vorstellungen vom germanischen Osten und seiner Zukunft die Wege ebnen.

Waldenburg i. Schles., im Dezember 1935.

Dr.:Ing. Heinrich Franke

Bedeutung und Grundlagen

I. Kapitel

Ostgermanische Kultur

Es rächt sich bitter, wenn ein Volk sich daran gewöhnt hat, nur in kurzen Zeiträumen zu denken. Es ist sich kaum der jüngsten Vergangenheit bewußt und verliert sich in den Fragen der Gegenwart; es hat verlernt, frei in die Zukunft zu blicken. Auch manche Forschungen im letzten Jahrhundert sind ohne Wirkung auf das Volksleben geblieben; denn die Wissenschaft hatte vielfach ein Eigenleben geführt und an die großen zeitlichen, geographischen und rassischen Zusammenhänge keinen Anschluß gefunden. Die Folge war ein unaufhaltsamer Verfall kostbarer Werte. Man wußte nichts mehr mit ihnen anzufangen, weil sie, vom materiellen Standpunkte der Gegenwart aus betrachtet, nicht mehr als Werte erkennbar waren.

Zu den Opfern dieser kurzsichtigen Auffassung gehört auch die zerstreute Hinterlassenschaft der ostgermanischen Kultur, die einst den weiten osteuropäischen Raum von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer zusammengehalten hatte. Erst in allerjüngster Zeit dämmert wieder das ungefähre Bild jener Völkergeschichte herauf, von deren Größe man keine Vorstellung mehr besaß, weil sie schon zu Beginn des Mittelalters dem Gedächtnis des Volkes entrückt wurde.

Selbst die neueren Bodensfunde lassen sich ebensowenig wie die noch vorhandenen schriftlichen Nachrichten über dieses Zeitalter zu einem eindeutigen Bilde zusammensetzen. Bis auf weiteres sind Geschichts- und Vorgeschichtsforscher an dem Punkte angelangt, wo selbst eine neue Entdeckung auf ihren Sondergebieten kaum imstande ist, die Undeutlichkeit der bisherigen Vorstellungen zu beseitigen. Um einen Stillstand der Forschung zu verhindern, muß deshalb versucht werden, den Hebel an anderer Stelle anzusetzen.

Das Haus war zu allen Zeiten der Wertmesser der Kultur. Außerdem weiß heute jeder, daß der Hausbau eines der wichtigsten Schlüsselgewerbe ist. Wo nicht gebaut wird, stockt das ganze gewerbliche Leben, stocken Handel und Verkehr. Aber was wissen wir vom ältesten Hausbau, von seiner technischen Zusammensetzung, von seinem baukünstlerischen Wert? Aus den Waffen, Hausgeräten, Kleidungsresten und Schmuckstücken allein, die der Heimatboden wieder herausgegeben hat,

kann man sich kein so deutliches Bild von den wirklichen Zuständen machen, daß sie sich jedem Volksgenossen ohne weiteres einprägen müssen. Infolgedessen hat sich die Phantasie der Hausbaufrage bemächtigt und Zerrbilder entworfen, die den Wert der bisherigen Bodenfunde stark beeinträchtigt haben.

Leider hat sich die technische Hausbauforschung an der Lösung der bevölkerungs- politisch so wichtigen Frage, wie es im ostgermanischen Raume einmal ausgesehen hat, bisher nur in sehr bescheidenem Umfange beteiligt. Sollte nicht der schöpferische und zugleich in konstruktiven Fragen geschulte Architekt in der Lage sein, Tatsachen aufzudecken, die sich bisher den Blicken anderer entzogen haben? Wenigstens kann er auf dem Wege zur Erkenntnis einen entscheidenden Schritt vorwärts tun, wenn er den vorgeschichtlichen und den geschichtlichen Holzbau des germanischen Ostens — denn es kann sich im Osten nur um Holzbauten handeln — technisch untersucht und beide miteinander vergleicht. Bei dieser Untersuchungsmethode würde nicht nur die älteste Hinterlassenschaft (Urkunden und Bodenfunde), sondern gleichermaßen auch der heute noch vorhandene Bestand ältester Holzbauten gewertet. Schwerlich können wir eine richtige Vorstellung vom Vergangenen gewinnen, wenn sie nicht an vergleichbaren Tatsachen, die mit dem geistigen oder körperlichen Auge noch heute wahrnehmbar sind, herangebildet oder zum wenigsten ergänzt worden ist. Niemals können wir der Vergangenheit nahekommen, wenn wir nicht unser Auge am Gegenwärtigen geschärft haben. Und ebensowenig kann man mit allzu lückenhaften Kenntnissen vom Vergangenen der zukünftigen Entwicklung die Wege ebnen.

In unserem Falle laufen wir um so weniger Gefahr, auf eine falsche Bahn zu geraten, als die Standortbedingungen, nach denen sich bodenständige Holzbauten notwendigerweise aufbauen müssen, im großen und ganzen immer dieselben geblieben sind.

So belehrt uns das langobardische Volksgesetz, der „Edictus Rothari“ vom Jahre 643 n. Chr., daß man schon damals in Holzfachwerk (lignamen adunatum) baute und das Gerüst vor der Aufrichtung auf dem Zimmerplatze fertigstellte. Hiermit wird das Bestehen eines ausgebildeten Handwerkerstandes ausdrücklich bezeugt. Auch sind bei Freilegung ehemaliger burgundischer Monumentalbauten in Genf aus der Zeit zwischen 400 und 500 n. Chr., also aus der Zeit der Völkerwanderung, Steinplatten mit Verzierungen gefunden worden, die mittelalterlichen ostdeutschen Fachwerkbildungen genau entsprechen (Abb. 1). Daß die Burgunden, deren Stammsitze an Neze und Warthe gelegen hatten, die Holzbaukunst hervorragend beherrschten, ist aus verschiedenen Zeugnissen des Altertums bekannt.

Rückschlüsse auf weit zurückliegende Zeiten sind deshalb durchaus angebracht. Auch bei denen, die etwa diesen Weg ablehnen, weil er den bisherigen Gepflogenheiten der Wissenschaft nicht entspricht, wird sich schließlich die Freude über die Ergebnisse einstellen, die hierbei erzielt werden können, die den Wert früherer Untersuchungen unangetastet lassen, ihnen aber eine neue Bedeutung geben.

Wir müssen uns natürlich auch von den Zwangsvorstellungen befreien, die eine irrige Geschichtsauffassung in Deutschland großgezogen hatte; danach sollte der Osten seit jeher rückständig gewesen und erst von Westdeutschland aus kultiviert worden sein. Danach sollte auch der östliche Hausbau in ältester Zeit auf einer primitiven Stufe gestanden haben, sogar dort, wo Beweisstücke für eine unlegbar höhere Lebenskultur in vorgeschichtlicher Zeit gefunden worden sind. Selbst Forscher, die diese Vorurteile gesprengt und mit Hilfe wertvoller Hausrats-, Schmuck- und Waffenfunde den Beweis geliefert haben, daß Indogermanen und Germanen schon damals hochentwickelt gewesen sind, wollten ihnen einen technisch vollendeten Hausbau nicht zugestehen. Man glaubte, daß „vorgeschichtlich“ ohne weiteres mit „primitiv“ gleichzusetzen sei. Man glaubte nur in den allereinfachsten vorhandenen Bauten Abbilder früheren Bauwesens erblicken zu dürfen.

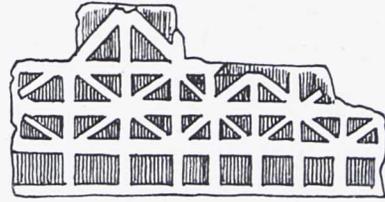


Abb. 1. Nachbildung burgundischer Fachwerkbildung auf Stein.

2. Kapitel

Vorgeschichtliche Hausbauafunde (Laufiger Kultur)

Was die Vorgeschichtswissenschaft durch Ausgrabung zu Tage gefördert hat, konnte allerdings eine bessere Meinung vom germanischen Holzbau nicht aufkommen lassen. Günstigstenfalls haben die zufälligen Entdeckungen vorgeschichtlicher Hausreste über die Grundrißbildung und weniger belangreiche technische Einzelheiten Aufschluß gegeben. Man denke an die Hausfundamente von Rings in Gotland (Schweden) und Jäderen in Norwegen, an das germanische Haus auf der sogenannten „Römerschanze“ bei Potsdam, an die „Semnonenhalle“ am Müggelberge und an das bronzezeitliche Dorf in Buch bei Berlin, sowie an die sonstigen Hausfunde in ostdeutschen Burgwällen. Wie diese Häuser aufgebaut waren, läßt sich aus den Bodenfunden überhaupt nicht ermitteln. Denn es fehlte doch stets das Wichtigste, der Wand- und Dachaufbau selbst. Alle Versuche, diesen allein aus der Grundrißanlage wiederherzustellen, mußten schon deshalb scheitern, weil sie fast ausschließlich von Nichttechnikern unternommen worden sind, und weil heute selbst Architekten über den Holzbau wenig Bescheid zu wissen pflegen.

Die bisherige Bewertung der Hausreste von Buch, die dem sogenannten „Laufiger Kulturkreise“ angehören, muß deshalb stark in Zweifel gezogen werden. Diese Reste bestehen hauptsächlich aus einer großen Zahl von Pfostenlöchern, die mit dunkler

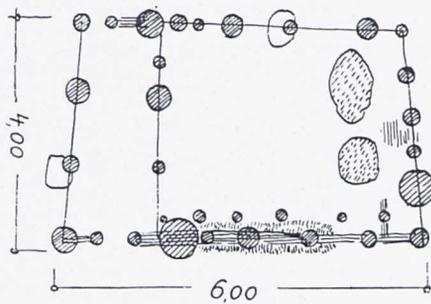


Abb. 2. Buch, Grundriß 87 (nach Kiekebusch).

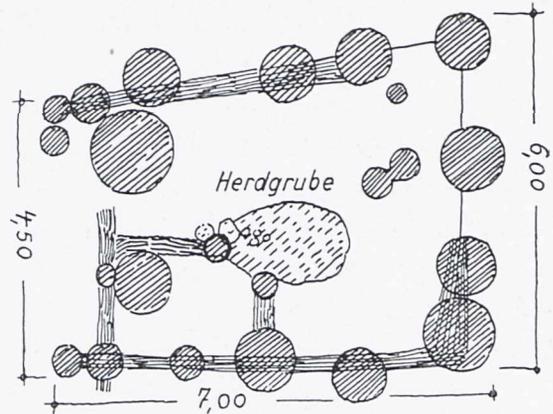


Abb. 3. Buch, Grundriß 94 (nach Kiekebusch).

Branderde gefüllt sind. In ihrer Lage zueinander zeichnet sich mehr oder weniger deutlich der Grundriß der einzelnen Häuser ab. Die ungleichmäßigen Abstände der Pfostenlöcher, ihre ungleichmäßige Dicke und die Schiefwinkligkeit jedes Grundrisses (Abb. 2/3) lassen aber deutlich erkennen, daß man es nicht mit dem Rest des eigentlichen Wandaufbaues, sondern nur mit einem Holzrost zu tun haben kann, der unter den Hauswänden angeordnet war. Wahrscheinlich hat es zur Fundamentierung an Steinen in ausreichender Zahl und Beschaffenheit gefehlt oder die Bodenverhältnisse selbst haben die Gründung mittels Holzrostes erzwungen. Der Geländeschnitt, das sogenannte „Bucher Profil“ (Abb. 4), läßt kaum eine andere Deutung zu. Klar zeichnen sich die in den Erdboden eingeschlagenen und eingegrabenen kurzen Pfosten und die darüber gelegten Rostschwellen ab, die in der Kulturschicht liegen. Noch heute ist diese Konstruktion bei behelfsmäßigen Bauten aller Art, Baracken, Lagerschuppen, Baubuden und dergl. üblich. Diese Pfostenlöcher reichten in Buch durchschnittlich 30 Zentimeter tief in den Boden hinab; oft sind es nur 20 bis 10 Zentimeter gewesen und nur in einem Falle 50 Zentimeter. Das ist zu wenig für den Pfosten einer 2,00 bis 2,20 Meter hohen Wand; sie würde schon beim Aufbauen umfallen. Und dann stelle man sich eine Wand aus Stämmen vor, die an einem Bau teils 30, teils 5 Zentimeter Durchmesser haben! Das kann doch nur bei Rostpflocken angängig sein. Das einzige, was uns einen Anhalt für den eigentlichen Wandaufbau zu bieten vermag, sind harte Lehmbrocken mit Abdrücken, die teils auf Fugenverstrich beim Blockbau,



Abb. 4. Bucher Profil (nach Kiekebusch).

teils auf Ausstaakung im Fachwerkbau schließen lassen; im letzteren Falle werden die leeren Gefache zwischen dem Fachwerkgerüst mit runden oder mit Spaltknüppeln ausgefüllt (ausgestaakt) und diese wieder mit „Wallern“ (Abb. 5) oder mit Weidenruten durchflochten und mit Stroh- oder Lehm ausgedrückt. Das wichtigste Ausgrabungsergebnis ist aber die Tatsache, daß beim dortigen Hausbau gelegentlich auch Kanthölzer, also regelrecht bearbeitete Balken mit rechteckigem Querschnitt, verwandt worden sind.



Abb. 5. Sogenannte „Spickwand“ (Isergebirge)

Der bisherige Wiederherstellungsversuch (Abb. 6) ist nur dazu geeignet, die landläufige Meinung darin zu bestärken, daß der vorgeschichtliche Hausbau in Deutschland auf einer sehr niedrigen Stufe gestanden haben müsse. Denselben Eindruck gewinnen wir von der Wiederherstellung des sogenannten „Vandalen-gehöftes“ aus Schlesien aus dem Breslauer Museum (Abb. 7). Es besteht aus zwei Gebäuden, einem größeren „Sommer-“ und einem kleineren „Winter-“ hause“. Beide sollen also regelrechte Wohnhäuser gewesen sein. Wären die Hauswände wirklich in der dargestellten Art ausgeführt worden, dann wären sie technisch sehr fehlerhaft und von geringer Dauer gewesen und würden den Beweis liefern, daß sich die Erbauer auf den Holzbau nicht verstanden hätten. Die Wand soll aus dicht nebeneinander und senkrecht gestellten schwachen Rundstämmen (ohne Fugendichtung [!]) gebildet worden sein, die man einfach in den Erdboden eingegraben hätte. In unregelmäßigen Abständen, und in den beiden Längswänden sich nicht einmal gegenüberliegend, hätten dann kräftigere Säulen diese Wand unterteilt.

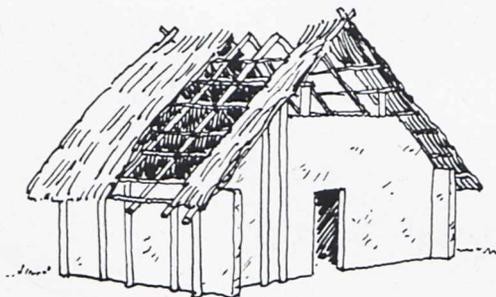


Abb. 6. Angeblicher Aufbau des bronzezeitlichen Hauses in Buch.

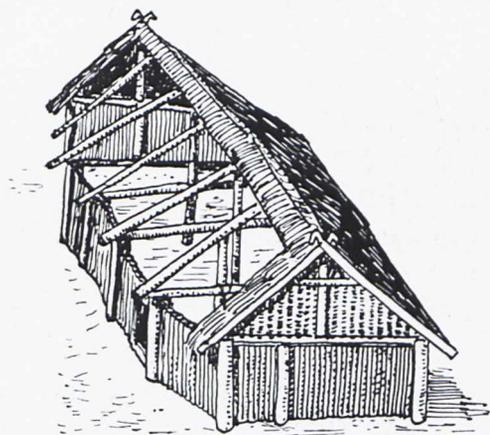


Abb. 7. Angeblicher Aufbau des sogenannten Vandalenhauses.

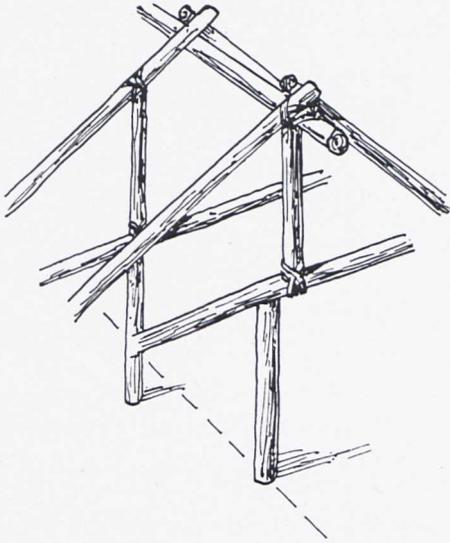


Abb. 8. Firssäulen. Angeblicher Dachaufbau beim sogen. „Vandalenhaus“.

Schräg über einen ungeteilten langen Raum wären im selben Abstand wie die kräftigeren Säulen Deckenbalken gestreckt worden. Der Dachraum sei aber trotzdem offen (Halle!) und durch ein primitives, mit Bast zusammengebundenes Rundholzgespärre abgeschlossen gewesen (Abb. 8). „Firssäulen“ als Holzstempel in völlig unregelter Stellung hätten mitten auf einigen Deckenbalken gestanden, an die sie angebunden waren, und hätten Firsbalkenstücke unterstützt.

Gegen diese sogenannte „Wiederherstellung“ muß Einspruch erhoben werden. Dauerwohnhäuser, in denen sich das Leben von Generationen vandalischer Bauernfamilien abgespielt hätte, können es auf

keinen Fall gewesen sein. Es ist für einen mit der Geschichte der Technik vertrauten Architekten undenkbar, daß sich die geistig hochstehenden Vandalen mit so kindlichen Konstruktionen zufriedengegeben haben sollen, die jeden Zimmerlehrling beschämen müßten. Weshalb sollen sie denn in aller Welt in einer einräumigen Scheune ihr Leben gefristet haben?

3. Kapitel

Schriftliche Urkunden

Demgegenüber muß es sehr nachdenklich stimmen, daß die ältesten in Frage kommenden schriftlichen Urkunden, wenn sie auch weit jünger sind als die Bodenfunde, durch technische Ausdrücke überraschen, die bei primitivem Bauwesen gar nicht denkbar wären. Es muß sogar eine entwickelte Holzbaukunst im Osten gegeben haben, wenn sich verschiedene Urkunden eingehend mit ihr beschäftigen; und wenn sie schon damals voll entwickelt gewesen ist, so wird dies auch lange vorher der Fall gewesen sein. Solche Beschreibungen finden sich in der Bibelübersetzung des westgotischen Bischofs Wulfila (Mitte 4. Jahrhundert n. Chr.), in den germanischen Volksgesetzen, in den nordischen Sagas und in Reiseberichten des Altertums.

Diese Urkunden sind von der bisherigen Forschung nicht zutreffend gedeutet worden. Wie sollte man sich auch eine Holzbaukunst vorstellen, deren Vorhandensein

selbst von der Bauwissenschaft geleugnet wurde? Sollte es doch, der unseligen Übertragungstheorie entsprechend, im Osten nichts Selbständiges von höherer Bedeutung gegeben haben, sollte doch erst im 12. Jahrhundert im Zuge der westdeutschen Einwanderung im Süden der fränkische und im Norden der sächsische Fachwerkbau eingeführt worden sein!

In Wulfilas Bibelübersetzung beziehen sich zwar nur wenige bautechnische Ausdrücke auf den eigentlichen Aufbau; um so deutlicher treten jedoch die wichtigsten Merkmale hervor. Auf einen Unterbau „Grundwaddjus“ = Grundwände, wird das Gezimmer = „Gatimbrijo“ errichtet. Diesen Vorgang hat Wulfila mit „gasuljan“ bezeichnet. Das gotische Haus wurde also gesäult. Es war ein Bau, dessen tragende Hauptglieder Holzsäulen waren; sie müssen das Aussehen des Bauwerkes entscheidend bestimmt haben. Die Säulen werden „Sauls“ genannt. Auch das Dach wurde von „Sauls“ getragen. Heute noch spricht der Zimmermann in Schlesien und in den Sudeten nur von einer „Saul“ oder „Saule“ statt von einer Säule. Merkwürdigerweise hat aber die bisherige Forschung das Wort „gasuljan“ mit dem althochdeutschen Wort „Suelli“ = Schwelle in Verbindung gebracht. Das Zimmerwerk sollte also auf eine Schwelle aufgesetzt worden sein. Infolgedessen hat man gerade das bezeichnendste Merkmal dieser Bauten, die senkrecht stehenden Säulen, nicht zu erkennen vermocht.

Diesem Irrtum hat die laienhafte Vorstellung zugrunde gelegen, die sich bis tief hinein in die Reihen der Baufachleute festgesetzt hatte, daß die Gründung auf Schwellen hochwertiger sei als die schwellenlose Gründung; man hat sogar behauptet, es sei ein untrügliches Zeichen primitiver und unsachgemäßer Bauweise, wenn die Schwellen fehlten. Im Westen habe man das viel besser gemacht! Man achte aber lieber auf die vielen schwellenlosen Säulen im Osten, die, vor der eigentlichen Wandfläche stehend, Jahrhunderte überdauert haben! Es wäre ein technischer Fehler gewesen, sie in Schwellen einzuzapfen, die ungeschützt frei vor der Wand liegen. Da sie — und noch dazu ungleichmäßig — zusammentrocknen und verwittern, so würde der ganze Aufbau des Hauses in Mitleidenschaft gezogen worden sein; auch wären die Säulenzapfen bald verfault.

Wulfila hat uns noch mit einem weiteren, für das gotische Haus bezeichnenden Bauteile bekanntgemacht: Es ist die „Ubizwa“ (Ubizwo), ein von Säulen getragener Dachvorsprung. Im Althochdeutschen heißt dieser Bauteil „obosa“ oder „obisa“. Das griechische Wort, das Wulfila bei Beschreibung des salomonischen Tempels, den er sich als germanischen Holzbau vorstellt, mit Ubizwa übersetzt hat, lautet „stoa“ und bedeutet Säulenhalle oder Säulenumgang. Dieser Umgang unter dem Dachvorsprung wird mit dem Säulenumgebände der sudetenländischen Holzbaukunst nahe verwandt sein; doch werden die Säulen nicht dicht an der Wand wie dort, sondern weiter ab gestanden haben, wenn ein „Umgang“ möglich sein soll. Wulfila hatte also ein Gebäude im Auge, wie es heute noch an den Karpathenrändern im ehemaligen gotischen Siedlungsgebiete zu finden ist (vergl. S. 143 Abb. 173/174).

Schließlich lesen wir, daß das Göttenhaus durch Giebel = gibla abgeschlossen und u. a. mit Schindeln = skalja gedeckt wurde, und daß es auch Fenster, „Augentüren“ genannt, besessen hat.

Mehr erfahren wir vom ältesten Hausbau des ostdeutschen Gebirgslandes aus dem bajuwarischen Volksgesetz (leges Bajuvariorum), also dem Gesetze der suebischen Markomannen, deren Stammsitze zwischen Spree und Oder gelegen haben; sie sind dann vorübergehend in Mitteldeutschland, hauptsächlich aber — und zwar in den ersten vier Jahrhunderten unserer Zeitrechnung — in Böhmen und in seinen Randgebirgen sesshaft gewesen, bis sie in ihr jetziges Siedlungsgebiet abgewandert sind.

Das Gesetz ist ungefähr um 635 n. Chr. zum Abschluß gekommen, spiegelt aber als eines der ältesten Rechtsbücher Verhältnisse wider, die weit vor diese Zeit zurückreichen. Es enthält hauptpolizeiliche Vorschriften für den Holzbau und Strafbestimmungen. Aus diesen geht die technische Bedeutung der einzelnen Holzgliederungen hervor. Auch hier hat es keine Grundschwelle gegeben; sie werden überhaupt nicht erwähnt. Auch hier bilden senkrechte Holzsäulen das Tragegerüst des Baues. Man hat sehr deutlich die Ecksäulen, „Winchilsuls“ = Winkelsäulen (lateinisch „columnae angularis“), von den Zwischensäulen unterschieden, die einfach als die „anderen Säulen“ (lateinisch „cetera huius ordinis“) bezeichnet werden. Außerdem teilte man die Säulen in eine „äußere“ und in eine „innere Ordnung“ ein. Manche Forscher haben die Säulen äußerer Ordnung als Bestandteile eines Laubenganges gedeutet. Das ist zwar streng genommen nicht der Fall, aber sie haben insofern recht, als durch das Vortreten der Säulen vor die Wandfläche ein laubenartiger Eindruck hervorgerufen werden konnte. Wie auf Seite 140/141 gezeigt wird, haben sich auch in Niederbayern bis auf unsere Zeit noch solche Säulenordnungen mit dazwischengespannten Laubengittern erhalten, ein Beweis für den Zusammenhang mit dem alten Volksgesetz und mit den ältesten Holzbauten in den Sudetenländern.

Über jede der vier äußeren Säulenreihen des Hauses hinweg sind „Spangae“, also Spangen gelegt, die das Gebäude zusammenhalten sollen, wie sich das Gesetz sehr anschaulich ausdrückt. Es sind die heutigen „Rahmenhölzer“ oder „Rähme“, die sämtliche oberen Säulenenden in einem waagrecht liegenden Rahmen zusammenfassen; auf diesen Rahmenhölzern liegen auch die Deckenbalken unmittelbar auf (vergl. Abb. 10 S. 21). In bezug auf die Fachwerkhölzer zwischen den Hauptsäulen untersagt das Gesetz, einzelne Stücke aus dem Verbande herauszunehmen. Diese Bestimmung hat nur Sinn bei einem Fachwerk, in welchem jeder Stab für die Festigkeit des Ganzen unentbehrlich ist; solche Gebinde hat es nur im ostindogermanischen Kulturgebiet, hauptsächlich also in der Lausitz und in Schlesiens, gegeben.

Wenn Verstöße gegen die Regeln der Baukunst, wie die im Volksgesetze gerügten, vorgekommen sind, so beweist das nicht, daß die Baukunst damals noch primitiv gewesen sei, sondern lediglich, daß sich Anzeichen einer gewissen Vernach-

lässigung oder Unsicherheit infolge eines Standortwechsels oder politischer und religiöser Umwälzungen bemerkbar gemacht haben müssen. Es hat also in der Holzbaukunst ein Auf und Ab gegeben. Von einem geradlinigen Aufstieg kann man hier ebensowenig sprechen wie beim Völkerleben selbst. Wir selbst müssen uns heute mit allen Kräften bemühen, die Baukunst vor weiterem Abgleiten zu bewahren; wir haben deshalb kein Recht, mit überlegenem Spott auf frühere Leistungen und gelegentliche Unzulänglichkeiten herabzusehen, wie es leider oft geschehen ist.

Das bajuwarische Volksgesetz gibt uns auch über den Dachaufbau entscheidende Hinweise. „Columna, a qua culmen sustentatur, quam ‚Firstsul‘ vocant“, heißt die berühmte, noch immer nicht zutreffend ausgelegte Stelle. Man dachte zuerst an eine, dann an mehrere mastbaumartige Stangen, die den „First“ eines Satteldaches „unterstützen“. Das Bandalengehöft vom Breslauer Museum (Abb. 7, S. 15) zeigt diese mutmaßliche Lösung. Die Firstsäule würde aber nicht die große Bedeutung gehabt haben, die ihr nach dem Gesetze zuerkannt wird, wenn sie nur diese einfache Aufgabe hätte erfüllen sollen. Indem man sich vorstellte, daß die ältesten Holzbauten nur primitive Dachgefüge gehabt haben könnten, hat man auch die Worte „culmen“ und „sustentatur“ nicht zutreffend übersetzt. Culmen heißt Dach und nicht First; sustentatur kommt von sustentare und nicht von sustinere. Sustentare ist die Intensivform dieses Zeitwortes, so daß seine Bedeutung nicht erschöpft wird, wenn man es nur mit „unterstützen“ übersetzt. Es kann also nur ein Tragen des ganzen Daches, ein Zusammenhalten und Unterspannen des Dachverbandes wie bei einem Schirm gemeint sein. Nur in diesem Sinne gäbe es einen Anschluß an den heute noch vorhandenen Bestand. Denn alle ostgermanischen Dachverbände der geschichtlichen Zeit bauen sich auf diesen Firstsäulen auf (Abb. 41, S. 43). Dort „unterstützen“ sie aber niemals den First, weil sie ihn auch gar nicht zu unterstützen brauchen; sie stehen nur unter ihm. Stämmen mit abzweigenden Ästen vergleichbar, bilden sie vielmehr das Rückgrat des Längs- und Querverbandes des gesamten Dachgefüges und sind das entscheidende Merkmal aller typischen ostdeutschen Dachverbände in Stadt und Land.

In den nordischen Sagas aus dem 12. Jahrhundert n. Chr. bestätigen auch die Baubeschreibungen die bekannte Tatsache, daß zwischen Nord- und Ostgermanen von jeher tiefere Beziehungen als zu den Westgermanen bestanden haben. Wie nach dem bajuwarischen Volksgesetz werden die Säulen, hier „Ständer“ genannt, in „utstafir“ = Außenständer und „innstafir“ = Innenständer eingeteilt. Den vier Seiten des Hauses entsprechend, gibt es vier Reihen von Außenständern; sie werden auch als „Setstokar“ bezeichnet, d. h. als „Setzstöcke“, die demnach ohne Schwellen auf einer festen Unterlage aufgestanden haben; es waren die Haupttrageglieder des Hausaufbaues. Die Eckständer nannte man bezeichnenderweise „Hornstafir“, die das Haus gewissermaßen absteckenden, erzeugenden vier Hauptständer, und die Innenständer bisweilen auch „Sula“. Selbst die Firstsäule findet

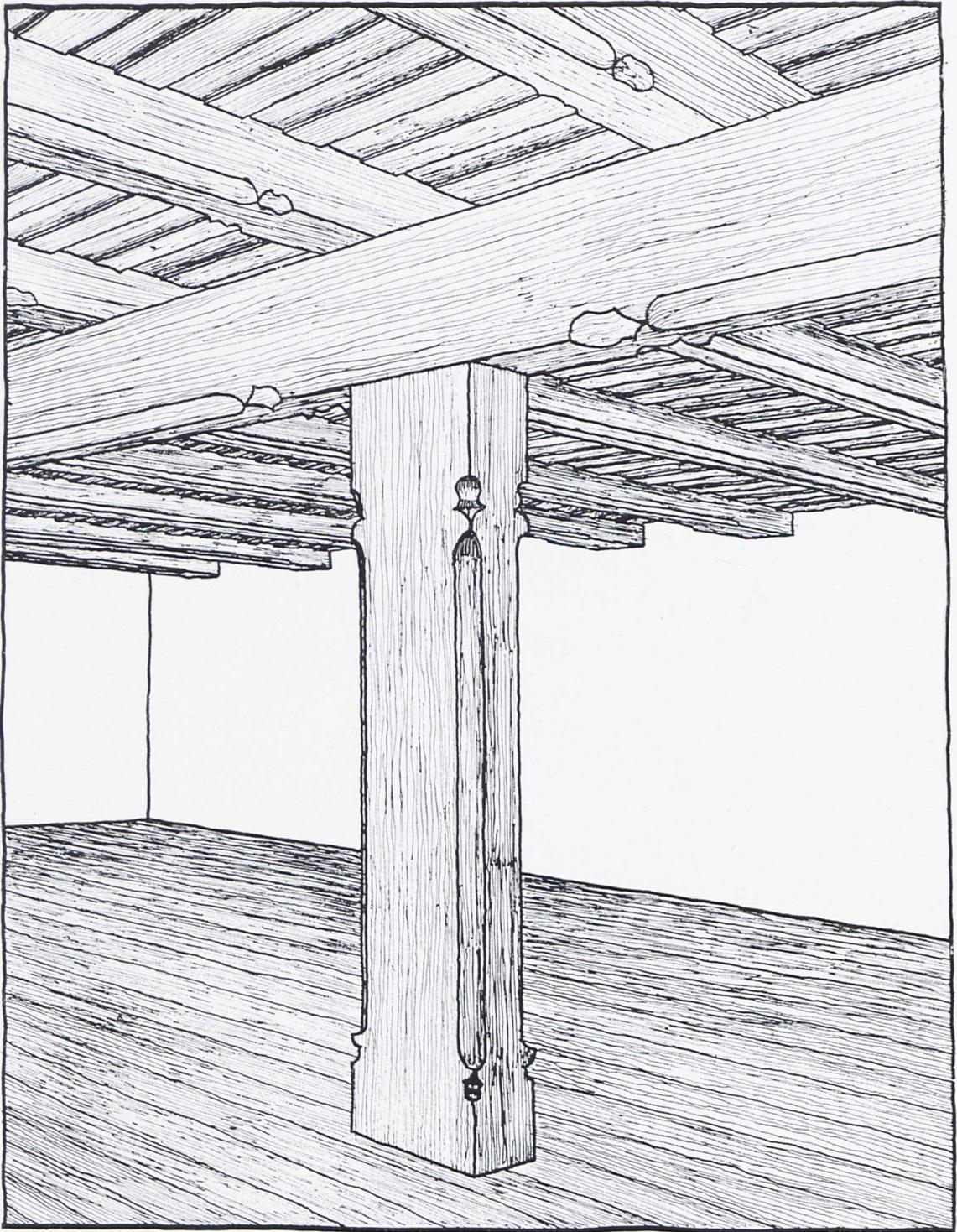


Abb. 9. „Saule“ mit Balkendecke im Schankraum des Fürstenkretschams
in Michelsdorf (Rsgb.).

sich als „Meniaß“, d. h. als sogenannter Mannbalken, als „Mann“. Wer sich mit Fachwerksfiguren beschäftigt hat, weiß, daß ein „Mann“ oder „wilder Mann“ nicht ein einzelnes Kanholz, sondern eine in sich geschlossene Figur ist; sie besteht aus Säulen und aus Stäben, die schräg im Winkel von der Säule abzweigen und das übrige Fachwerk an die Säule binden. Dieselben Säulen finden sich als „Firsfsäulen“ auch in den Dachstühlen und fassen dort die Dachverbandhölzer in einigen Knotenpunkten zusammen.

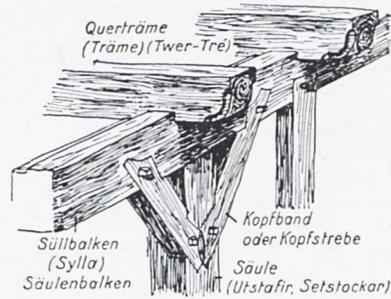


Abb. 10. Bezeichnung der Verbandhölzer in den nordischen Sagas.

Wie die Spangen oder Rahmenhölzer des bayerischen Volksgesetzes, so liegen hier über den Außensäulen „Sylla“, schwere Säulenbalken, oder, wie sie heute noch im Tsergebirge genannt werden, „Süllbalken“ (Abb. 10.) Auf diese Längsbalken legen sich, senkrecht dazu, „Twer-tré“ = Querbalken, in den Sudeten und in Böhmen als „Querträhme“ oder einfach als „Trähme“ bezeichnet. Sie trugen weit über die Umfassungswände aus, so daß ein Vordach entstand, „Ups“ genannt, entsprechend der „ubizwa“ Wulfilas. Auch geht für den Holzfachmann die Bedeutung der übrigen Verbandhölzer aus diesen Schriften mit genügender Klarheit hervor.

Der Vollständigkeit halber sei noch erwähnt, daß es bei allen germanischen Stämmen ebenso wie heute ein- bis zweistöckige Häuser gegeben hat. Die weitverbreitete Ansicht, daß man sich die ältesten Wohngebäude durchweg als deckenlose hallenartige Gebäude vorstellen müsse, ist unhaltbar. Nur in wenigen Gebieten hat sich diese Form herausgebildet und erhalten, wie z. B. in Skandinavien, und auch dort nur bei einem ganz bestimmten Bauteil, der sogenannten „Hochstube“¹⁾.

Das Bild des ostgermanischen Hauses wird schließlich noch durch wertvolle Fingerzeige ergänzt, die im Gesandtschaftsbericht des Priskus enthalten sind, eines byzantinischen Gesandten, der sich um die Mitte des 5. Jahrhunderts n. Chr. im Auftrage Kaiser Theodosius' II. an das Hoflager Attilas begeben hatte. Dies war eine bedeutende Ansiedelung in der Theißniederung in Ungarn. Da am Hofe Attilas, der einen skythisch-germanischen Völkerbund von der Wolga bis tief nach Deutschland hinein gegründet hatte, eine große gotische Gefolgschaft lebte, gotische Sitte herrschte und ein gotischer Baumeister aus Sirmium an der Save in Niederrungarn als Erbauer eines Gebäudes der Hofhaltung ausdrücklich bezeugt wird, so wird gotische Ausdrucksweise bei den geschilderten Bauten sicherlich bestimmend gewesen sein. Was nun Priskus, ein typischer Stadtmensch, dort an Baulichkeiten schildert, war ihm höchst ungewohnt. Sie bestanden nach der Übersetzung Ludwig

¹⁾ Siehe die „Hochstube“ des „Morahauses“, des „Nyrhulthauses“ und des „Ottorhohes“ aus Südgottland, jetzt im Freilichtmuseum in Skansen bei Stockholm („Führer durch Skansens kulturgeschichtliche Abteilung“ Seite 47, 83 und 93).

Wilsers: „teils aus geschnitztem und zierlich zusammengefügtm Bohlenwerk, teils aus geglätteten Säulen, die, in gewissem Abstände voneinander entfernt, durch geschweifte Holzbögen verbunden waren“. Gustav Freytag gibt diese Stelle in Band 1 Seite 161 seiner „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ folgendermaßen wieder: „Innerhalb der Umfriedung aber waren viele Gebäude teils aus geschnitztem und zierlich gefügtem Tafelwerk, andere aber aus geglätteten Balken, die aufrecht in Entfernungen auseinandergestellt waren und bekrönt mit geschweiftem, zusammenschwingendem Holzwerk. Diese Bögen fingen am Boden an und reichten bis zu mäßiger Höhe.“

Was man sich unter dem „geschwungenen“ oder „geschnitzten“ Bohlen- oder Tafelwerk vorstellen soll, bleibt unklar; daß die fragliche Stelle verschiedenartig ausgelegt worden ist, zeugt von der Undeutlichkeit des Urtextes. Anders verhält es sich jedoch mit der in beiden Fällen übereinstimmend beschriebenen Säulenstellung. Hier besteht auch kein Zweifel darüber, daß das „geschweifte, zusammenschwingende Holzwerk“ zwischen den Säulen mit bogenförmig ausgeschnittenen Schrägstreben gleichbedeutend ist, die die Säulen mit dem darüberliegenden Balkenwerk (Rahmenholz und unterstützendem Spannriegel) verbinden und das Gefüge versteifen.

Ob es sich teils um reine Blockbauten, teils um reinen Fachwerkbau gehandelt hat, oder ob an ein und demselben Bau Blockwände aus waagerechten Balken oder Bohlen und stehendes Säulenwerk vereinigt gewesen sind, wie bei den heute noch vorhandenen Resten ostdeutscher Umgebendehäuser, geht mangels fachkundiger Beschreibung aus dem Berichte nicht eindeutig hervor. Immerhin hat Priskus eine in allen Einzelheiten durchgebildete Holzbaufkunst bezeugt, deren Reiz durch freistehende Holzsäulen und Holzbögen wesentlich bestimmt worden ist.

Nach allen diesen Zeugnissen hat in Ostgermanien die Holzbaufkunst in Blüte gestanden; sie war mit Eigenheiten ausgestattet, die sich teils in derselben, teils in mehr oder weniger verwandter Form noch in den preussischen Ostprovinzen, an den Gebirgsrändern der Karpathen und an den bezeichnendsten Holzbauwerken der Sudetenländer bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts vorgefunden haben.

Der ostgermanische Säulenbau
im Kerngebiet

I. Kapitel

Bezeichnende Merkmale und Entstehungursachen

Rassische Bedingungen

Das Werden der schlesischen und der sudetenländischen Kultur ist bisher zu stark unter dem Gesichtswinkel der Einwanderung von Osten und Westen her betrachtet worden. Wie hypnotisiert hängt alles an der Kolonialtheorie, als ob man die Rätsel, die die Eigenart Schlesiens wie kaum die eines anderen deutschen Landes aufgibt, mit diesem Schlüssel lösen könnte. Auf diesem von Natur so reich gesegneten Boden sollte merkwürdigerweise nichts von selbst gewachsen sein; erst fränkische Bürger und Bauern hätten das Land der Kultur erschlossen. Trotzdem aber trüge es noch unverkennbar den Stempel der Vermischung mit dem Slawentum. Infolgedessen führte man alle baulichen Eigenarten der ländlichen Baukunst entweder auf das Slawentum oder auf die westliche Einwanderung oder auf beides zusammen zurück. So erklärte Mielle¹⁾ bei Besprechung ostdeutscher Holzbauten: „Der Slawe hat sich anscheinend den sogenannten fränkischen Typus des Hauses angeeignet.“ Gruner²⁾ ist dafür eingetreten, daß der Slawe sowohl den Blockbau wie das Stützengerüst dem Germanen übermitteln habe, und daß die vor den Wänden stehenden Holzsäulen unserer Bauwerke nichts anderes seien als ein „Nachklang der eingegrabenen Stützen eines primitiven (!) Pferches“. Gehen wir jedoch den umgekehrten Weg und fragen wir die Bauten selbst, indem wir sie technisch untersuchen, so will sich die hier gewonnene Erkenntnis nicht in die bisherige Lehre einfügen.

Es brauchte eigentlich kein Wort darüber verloren zu werden, daß der Blockbau auch in nichtslawischen Gebieten, so z. B. in Skandinavien und in den Alpenländern, heimisch ist. Dort ist er sogar strichweise mehr verbreitet als der Fachwerkbau. Es ist jedoch nichts davon bekannt, daß hier slawischer Einfluß bestimmend gewesen sei.

Und wie will man beweisen, daß der Osten den Fachwerkbau erst im 12. und 13. Jahrhundert mit dem Vorrücken des westgermanischen Deutschtums kennengelernt habe? An dieser Behauptung wird sogar heute noch festgehalten, obgleich sich keine technischen Anhaltspunkte dafür finden, daß das ostdeutsche Fachwerk aus

¹⁾ R. Mielle: „Das deutsche Dorf“, Bild 9, Seite 80.

²⁾ D. Gruner: „Beiträge zur volkstümlichen Bauweise“, Leipzig 1893 und 1894.

Franken stamme. Welches der verschiedenen fränkischen Fachwerke soll denn an dieser Einfuhr hauptsächlich beteiligt gewesen sein? Und wie kommt es, daß es nirgendwo so schöne „fränkische“ Fachwerke gibt wie im deutschen Osten? Glaubt man schließlich allen Ernstes, es ließe sich eine Bauweise aus der Gegend, in der sie entstanden ist, ohne weiteres in ein anderes Land mit völlig anderen Standortbedingungen und anders gearteten Baustoffen übertragen und dort weiterhin Jahrhunderte hindurch lebensfähig erhalten? Um eine Baukultur zu erzeugen, die von Dauer ist, müssen Rasse und Boden zusammenwirken. Die besonders gearteten Kräfte des Landes lassen sich einer blutleeren Theorie zuliebe nicht ungestraft beiseiteschieben. Deshalb kann auch das künstlich eingeführte unmöglich einen so weitreichenden Einfluß ausgeübt haben, daß es die heimischen Bauepflogenheiten verdrängen und bis auf die Neuzeit charakteristisch für den „kolonisierten“ Osten bleiben konnte.

Natürlich haben die Einflüsse von Osten und Westen, die ja zu verschiedenen Zeiten wirksam gewesen sind, ihre Spuren hinterlassen; und zweifellos haben mancherorts die westdeutschen Einwanderer, soweit sie rassisch wertvoll waren, in die Ermattung und Depression des Ostens neues Leben gebracht. Das hat aber nur vorübergehend zu einer Auffrischung der alten bodenständigen Kultur geführt. Andererseits haben die fremden Einflüsse und Überlagerungen das ursprüngliche Gesicht des Landes, bald mehr, bald weniger entstellt und letzten Endes seine kulturelle Selbständigkeit geschwächt. Überall ist dies nicht gelungen; im Gebirgs- und Vorgebirgslande hat sich die alte Kultur noch lange halten können, bis die Notzeiten des 18. und der Materialismus des 19. Jahrhunderts auch hier ihre Breschen geschlagen haben.

Es kann also keine Rede davon sein, daß die beiden Bestandteile der ostdeutschen Holzbauten zwei gegensätzlichen Rassen angehörten und demnach Jahrhunderte hindurch nebeneinander fortbestanden hätten. Technischen Fragen ist mit derartigen Vermutungen nicht beizukommen. Eine Baukonstruktion hat kein langes Leben, wenn sie nach Gesichtspunkten zusammengesetzt wird, die mit der Technik nichts zu tun haben. Ebenso wie die Vernachlässigung rassischer Gesetze würde sich die Vernachlässigung technischer Gesetze unerbittlich rächen, Unfruchtbarkeit und baldigen Verfall zur Folge haben. Umgekehrt wird ein Gefüge als einheitliche Schöpfung gelten müssen, wenn es sich technisch als zweckmäßig erwiesen und jahrhundertlang anderen Bauweisen gegenüber selbständig behauptet hat.

Wer die folgenden Abbildungen in einem Zuge betrachtet, wird sich sagen müssen, daß die dargestellten Bauten trotz mancher Abwandlungen das einheitliche Werk vergangener Geschlechter sind. Es zeichnet sich so scharf gegen die westlichen Holzbauten ab, daß wir außer bestimmten örtlichen Bedingungen auch eine andere rassische und seelische Einstellung der Erbauer voraussetzen müssen. Dieser Gegensatz bedeutet aber nicht, wie bisher gelehrt worden ist, daß sich Germanentum und Slawentum oder reines Germanentum im Westen und slawisiertes Germanentum im Osten gegenüberstanden hätten.

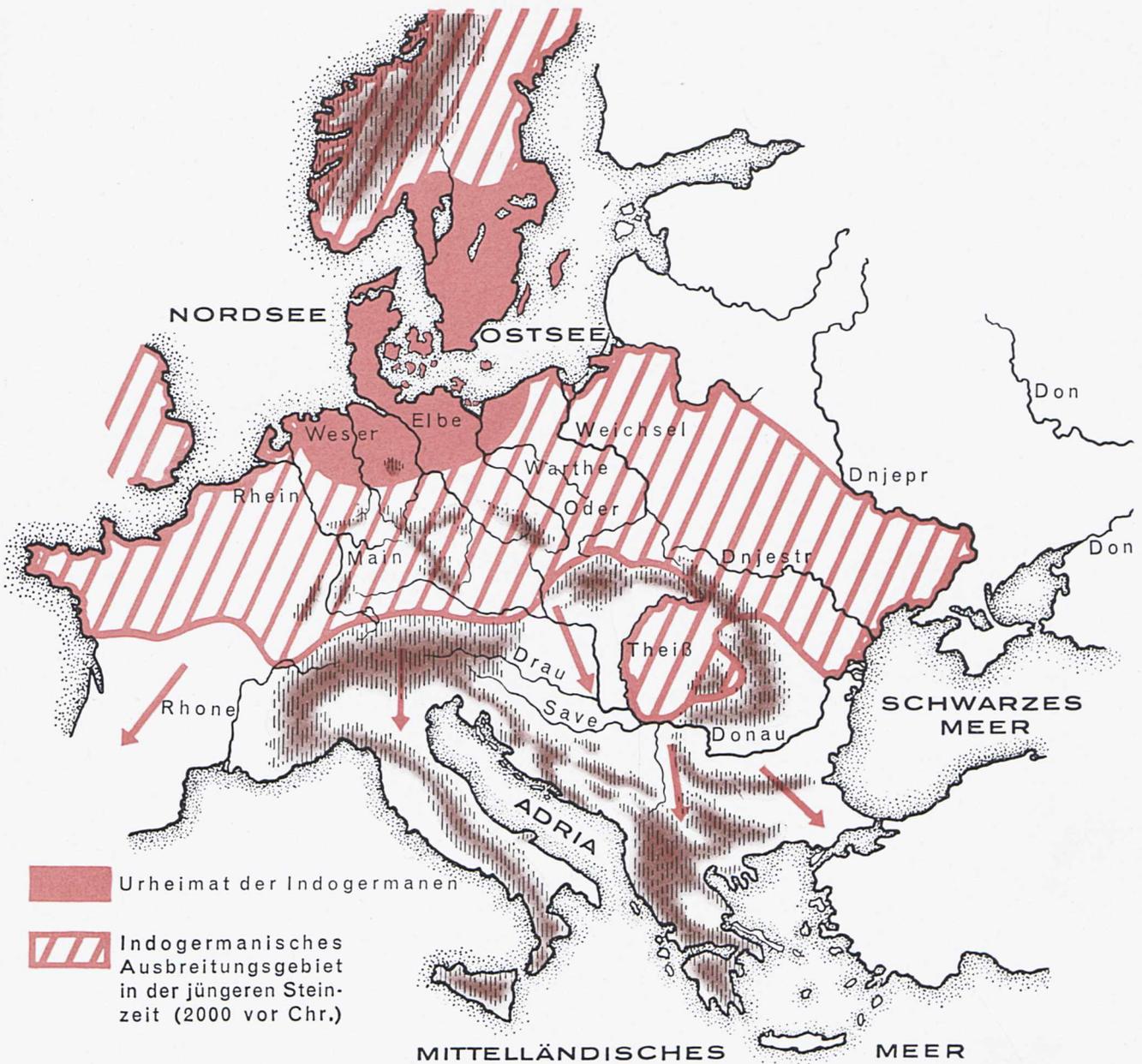


Abb. 11. *Urheimat und Ausbreitung der Indogermanen.*

Es treten immer neue Anzeichen dafür auf, daß sich diese Völker auf einer gemeinsamen rassischen Grundlage aufgebaut haben müssen, von der auch ihre Sprache einst Zeugnis ablegte¹⁾. Im selben Maße, wie die sogenannte Slawenzeit von der Wissenschaft des Spätens auf einen verhältnismäßig kleinen Zeitraum

¹⁾ Das bezeugt schon Einhard in seiner Lebensbeschreibung Kaiser Karls; siehe „Die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit“, Band 16, 3. Auflage.

zusammengedrängt wurde, wuchs der zeitliche Umfang der germanischen Kultur; damit ist auch das vorausgegangene Indogermanentum als rassistischer Begriff körperlich in Erscheinung getreten. Sein Dasein ist aus der mitteleuropäischen Kultur nicht fortzudenken. Die Karte Abb. II, die auf der Berliner Ausstellung „Deutsches Volk, deutsche Arbeit“ im Jahre 1934 gezeigt wurde, unterrichtet über die Grenzen seines Ursprungsgebietes und seine weitere Verbreitung.

Die Vorgeschichtswissenschaft hat das nicht hoch genug einzuschätzende Verdienst, uns das Wirken dieser Kulturrasse zum ersten Mal zum Bewußtsein gebracht zu haben. Im osteuropäischen Raum wurde ihre Hinterlassenschaft zuerst in der Lausitz ans Tageslicht gefördert; seitdem bezeichnet man die ostdeutsche Bronzezeit, die sich auch in der Hallstattzeit fortsetzte und von 1800 bis 400 v. Chr. dauerte, als „Lausitzer Kultur“. Dieser Begriff mußte jedoch in der Folgezeit nach Ausweis neuer Bodenfunde auf ein weit ausgedehnteres Gebiet übertragen werden, zunächst auf das eigentliche Schlesien und die angrenzenden Sudetenländer, dann auf einen großen Teil der Mark Brandenburg und die nördlichen Erzgebirgsränder bis nach Thüringen. Aber auch diese Grenze reichte nicht aus, als die eigentlichen Träger dieser Kultur deutlicher erkennbar wurden. Für Kossinna¹⁾, den Altmeister der deutschen Vorgeschichtswissenschaft, waren es die südindogermanischen Illyrier. Nach dem neuesten Stande der Forschung gelten jedoch die Illyrier als ein Teil der weit umfassenderen Völkergruppe der Veneter, die zur jüngeren Steinzeit den weiten Ostraum von der Bernsteinküste bis zur Adria erfüllten, also auch in Polen, Ungarn und in den Ostalpen sesshaft waren. Daß innerhalb dieser Grenzen im Laufe der Zeit Verschiebungen aufgetreten sind, daß später auch Rückströmungen einzelner Gruppen von Süden nach Norden stattgefunden haben, ist sehr wahrscheinlich. Denn die Lausitzer Kultur, die besondere Schönheitsbegriffe ausgeprägt hatte, zeigt offensichtlich südindogermanische Züge; sie zeichnet sich durch originelle Formensprache, große Mannigfaltigkeit und hervorstechenden Sinn für plastische Wirkungen aus.

Über die Haupteigenschaften der Veneter gibt ein Vergleich mit den Kelten am besten Aufschluß. Als die großen indogermanischen Volksverbände von ihrem gemeinsamen nordischen Ursprungslande fortstrebten, die einen in südöstlicher, die anderen in südwestlicher Richtung, bildeten sich, den anderen Daseinsbedingungen und dem örtlichen Zwange entsprechend, verschiedene Wesenszüge, andere Sitten und Gebräuche heraus. Der breitgelagerte ruhige Osten Europas, vom Baltischen bis zum Schwarzen Meer, formte mehr seelische und intuitive Eigenschaften; im gedrängten Westen dagegen, zwischen Nordsee, Atlantik und Alpen, hat der scharfsinnige und rechnende Verstand die Oberhand gewonnen. Beide Völkergruppen standen sich zuletzt in der Eisenzeit, in der älteren illyrisch-ostindogermanischen Hallstatt- und der jüngeren keltisch-westindogermanischen Latène-Kultur gegenüber.

¹⁾ Professor Dr. Gustaf Kossinna „Die deutsche Vorgeschichte, eine hervorragend nationale Wissenschaft“. Verlag von Karl Rabitsch, Würzburg 1914.

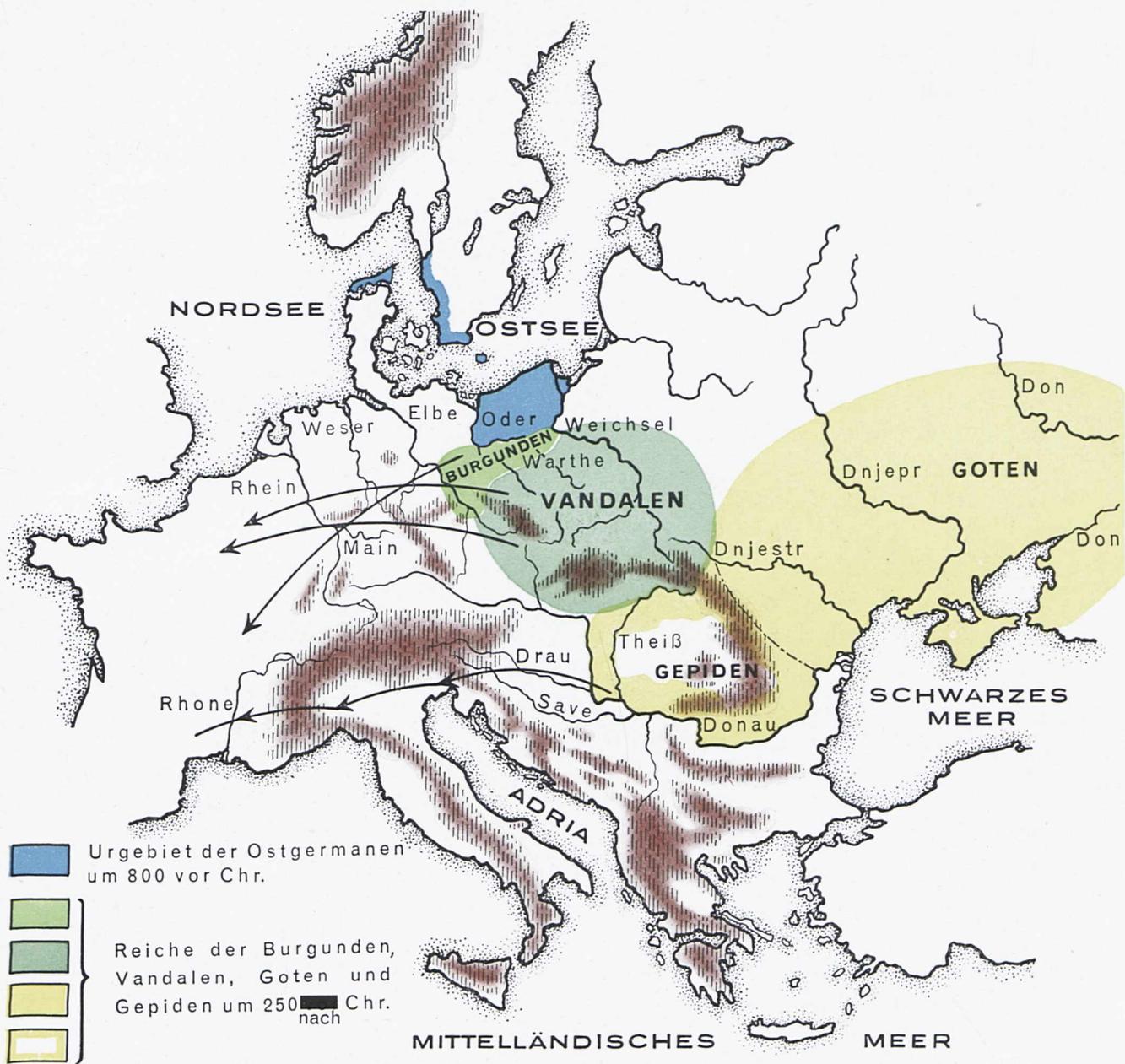


Abb. 12. Urgebiet und Ausbreitung der Ostgermanen.

Beim Absinken ihrer Volkskraft konnten sie sich nur noch im Gebirge, auf Inseln und sonstigen von Natur geschützten Gegenden, vermutlich ihren ältesten Kerngebieten, rein erhalten. Teilweise werden sie auch dort ihre Zuflucht gesucht haben, wo sie sich erst neue Daseinsbedingungen schaffen mußten. Alpen, Karpathen, Sudeten, Erzgebirge, Irland, Teile von England, die Vinetainseln und Venedig sind solche Reservate. Dort wird auch an den alten Kulturgütern, an den jahrtausendealten Erfahrungen im Acker- und Fruchtbau, in der Viehzucht, in Baukunst

und Kunstgewerbe, sowie an den Formen, die dieser Geist geschaffen hat, mit außergewöhnlicher Zähigkeit festgehalten. Während des letzten Stadiums ihrer völkischen Selbständigkeit beherrschten sie den europäischen Handel von Vineta bis Venetien.

Am Rande dieser ausgereiften Kultur bildet sich nun in Skandinavien sowie an der Ost- und Nordsee die germanische Rasse, willenskräftiger, wagemutiger und kämpferischer als das Indogermanentum; sie schiebt sich unaufhaltsam seit dem Ende der Bronzezeit (um 800 v. Chr.), erst unter dem Zwange der damals eingetretenen Klimaverschlechterung, dann unter dem Drucke der Bevölkerungszunahme, südwärts über die europäischen Kulturgebiete. Ein Blick auf die Landkarte macht es verständlich, daß sich dieser Strom im Osten in erheblich breiterer Fläche als im Westen ausdehnen konnte. Von Pommern, wo es nach dem heutigen Stande der Forschung bereits um 800 vor Chr. sein Kerngebiet besessen hatte, sandte das Ostgermanentum vom vierten vorchristlichen Jahrhundert an seine Völkerwellen aus (Abb. 12). Es bildeten sich neue Stämme, die immer größer wurden, je weiter sie nach Südosten vordrangen und neue Sitze gewannen. Nach Abschluß der Siedlung sehen wir um 250 n. Chr. die festgefügtten Reiche der Goten und Gepiden nördlich und westlich des Schwarzen Meeres zwischen Don und Donau, der Vandalen im heutigen Polen, Schlesien, Mähren und Galizien, der Burgunden an Rhein und Warthe, in der Mark Brandenburg sowie in Westschlesien, in der Lausitz und im Elbsandsteingebirge. Die Karte gibt einen Begriff von der riesenhaften Ausdehnung dieses politisch gefestigten Kulturgebietes, das bis in die sogenannte geschichtliche Zeit hinein bestanden hat.

Daß die Veneter durch die ostgermanischen Heerscharen verdrängt worden seien, ist nicht anzunehmen, wie denn überhaupt die meisten Verdrängungstheorien sich nicht als stichhaltig erwiesen haben. Es sprechen vielmehr gewichtige Gründe für eine Durchdringung beider Rassen. Auch das Germanentum ist ja aus den nördlichsten Bestandteilen des Indogermanentums hervorgegangen. Die Wechselwirkung beider Kulturen muß um so fruchtbarer gewesen sein, als sie sich auf innerer Verwandtschaft aufbaute.

Zwischen Germanen- und Slawentum hätte sich diese Entwicklung nicht vollzogen. Schon was man bisher unter Slawentum verstanden hat, ist recht widerspruchsvoll. Der für unsere Begriffe etwas unberechenbare Charakter des ausgesprochenen Slawen wird auf eine Vermischung wesensfremden Blutes, des indogermanischen und des asiatisch-mongolischen, zurückzuführen sein; an den äußersten Berührungsflächen beider Rassen ist diese Vermischung in der Spätzeit der ostindogermanischen Kultur zustande gekommen und durch spätere Wiederholungen dieses Vorganges (Mongoleneinfälle) variiert worden. Auch unter den so entstandenen Völkern sind Wertigkeitsunterschiede vorhanden, je nach dem Überwiegen des einen oder anderen Blutsanteiles. Doch schöpferisch sind sie nur selten hervorgetreten.

Der Name „Wenden“ ist eine späte, wohl erst mit dem Vordringen des Christentums aufkommende Form des Namens „Veneter“. In der mehrhundert-

jährigen Kampfzeit zwischen Ost- und Westelbien wird zum ersten Male der Wende mit dem Slawen verwechselt worden sein. Eine gewisse Absichtlichkeit mag hierbei mitgespielt haben. Denn die Gleichsetzung von Wenden und Slawen entwickelte sich zu einem Geschichtsirrtum, der uns politisch großen Schaden zugefügt hat: Das ganze Ostelbien sollte von jeher slawisch gewesen sein, bis es im 12. und 13. Jahrhundert durch westelbisches Deutschtum germanisiert worden wäre. Die Bodenfunde haben diese Auffassung völlig erschüttert. Reinslawische Funde kommen in Ostdeutschland erst im 10. Jahrhundert n. Chr. vor. Die eigentliche Slawenzeit war ein verhältnismäßig kurzer Zeitraum von etwa dreihundert bis zweihundert Jahren, dem für einige Gebiete Schlesiens (Zobtengau und Oberschlesien links der Oder) noch eine fast ebenso lange Zeit keltischer Bedrückung vorausgegangen war. Ebenso wenig wie diese war auch die „Slawenzeit“ imstande, einen tiefgreifenden und lange nachwirkenden Einfluß auf das kulturelle Leben des Landes und somit auch auf seine Baukunst auszuüben. Ihre Hinterlassenschaft ist sehr gering. Die von Professor Hellmich gezeichneten Siedlungskarten¹⁾ müssen jeden Zweifler darüber aufklären, daß diese Periode im Vergleich zu der vorausgegangenen indogermanisch-germanischen Besiedelung einen gewaltigen Kulturrückschlag bedeutet hat. Sie war nichts anderes als die Verfallszeit der ostgermanischen Kultur.

Wenn man gerade dieser Zeit die heute noch erkennbare politische Einteilung eines Landes wie Schlesiens und die Gründung zahlloser Gemeinwesen zugeschrieben hat, so wird diese Ansicht späterer Forschung schwerlich standhalten. Mit den Ergebnissen der Vorgeschichtsforschung ist es auch nicht in Einklang zu bringen, daß Endigungen wie *itz*, *itsch*, *au* usw. sowie die Namen gerade der ältesten und lebenskräftigsten Siedelungen einer Theorie zuliebe als slawisch abgestempelt werden. Daß sich die sogenannten „slawischen“ Runddörfer in Ost-Holstein, Mecklenburg, Pommern, Brandenburg, Schlesiens und Sachsen gerade in Polen, West- und Ostpreußen nicht nachweisen lassen, daß sie überhaupt keine typisch slawische Siedlungsform sind, hat schon Mielleke in seinem Werk „Das deutsche Dorf“ treffend dargelegt.

Es stimmt aber mit der Bodenforschung überein, daß das Gebiet der artkräftigen Lausitzer Kultur mit dem Verbreitungsgebiet der Bauwerke zusammenfällt, die in den folgenden Kapiteln untersucht werden und sich von allen anderen Holzbauten grundlegend unterscheiden.

Wenn also nach den oben erörterten Schriftquellen schon vor der Christianisierung im Osten eine Holzbaukultur geblüht hat, die mit eigenartigen Zügen ausgestattet war, so kann sie nur die gemeinsame Schöpfung der Veneter und Germanen sein; sie wäre dann die Folge einer Kontaktwirkung zwischen der herberen, nordisch-germanischen und der biegsameren, mehr österreicherischen Wesen entsprechenden

¹⁾ Siehe „Die Besiedlung Schlesiens in früh- und vorgeschichtlicher Zeit“ von Max Hellmich, Breslau 1923. Verlag von Preuß & Jünger.

südostindogermanischen Kultur. Manche Eigenheiten der vandalisch-burgundischen Völkergruppe zeugen dafür, daß sie aus dieser Wechselwirkung große kulturelle Vorteile gezogen hat¹⁾.

In welchem Teile der Sudetenländer das engere Ursprungsgebiet dieser Bauweise zu suchen ist, wird sich kaum mehr feststellen lassen. Man könnte wohl die dichte Häufung des Säulenbaues im Lausitzer Gebirge als Kennzeichen früher Entstehung betrachten, doch ist die neue Bauweise im östlichen Teile des Kerngebietes, im Vorgebirgslande Niederschlesiens, wo das vandalisch-burgundische Element stärker hervorgetreten sein wird, seiner höchsten technischen und künstlerischen Vollendung entgegengereift, am Saume des Riesengebirges und in seinen Hochtälern, im Isergebirge, im Boberkaßbachgebirge und seinen Ausläufern, also dort, wo in größerer Zurückgezogenheit eine stetige Entwicklung und Festigung des alten Erbgutes möglich war.

Schon hat soeben die Vorgeschichtsforschung in der Hirschberger, Volkenhainer und Löwenberger Gegend Reste ostgermanischer, insbesondere burgundischer Siedlungen nachgewiesen. Daß sich gerade in diesem Landstrich die am meisten nordisch anmutende Gruppe unserer Holzbauten vorfindet, wird gewiß nicht zufällig sein.

Standortsbedingungen

Wie erklärt es sich nun, vom Standpunkte des Ortes aus gesehen, daß man weder den reinen Blockbau noch den reinen Fachwerkbau bevorzugt hat? Der Blockbau wäre doch im Gebirgs- und Vorgebirgsklima des Ostens wegen seiner hervorragenden wärmetechnischen Eigenschaften für den Gesamtaufbau des Hauses denkbar günstig gewesen! Man wird aber frühzeitig die Erfahrung gemacht haben, daß das in unseren Gegenden verfügbare Holz in bezug auf den Blockbau den Ansprüchen nur selten genügte und auch dem Fachwerkbau bestimmte Gesetze vorschrieb. Es wird auch früher meist Fichtenholz gewesen sein, seltener Lärche oder Kiefer. Letztere ist hauptsächlich in Heidelandschaften und im Elbsandsteingebirge bodenständig und deshalb dort vorzugsweise verwandt worden. In allen Fällen handelt es sich aber um Holz, das auf geologisch sehr altem, seiner besten Bestandteile beraubtem Gebirgsboden und in feuchtem Klima gewachsen ist, deshalb geringere Festigkeit besitzt und auch verhältnismäßig viel Feuchtigkeit enthält. Insbesondere das Fichtenholz eignet sich dort schlecht für die Beanspruchung durch Druck quer zur Faser, weil es nicht dicht genug ist und auch durch Abgabe großer Feuchtigkeitsmengen stark zusammen trocknet. Blockwände aus waagrecht

¹⁾ Daß späterhin Schlesien von 850 bis 1657 angefallene Herzöge besaß, von 1355 an zum Kronlande Böhmen und somit bis zum Siebenjährigen Kriege noch zu Österreich gehörte, zeugt ebenso wie seine geographische Lage und Gestalt von seiner geschichtlichen Sonderstellung und Vermittlerrolle zwischen dem Norden und Südosten.

geschichteten Balken werden also bei diesem Holze schnell niedriger werden und auch an übermäßiger Fugenverbreiterung leiden, bedürfen also der Entlastung, um diese Nachteile möglichst auszugleichen. Dagegen läßt sich dasselbe Holz gut auf Druck senkrecht zur Faser, vor allem aber auf Zug und Biegung beanspruchen.

Auf dieser Beobachtung haben die alten Meister aufgebaut und ein Säulengerüst erfunden, das die Blockwand entlastet, die Tragesäulen auf Druck und die Holzstäbe der Zwischenfelder hauptsächlich auf Zug und Biegung in Anspruch nimmt.

Die Gestaltungsmöglichkeiten sind auch vom Wuchs des Holzes abhängig. In den ostdeutschen Gebirgsländern fehlt es aber an vollholzigen Stämmen von großer Höhe, die sich nur allmählich nach oben verjüngen. Die genannten Eigenschaften sind jedoch Vorbedingung für konstruktiv einwandfreie und auch dem Aussehen nach befriedigende Blockwände; denn ungleichmäßig dicke oder stark sich verjüngende Balken lassen sich zu Blockwänden schlecht zusammensetzen, so daß auch deren Dichte und Festigkeit hierunter leidet.

Wie verschieden sich die natürlichen Wachstumsbedingungen selbst nicht weit voneinander entfernter Gebiete auf die Bauweise auswirken, zeigt uns schon der Vergleich mit dem Böhmerwald. Dort steigt die Fichte zu Höhen empor, in denen sie im Erzgebirge und in den Sudeten, also an den nordöstlichen Gebirgsrändern Böhmens, nicht oder nur in verkümmertem Zustande anzutreffen ist. Das prächtige Holz des Böhmerwaldes hat deshalb auch die fast ausschließliche Herrschaft des ein- und mehrgeschossigen Blockhauses begünstigt.

Die immer gleichbleibenden Standortbedingungen erklären auch den ununterbrochenen Fortbestand der Bauweise selbst. Wer aber daran zweifelt, daß sich die Vorliebe für bestimmte Konstruktionen und Formen aus den Zeiten unserer Frühgeschichte bis in die jüngste Vergangenheit unverändert erhalten kann, also viel länger, als wir es uns vorzustellen gewohnt waren, der lasse sich in Südtirol oder in Kärnten eines Besseren belehren. Dort werden kunstvolle Holzgefüge heute noch genau so hergestellt wie im Mittelalter. Ein Unterschied zwischen damals und jetzt ist überhaupt nicht wahrzunehmen. Das hier abgebildete Fachwerk von einem ländlichen Gebäude in der Nähe von Meran (Abb. 13) ist mittelalterlich. Aber die jetzigen Zimmerleute setzen es bis in alle Einzelheiten gerade so zusammen wie ihre Vorgänger vor vielen hundert Jahren; und auch deren Gepflogenheiten sind nur das Erbe noch weiter zurückliegender Zeiten.

Der Geist des Ortes ist ebenfalls eine schöpferische Macht, die über Jahrtausende reicht. Ihn zu erfassen und darzustellen, ist des Schweißes der Edlen wert.

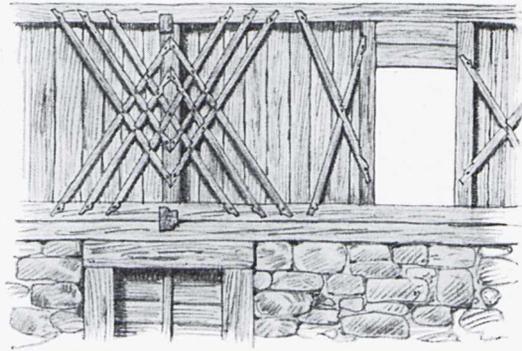


Abb. 13. Fachwerk an einem ländlichen Gebäude in Hafling bei Meran.

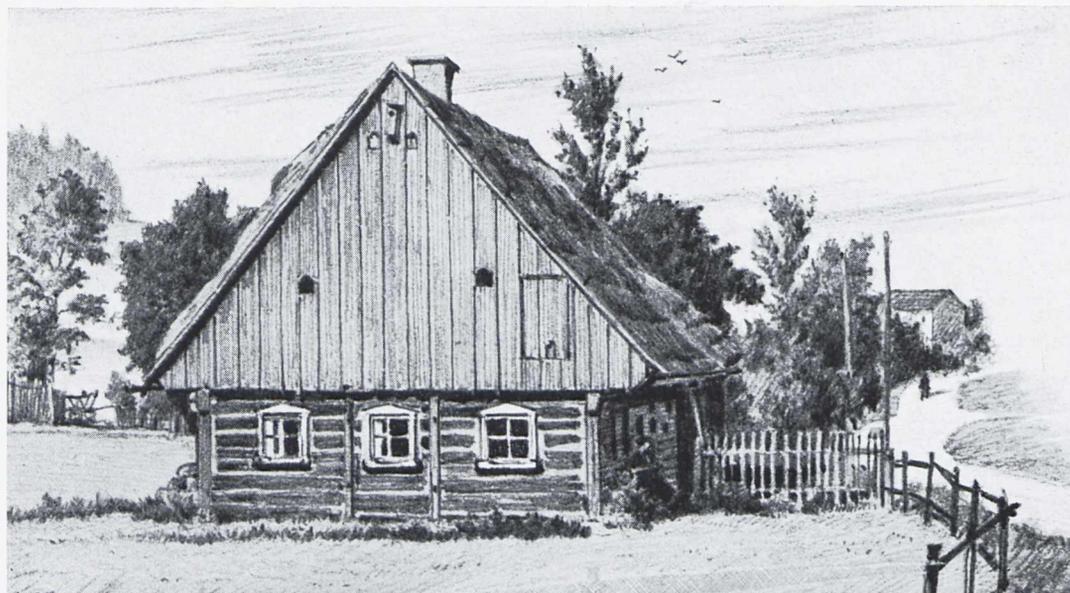
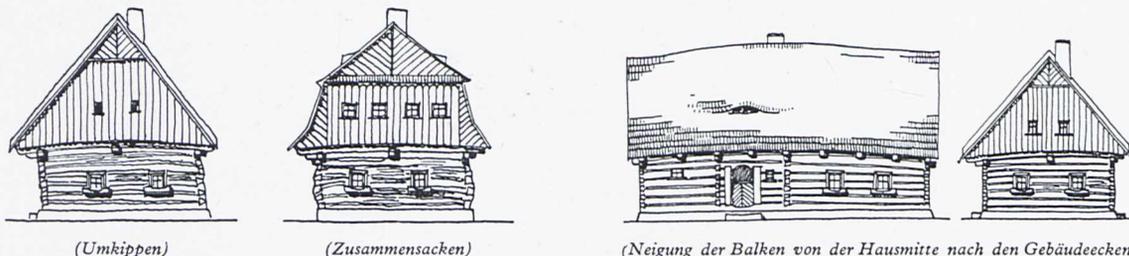


Abb. 14. Blockhaus in Raspenau bei Friedland, Bezirk Breslau.



(Umkippen)

(Zusammensacken)

(Neigung der Balken von der Hausmitte nach den Gebäudeecken)

Ab. 15 bis 18. Verfallserscheinungen am sudetenländischen Blockhause.

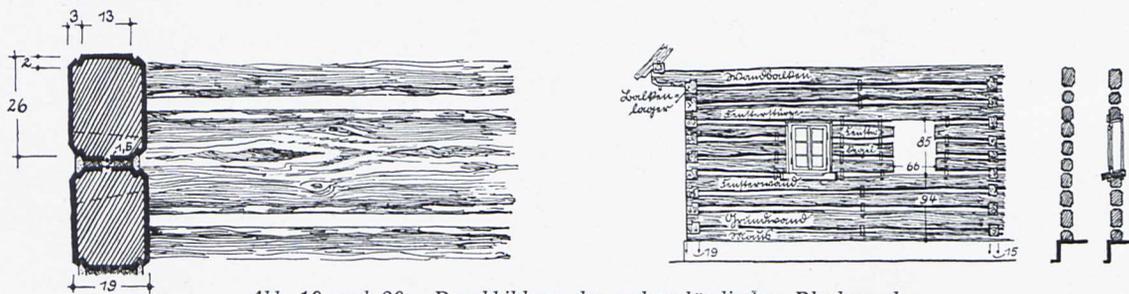


Abb. 19 und 20. Durchbildung der sudetenländischen Blockwand.

Was ihm von hochstehenden Rassen abgerungen worden ist, gehört zu den Blüten menschlicher Kultur. Solche Errungenschaften werden die Zeiten überdauern, solange das Blut nicht versickert ist, das die Seele der Landschaft versteht und die Gesetze ihrer Bildungen als heiliges Vermächtnis bewahrt. Am wenigsten wird man sich dort des alten Erbgutes entledigen, wo Klima, Höhenlage und sonstige örtliche Beschränkungen den Schöpfern bedeutende Widerstände geschaffen hatten. Was aber minderwertigen Rassen ein Hemmnis zur Entfaltung gewesen wäre, wurde dem hochgezüchteten Geist ein Ansporn zur Steigerung seiner Leistungen.

Wer sich der rassischen und landschaftlichen Grundlagen der Kulturbildung bewußt ist, braucht nicht nach Ähnlichkeiten in fremden Kulturkreisen zu suchen; er wird es auch ablehnen, sich mit Übertragungstheorien abzugeben. Weder die Entstehungsursachen, noch die oft himmelweit voneinander verschiedene Art der Durchbildung werden hiermit erklärt.

2. Kapitel

Technische Notwendigkeiten und konstruktives System

Verfallerscheinungen beim Blockbau

In unseren Untersuchungsgebieten hatten also die Zimmerleute mit mancherlei Beschränkungen zu rechnen. Wie sie mit ihnen fertig geworden sind, ist bezeichnend für den erfinderischen Geist, der in ihnen wohnte. Um ihre Leistung recht begreifen zu können, wollen wir zunächst die Verfallerscheinungen primitiver Holzhäuser des ostdeutschen Berglandes eingehend studieren.

In jedem schlesischen Gebirgsdorfe fallen uns alte Blockhäuser mit zermürbten Wandbalken auf (Abb. 14). Übermäßig breite Fugenverstriche lassen erkennen, daß immer wieder neue Abdichtungen notwendig geworden sind. Oft buchten sich die Wände aus, oder neigen sich zur Seite, als ob sie umkippen wollten (Abb. 15 bis 18). Von der Hausmitte ab fallen die Balken nach den Giebelenden zu; von der Giebelmitte aus neigen sie sich ebenfalls nach den Ecken.

Nähere Untersuchung des technischen Aufbaues ergibt folgenden Befund: Die 19 bis 20 Zentimeter starken Blockbalken werden in unserem Untersuchungsgebiete nicht dicht aufeinandergelegt, sondern in Zwischenräumen von ungefähr 1 bis 1½ Zentimetern, die mit Hobelspänen (Holzwolle) ausgestopft werden (Abb. 19/20). Die Holz- wolle wird mit Holzkeilen fest eingetrieben. Dies wiederholt man nach einem bis



Abb. 21 und 22. Aufbau einer Blockwand im Riesengebirge.

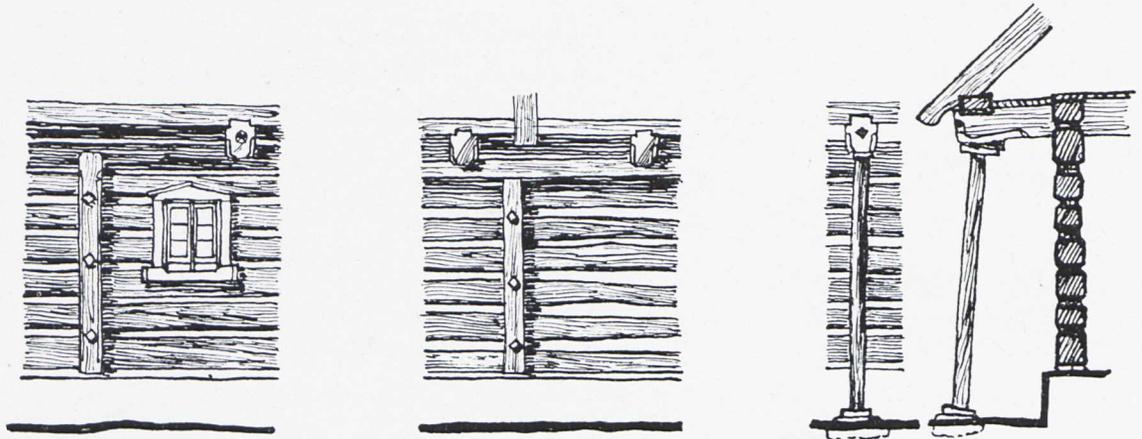


Abb. 23 bis 25. Hilfsstützen am Sudetenblockhause.

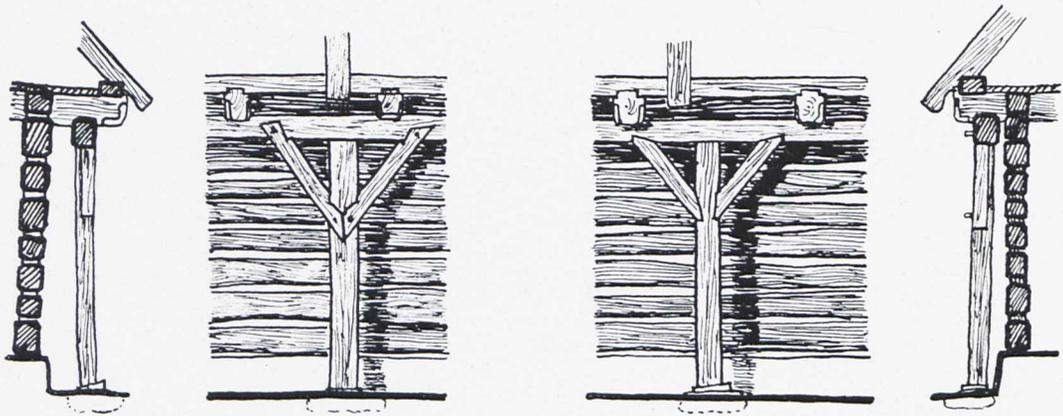


Abb. 26 und 27. Hilfsstützungen am Sudetenblockhause (einseitige Stützung).

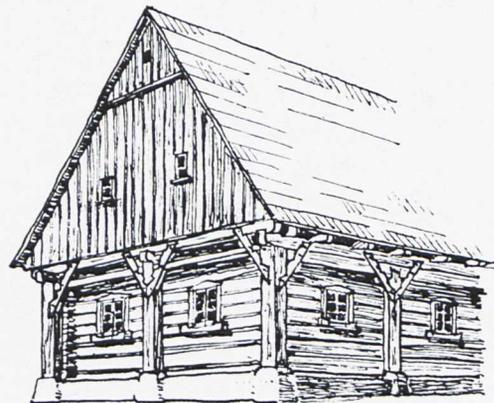
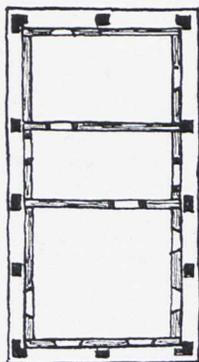


Abb. 28 bis 30. Umgebindehaus (allseitige Stützung).

zwei Jahren, wenn durch Schwinden der Balken eine Lockerung der Holzwohle eingetreten ist. Erst jetzt folgt der äußere Fugenverstrich mit einer Mischung aus Kalkmörtel und Berg, in neuerer Zeit auch Sägemehl. Zuletzt werden die Fugenstreifen mit Kalkmilch übertüncht.

Trotz bester Stopfarbeit ist die Druckfestigkeit des Füllstoffes gering. Die Balken werden deshalb mit zunehmendem Alter des Baues nur noch an den Einbindestellen der Giebel- und Querwände wirklich fest aufliegen; sie schweben schließlich zwischen ihren Auflagern und belasten sie über Gebühr. Außerdem können sie dann durchgebogen und leicht in Schwingung versetzt werden, wenn heftige Winde am steilen Dache rütteln.

An vielen Blockhäusern unseres Gebietes hat man deshalb die Wände vor unliebsamen Veränderungen zu bewahren versucht; man hat sie wie kranke Glieder mit Holzschienen versehen (Abb. 23/24) und einigen vorkragenden Dachbalken lose Stützen (Abb. 25) untergestellt, um die Wände zusammenzuhalten und zu entlasten. Schließlich sind bei besonders gefährdeten Stellen die niedersinkenden Deckenbalken durch regelrechte Krücken und Gerüste (Abb. 26/27) gestützt worden. Aber das waren alles nur Notbehelfe, die auch nur vorübergehend wirken konnten. Eine Dauerwirkung, eine ständige unbedingt zuverlässige Entlastung und ein gleichmäßiges Setzen der Blockwand war nur denkbar, wenn das Haus mit einem allseitigen Stützengerüst nach den besten Regeln des Zimmerhandwerks ausgestattet wurde. Dies ermöglicht es auch, nicht mehr tragfähige Blockbalken — was bei Ställen öfter notwendig wird — auszuwechseln, ohne Dachbalkenlage und Dach in Mitleidenschaft zu ziehen. Die oberen Bauteile brauchen in solchem Falle nicht mehr abgesteift und angehoben zu werden.

Zweck des Umgebendes

Die alten Meister haben also eine große Holzlaube errichtet, bestehend aus Säulen, Rahmenholz und Streben sowie aus der Dachbalkenlage und dem Dachgespärre mit der Dachhaut (Abb. 28 bis 30). Im Schutze dieser Laube liegen die eigentlichen Hauswände aus waagerechten Blockbalken. Die Laube und die Wände sind zwei selbständige Bauteile, die zwar getrennte Aufgaben zu erfüllen haben, sich aber gegenseitig in vorteilhaftester Weise ergänzen.

Das um die Wände herumlaufende Säulengerüst heißt das Umgebende. Der wesentlichste Unterschied gegenüber der Hilfsstützung besteht darin, daß die Stützung an den Längswänden des Hauses und vor den Giebelwänden ein festes Gerüst bildet, das nach jeder Richtung hin Auflasten und Windkräften entgegenwirken kann. Außerdem erfüllt es noch eine sehr wichtige Aufgabe: Der entstandene größere Dachvorsprung schützt ringsumlaufend das empfindliche Holzwerk der Blockwände vor allzu starker Einwirkung durch Sonnenbestrahlung, Regen und Schnee.

Das Umgebende ist also weder eine reizvolle Spielerei noch ein „Nachklang der Stützen eines primitiven Pferches“, sondern in erster Linie eine Zweckform,

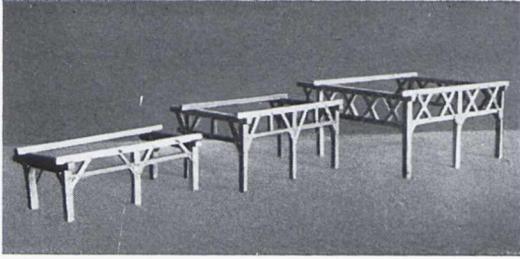


Abb. 31.

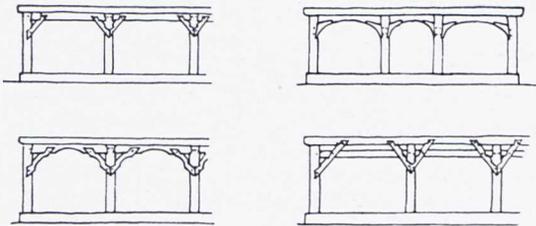


Abb. 32. Einstöckige Umgebände.

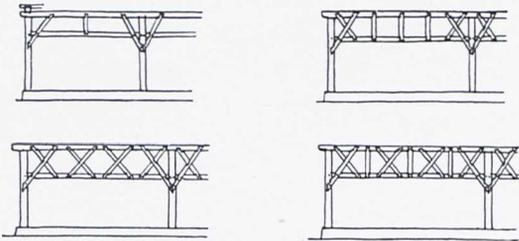


Abb. 33. Kniestockumgebände (Gitterbildung).

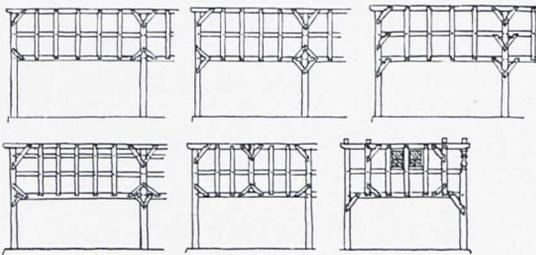


Abb. 34. Kurzstrebige Hängefachwerke.

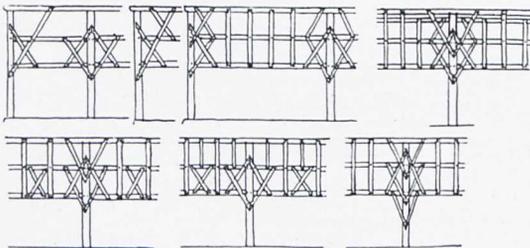


Abb. 35. Langstrebige Hängefachwerke.

die auf genauer Kenntnis der Holzbeschaffenheit und der Festigkeitsgesetze beruht. Es ist nicht daran zu zweifeln, daß das Umgebäudehaus einen einheitlichen organischen Baugedanken verkörpert. Die Lasten von den Wänden auf Säulen zu übertragen, zeugt von einer logischen Gedankenarbeit, die gewiß nichts Primitives an sich hat. Derselbe technische Grundgedanke hat ja auch der gotischen Steinbaukunst ihre entscheidende Entwicklung gegeben: Die Übertragung der Gewölbe und Dachlasten auf einzelne Pfeiler beruht auf denselben statischen Vorstellungen.

Entwicklung des Umgebändes

Unsere Achtung vor der geistigen Durchdringung des konstruktiven Aufbaues steigert sich aber noch, wenn wir die Anwendung dieses Prinzips bei Bauten mit größerer Höhenentwicklung verfolgen.

Wie man von einfachen zu höheren Bildungen aufgestiegen ist, verdeutlicht uns die in Abb. 31 bis 35 dargestellte Entwicklungsreihe; sie ist nach örtlich verstreuten Bauresten zusammengestellt. Hier ist nicht nur ein Rahmenholz mit unterstützendem Spannriegel vorhanden; ein ganzes Gitterwerk ist zwischen die Säulen gespannt. Die Säulen werden höher; der Abstand zwischen Rahmenholz und Spannriegel wird erweitert, und zwischen beiden spreizen sich kürzere Holzstäbe, die senkrecht, schräg oder gekreuzt angeordnet werden können.

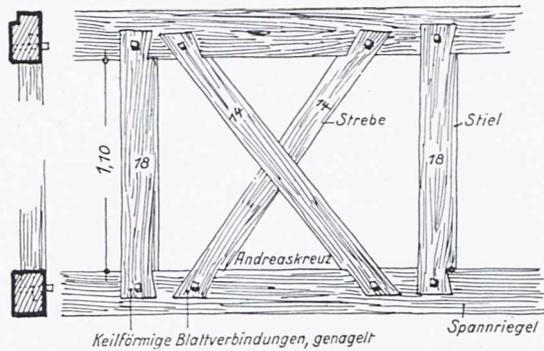
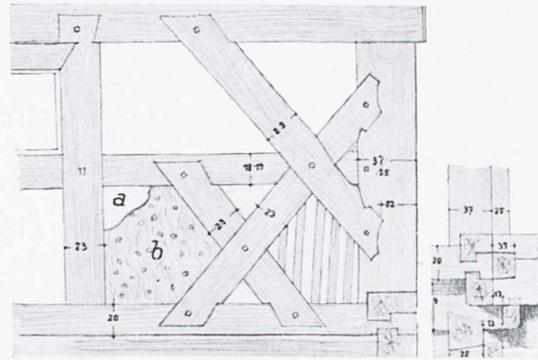


Abb. 36. Keilförmige Überblattungen.



a = Ralfwuh 1 cm stark. b = Kleine Steinchen und Stiel im Lehm.
Abb. 37. Ausstaakung vom Hause in Donnerau
(Kr. Waldenburg).

Gitterwerke

Dieses Gitterwerk ist dem einfachen wie dem doppelten Balken überlegen, weil es der Dachbalkenlage und der Dachlast einen größeren Widerstand entgegenzusetzen vermag. Gut zusammengesfügt, läßt es sich bei Normallast überhaupt nicht durchbiegen; es wirkt wie ein ganz ungewöhnlich hoher, massiver Balken. Somit können auch die Säulenabstände größer werden. Das hat wiederum eine erhöhte Beweglichkeit und Freiheit in der Anwendung dieser Konstruktionsform für umfangreichere Bauten zur Folge. Die alten Zimmermeister haben sich alle hierdurch gebotenen Möglichkeiten zunutze gemacht; sie setzten eine Ehre darein, den Säulenabstand recht groß zu wählen und ihre Kunst im Überspannen weiter Entfernungen zu zeigen.

Was ist nun im Grunde genommen dieses gitterartige Fachwerk? Es ist genau dasselbe, was erst unser Ingenieurzeitalter erfunden zu haben glaubte: ein Parallelträger, wie er bei unzähligen neuzeitlichen Brücken, Laufkränen und ingenieurmäßigen Holzkonstruktionen des Hochbaues, wenn auch mit erheblich größeren Spannweiten, verwendet wird.

Die alten Parallelträger sollen hier Hängesachwerke genannt werden, weil sie zwischen den Säulen regelrecht aufgehängt erscheinen.

Die Wirkungsweise dieser Hängesachwerke beruht aber nicht nur auf der linearen Anordnung der einzelnen Stäbe. Dieses zugleich starre und federnde Tragesystem wäre unvollkommen, wenn nicht die Stäbe sehr sorgfältig aneinander angeschlossen wären. Man hat sich nicht mit Zapfenverbindungen begnügt, sondern alle stark beanspruchten Anschlüsse mittels keilförmiger Überblattungen und Holznägeln hergestellt (Abb. 36). Diese Überblattungen sind allein imstande, die auftretenden Zugkräfte und Biegemomente aufzunehmen, haben also einen ausgesprochen statischen Zweck; sie lassen sich nicht beliebig durch andere Verbindungen ersetzen. Selbst genagelte Zapfen wären den zu stellenden Anforderungen nicht gewachsen. Schließlich war die Möglichkeit, etwa schlecht gewordene



Abb. 38. Haus in Donnerau, Kr. Waldenburg.
 Unterbauen des Obergeschosses mit Blockwänden nach Abschneiden der Tragesäulen.

oder beschädigte Stäbe leicht auswechseln zu können, ein weiterer Vorteil dieser außenwandigen Überblattungen. Unterstützt wurde die Wirkungsweise des Hängewerkes durch die Ausfachung mit versteifenden Spahnhölzern (Abb. 37), zwischen die die Lehmausfüllung gedrückt wurde.

Zum vollen Verständnis dieses Gefüges ist es nötig, noch einen weit verbreiteten Irrtum zu berichtigen. Man glaubte nur dort an statische Klarheit, wo die Stäbe entweder nur für Druck oder nur für Zugbeanspruchung angeordnet und dimensioniert worden waren. Im Gegensatz hierzu sind die Stäbe der alten Hängesachwerke auf den gleichzeitigen Widerstand gegen alle Beanspruchungen zugeschnitten. Nur völlige Verkennung ihres Wesens und ihrer Aufgabe kann hier statische Unklarheiten entdecken; wir haben im Gegenteil allen Anlaß, den Erbauern unsere Bewunderung zu zollen, die in richtiger Erkenntnis organischer Zusammenhänge eine möglichst vielseitige Verwendung jedes Stabes und jeder Verbindung gewollt und erreicht haben. Statistisch-mathematische Nachprüfung hat sogar ergeben, daß Anordnung und Stärke der einzelnen Verbandhölzer den zu erwartenden Beanspruchungen mit erstaunlicher Sicherheit angepaßt worden sind. Somit ist auch die Annahme irrig, Blattverbindungen seien lediglich altertümlich, und man



Abb. 39/40. Aus Rohrlach i. Rsgb.
Unterbauen des Obergeschosses mit Mauerwerk nach Abschneiden der Tragesäulen.

hätte es ebensogut anders, wenn nicht gar besser machen können. Jahrhundertealte Hängesachwerke beweisen vielmehr die Richtigkeit der statischen Ansichten der Erbauer.

An diesen sachgemäß gefügten Hängesachwerken zeigen sich nirgends Deformationen; sie sind nur dort eingetreten, wo man durch Herausnahme von Stäben, Abschneiden der Säulensfüße und Unterbauen des Gitterwerkes den Verband verständnislos zerstört hat (Abb. 38 bis 40). Teils wird man in Not- und Kriegszeiten die Unterhaltung vernachlässigt haben, teils hat man die Bedeutung der einzelnen Bauglieder vergessen, teils folgte man dem „Zuge der Zeit“ und ersetzte die Blockwände durch Ziegelmauern. Diese Zerstörungen haben erst im 19. Jahrhundert nach Abbruch der alten Überlieferung im Zeitalter des Liberalismus einen größeren Umfang angenommen.

Abgesehen von einer Gruppe jüngerer Bauwerke in der Zittauer Gegend, sind leider die meisten und gerade die ältesten und wertvollsten unserer Bauten in verstümmeltem Zustande auf uns gekommen. Das ist auch der tiefere Grund dafür, daß Bauwissenschaft und Architekten an ihnen achtlos vorübergegangen sind. Nur ganz wenige, wie z. B. Dr. Grundmann in Breslau und Dr. Sommer in Dresden, haben ihnen einen liebevollen Blick gegönnt¹⁾. Selbst wenn einige Eigenheiten auffielen, so wußte man nichts Rechtes mit ihnen anzufangen, und man beruhigte sich schließlich damit, daß es sich ja nur um fränkisches Fachwerk oder allenfalls um eine Abwandlung desselben handeln könne. Erst eingehendes Studium einer großen Zahl solcher Reste, peinlich genaues Aufmessen und Abzeichnen mit allen, selbst den unscheinbarsten Einzelheiten belehren uns über den ursprünglichen Aufbau und

¹⁾ Siehe u. a. in „Deutsche Volkskunst“, Delphin-Verlag München, die diesbezüglichen Ausführungen von Dr. Grundmann, jetzigem Provinzialkonservator der Provinz Niederschlesien.

über die Veränderungen, die zu verschiedenen Zeiten vorgenommen worden sind. So wurde es zur Gewißheit, daß bei vielen alten Bauten das gemauerte und gepuzte Erdgeschoß erheblich jünger ist als das darauf sitzende Fachwerk; auch täuschend aufgemalte Fachwerkstäbe und dicke Leeranstriche, die die alten Fugen und Holzverbindungen unkenntlich gemacht haben, haben zu irrigen Vermutungen Anlaß gegeben. Und wie oft hat schließlich die willkürliche Beseitigung einzelner Stäbe und Säulen den ursprünglichen logischen Aufbau bis zur Unkenntlichkeit zerrissen! An der bisherigen oberflächlichen Betrachtung lag es auch, daß man den Zusammenhang dieser hochwertigen Säulenhäuser mit den viel auffälligeren „Laubenhäusern“ nicht zu erkennen vermochte, deren Bogenstellungen in den bekannten Tuchmacherdörfern Ebersbach, Georgswalde und Warnsdorf, in den Sommerfrischen Dybin und Johnsdorf und im böhmischen Teile des Isergebirges unser Auge fesseln (Abb. 46/47).

Dachverband

Man hat sich auch nur das Äußere des Gebäudes angesehen, jedoch den Querschnitt des Hauses und den Dachverband vergessen. Der Aufbau des Dachverbandes ist aber ein beachtlicher Bestandteil des Hauses; da er sich meist länger als der Unterbau erhalten hat, bietet er oft die einzige Möglichkeit, den ursprünglichen Zustand eines verstümmelten Bauwerkes wiederherzustellen. Diese alten Dachverbände sind nach denselben technischen Grundsätzen wie die Umgebände zusammengefügt (Abb. 41). Im Gegensatz zum mittel- und westdeutschen Dachverbände gibt es selbst bei den größten ostdeutschen Dachgebänden nur einen einzigen durchgehenden Längsverband, und zwar in der Mittelebene des Dachraumes. Die Kernstücke des Dachverbandes sind nichts anderes als die uns schon bekannten Firstsäulen. Sie stehen auf einer von Giebel zu Giebel laufenden Schwelle und sind in bestimmten Abständen angeordnet, die bei größeren Gebäuden dem Standort der äußeren Umgebändesäulen genau entsprechen. Die Schwellen können — wie statische Nachprüfung ergeben hat — nicht entbehrt werden, weil die auf die Säulen übertragene Last eine Verteilung auf mehrere Deckenbalken verlangt. Für den Längsverband des gesamten Dachgebändes selbst sind waagerechte Riegel in die Säulen eingezapft; außerdem sind mehrere Streben (Kopfbänder) angeblattet, um die langen Riegel zu stützen und den Gesamtverband zu versteifen. Der Querverband des Daches besteht zwischen jedem Sparrenpaar aus ein bis drei Kehlbalken, die sich auf die soeben genannten Längsriegel lose auflegen. Von jeder Firstsäule, heute Binder säule genannt, recken sich einige Streben zu den Kehlbalken, die in der Binderebene liegen; oft laufen sie auch bis zu den Sparren durch.

Die Firstsäulen mit ihren schrägen Armen, die nach zwei Seiten ausgestreckt werden, bilden also im Dachraum eine eindrucksvolle

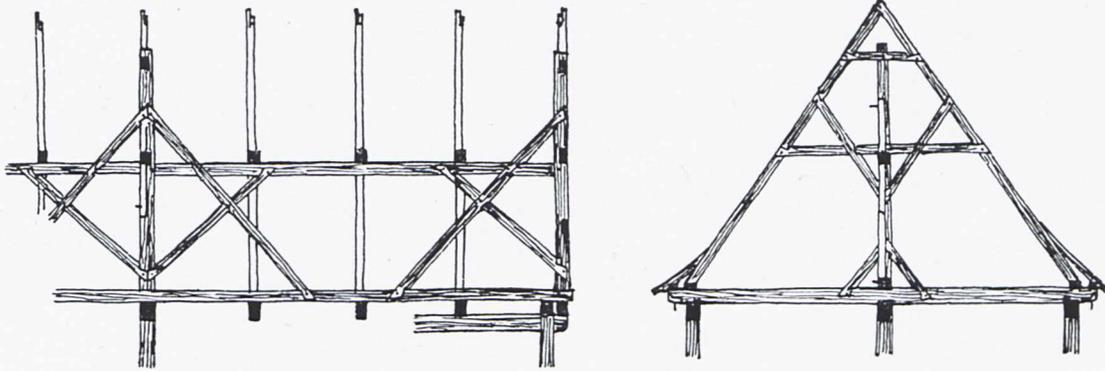


Abb. 41. Ostgermanischer Dachverband.

Figur; sie soll den Dachverband in der Längs- und Querrichtung so versteifen, daß auch bei starkem Wind- und Schneedruck keine Verschiebungen eintreten können. Die verstreuten Firsssäulen sind also gewissermaßen die Seele des Widerstandes gegen die von außen wirkenden Kräfte. Es sind die statischen Kraftsammelpunkte des Dachgefüges. In diesem Sinne haben sie eine Bedeutung, die weit über die einer gewöhnlichen Firsfbalkenunterstützung hinausgeht. Nicht der Firsst wird unterstützt — die Säulen endigen meist frei unter dem Firsst —, sondern der gesamte Dachverband. Diese Säulenbinder mit angeschlossenem Längs- und Querverband sind das Spiegelbild des äußeren Fachwerkaufbaues.

Die alten Dachgebinde haben sich vorzüglich bewährt. Deshalb ist dieses Konstruktionsprinzip noch in späterer Zeit bei reinen Blockbauten einfachster Art beibehalten worden, an denen sonst nichts mehr an den Umgebinderbau erinnert.

3. Kapitel

Die verschiedenen Säulenhäustypen

Nachdem wir uns über die Grundlage des Aufbaues im wesentlichen klar geworden sind, wollen wir uns den verschiedenen Formen der äußeren Erscheinung zuwenden. Wir unterscheiden

einstöckige Umgebände, Kniestockumgebände, zweistöckige Umgebände.

Einstöckige Umgebände

Die einfachsten einstöckigen Umgebändehäuser lernen wir in Abbildung 42 bis 45 kennen. Bekanntter jedoch sind die „Laubenhäuser“ mit Bogenstellungen, die sich besonders im Zittauer Lande und in Nordböhmen finden. Einige besonders reizvolle Formen sind in Abbildung 46 bis 50 dargestellt. Von den vier Säulen,



Abb. 42. Aus Jannowitz i. Rsgb.

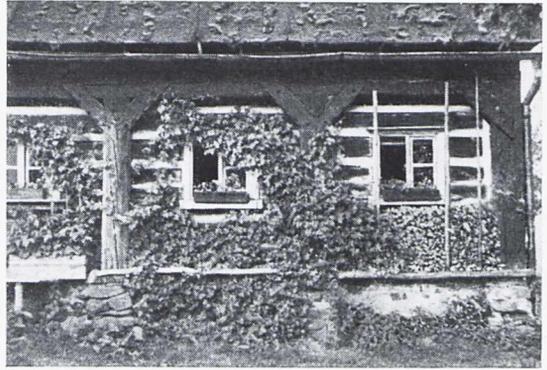


Abb. 43. Aus Rohrau am Landeshuter Kamm.



Abb. 44. Haus Nr. 34 in Bolkenhain, vor dem Aufgang zur Bolkoburg.

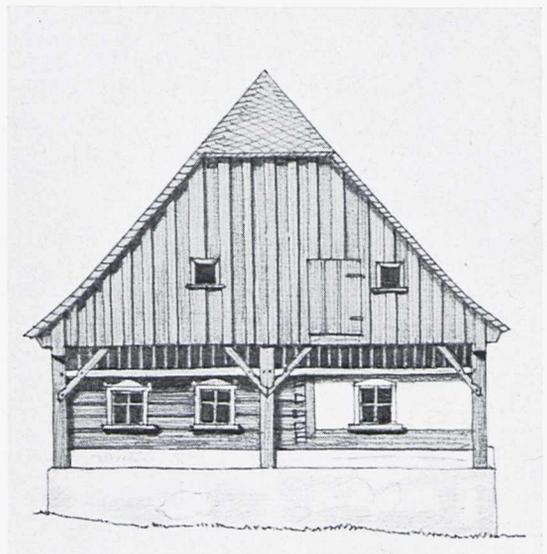


Abb. 45. Haus Nr. 49 in Petersdorf, Kr. Hirschberg, Schles.

die auf Abbildung 46 am Giebel und an der Längsseite des Hauses zusammenstehen, sind die beiden mittleren näher aneinandergerückt; auch ist jeder Bogen dreimal unterteilt, so daß der Eindruck des Schwingens verstärkt wird. Sehr zierlich ist auch die in Abbildung 48 wiedergegebene Abfassung der Bogenlinie mit ausgesparten kleinen Knöpfchen. Bei mehrfarbiger Behandlung, die leider fast überall in Vergessenheit geraten ist, wird die heitere Feinheit dieser Formgebung erst voll verständlich. Bei Umgebunden, die mit Brettern und Fugenleisten verschalt sind, wird der überstehende Rand der Verschalung gern durch Ausschneiden kleiner halbovaler Näpfchen belebt, die mit dem Hohlisen ausgestoßen werden (Abb. 47). Diese verhüten das Absplittern des Bretterrandes und bilden, wenn sie gegen die Bretterfläche andersfarbig abgesetzt werden, den wesentlichsten Schmuck dieser Bogenstellungen.

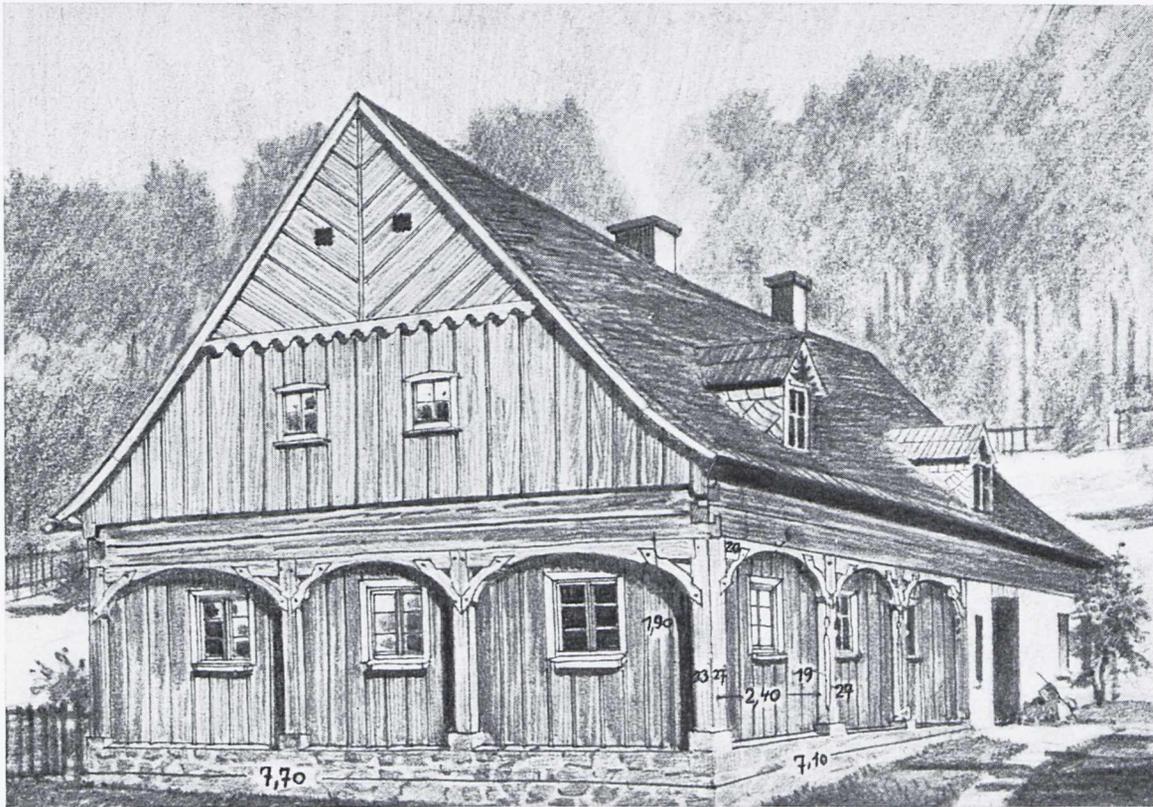


Abb. 46. Aus Buschullersdorf im böhmischen Isergebirge.

Die Säulen stehen hier wie bei allen diesen Häusern unmittelbar auf dem massiven Haussockel auf; gelegentlich sind auch Sockelsteine untergeschoben, die aus dem schräg abgewässerten Sockel herausragen. Weshalb es verfehlt gewesen wäre, die Säulensüße mit Zapfen in Schwellen einzulassen, ist schon auf Seite 17 dargelegt worden. Hier ist noch zu ergänzen, daß beim Schwinden dieser Schwellen das ganze Umgebände mit den darauf ruhenden Deckenbalken und dem Dache einsinken und auf die Blockwände drücken würde; diese sollen doch aber entlastet werden, wenn das Umgebände überhaupt einen Sinn haben soll. Bei Wohnhäusern und landwirtschaftlichen Nebengebäuden hat sich auch nirgends feststellen lassen, daß die Umgebändesäulen in früherer Zeit in die Erde eingegraben gewesen seien. Eine derartige Gründung wäre unnötig gewesen; denn das Umgebände spannt die Säulen so fest ein, daß sie sich nicht vom Flecke rühren können, zumal sie von einer beträchtlichen Auflast an ihren Standort gedrückt werden.

In rein dörflichen Ortschaften sind die Säulen nur durch Brechung der Kanten belebt worden (Abb. 49); in Dörfern mit städtischem Charakter, in Städten und auf herrschaftlichen Höfen hat man sie im 17. und 18. Jahrhundert mit Vorliebe in die Dockenform der Renaissance geschnitten und mit Kapitell, Halsglied und Sockel versehen, die aus dem vollen Holz herausgearbeitet werden. Abbildung 50

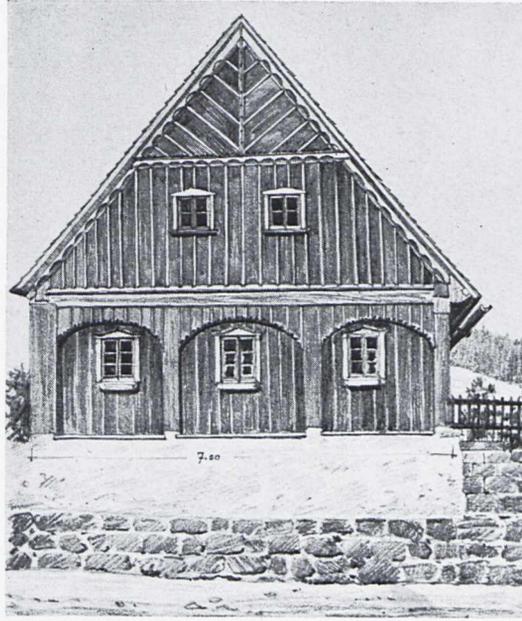


Abb. 47. Aus Buschullersdorf im böhmischen Isergebirge.

zeigt eine besonders schöne Form vom ehemaligen Glasmeisterhause in Neuwiese im böhmischen Isergebirge; wir finden sie in den stadtartigen Dörfern Ebersbach-Georgswalde, Warnsdorf und Hirschfelde in der Zittauer Gegend sowie in den Städten Kraßau, Reichenberg und Gablonz im benachbarten nördlichen Deutschböhmen in unzähligen Abwandlungen wieder.

Bei den soeben besprochenen Beispielen zweigen von den Säulen bogenförmig ausgeschnittene Kopfbänder ab, die sich an einen zwischen die Säulen geschobenen Spannriegel anschließen, um ihn zu stützen. Das in Abbildung 51 dargestellte gerade Kopfband ist jedoch ursprünglicher.

Kniestockumgebände

Die technischen Überlegungen, die zur Ausbildung von Kniestöcken (Drempeln) geführt haben, sind bereits auf Seite 38/39 wiedergegeben. Solche Kniestockumgebände treten in der Regel nur bei kleineren Wohngebäuden auf; man konnte im Dachboden mehr Raum gewinnen, wenn man die Gefache der Gitterträger ausfüllte und Drempelwände schuf, die vor die Blockwände vorkragten. Die Deckenbalken der Blockstube mit der Dachbodendielung liegen dann in der Höhe oder unterhalb des Spannriegels, ohne also mit dem Umgebände zusammenzuhängen (Abb. 52). Die von ihm aufgenommenen Dachbewegungen sollten von der Blockwand und ihren Deckenbalken ferngehalten werden.

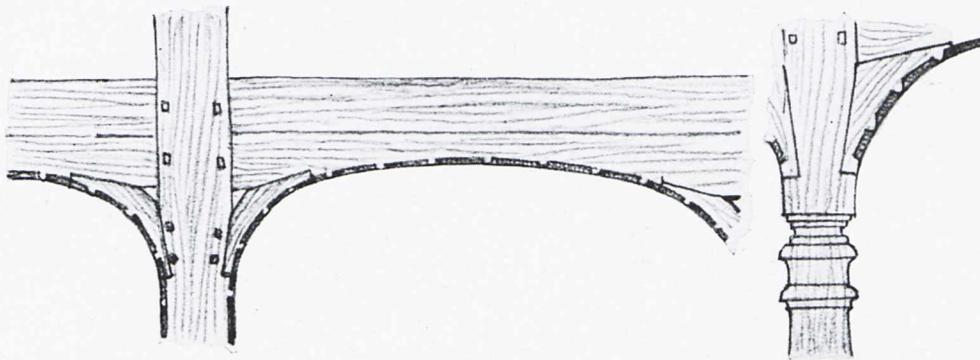


Abb. 48. Aus Rohnau bei Hirschfelde (Sachsen).

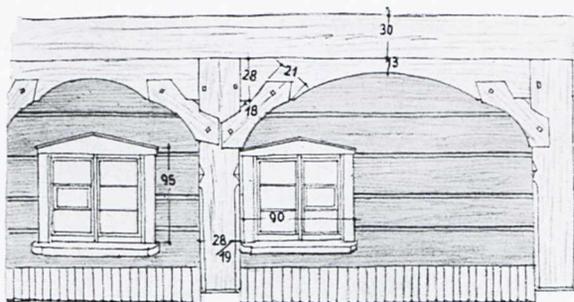


Abb. 49. Aus Buschullersdorf im böhmischen Isergebirge.

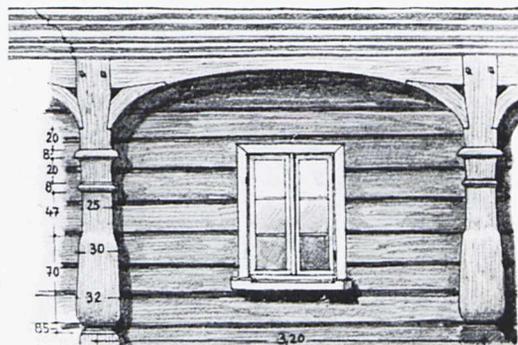


Abb. 50. Vom ehemaligen Glasmeisterhause in Neu-
wiese im böhmischen Isergebirge.

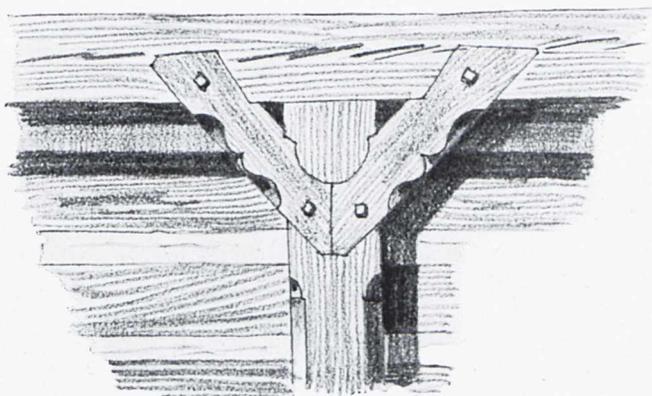


Abb. 51. Aus Rohnau, Kreis Landeshut.



Abb. 52. Aus Waltersdorf
auf dem Landeshuter Kamm.

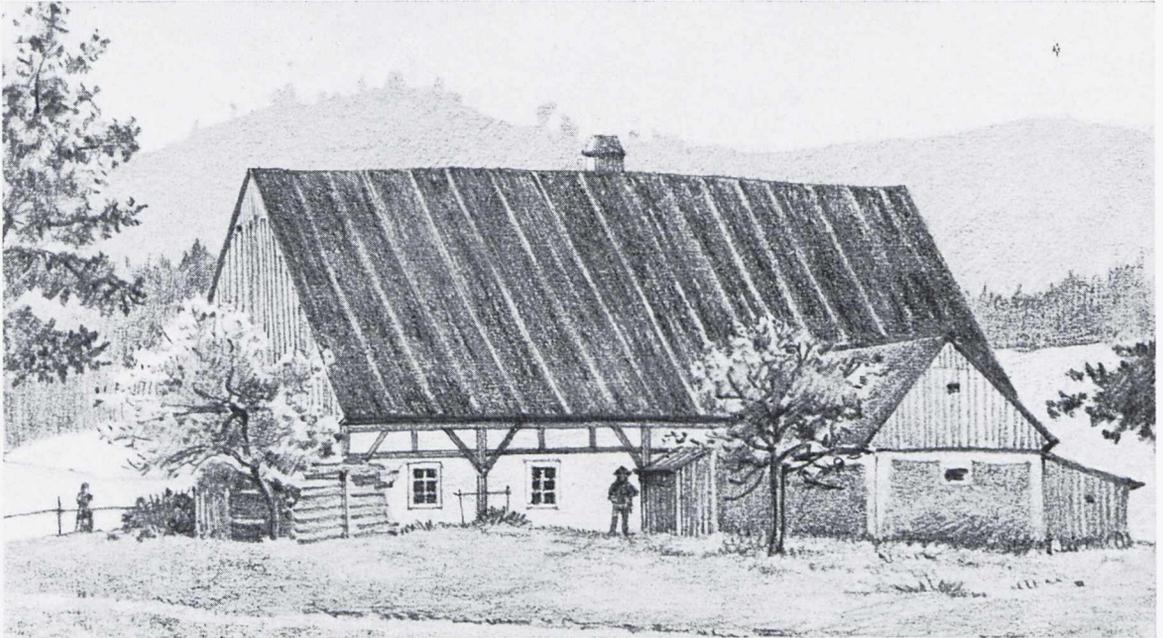


Abb. 53. Aus Janowitz am Bober.



Abb. 54. Aus Wernersdorf am Bober.



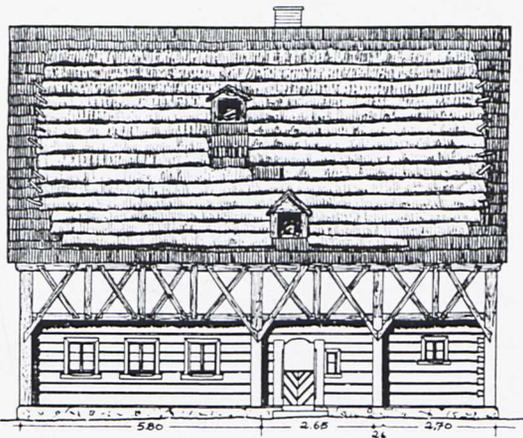
Abb. 55. Aus Rohrlach am Bober (inzwischen abgebrochen).



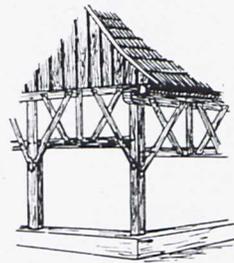
Abb. 56 und 57. Aus Rohnau, Kr. Landeshut.



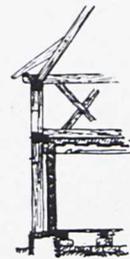
Abb. 58 a. Haus Nr. 9 Adelsbach, Kr. Waldenburg in Schles.



Straßenansicht.



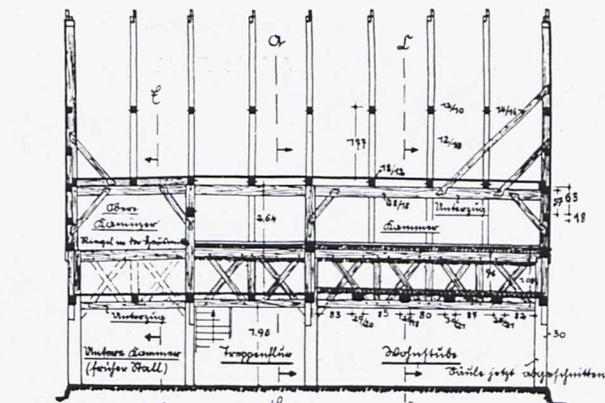
Ecke.



Lehm-Estrich

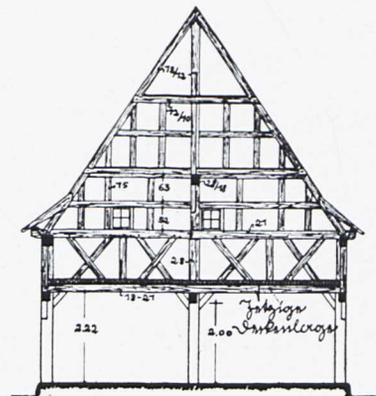
Deckenbalkenlage.

Abb. 58 b. Ursprünglicher Zustand.

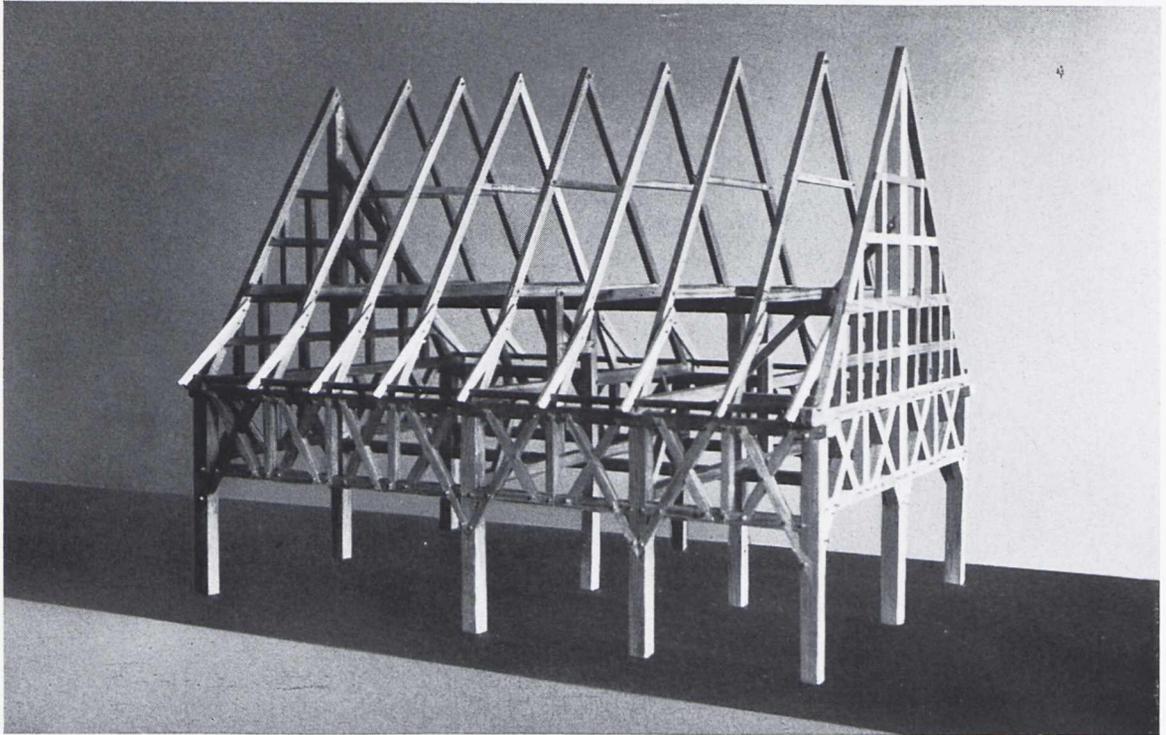


Längsschnitt.

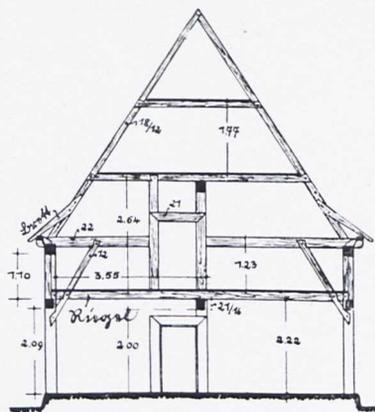
Abb. 58 c.



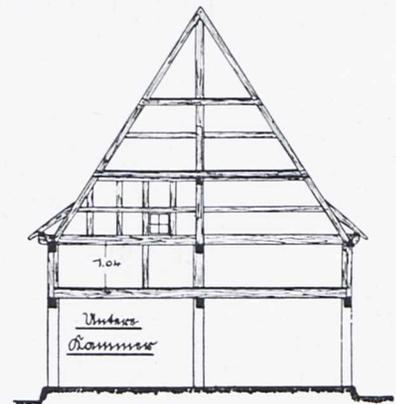
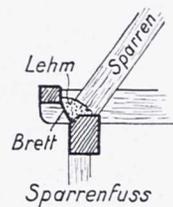
Schnitt C - D.



58d. Modell des Aufbaugerüsts vom Hause Nr. 9 in Adelsbach.
(angefertigt vom Ingenieurdienst)



Schnitt A - B.



Schnitt E - F.

58e. Querschnitte Haus Nr. 9, Adelsbach.

Wohnhäuser

Die Abbildungen 53 bis 57 zeigen uns einige solcher Häuschen aus dem Ober-
tal zwischen Landeshut und Hirschberg und vom Landeshuter Kam-
gebiet. Eines der bemerkenswertesten Häuser dieser Bauart steht in Adelsbach,
Kreis Waldenburg (Abb. 58a bis e). Der Kniestock ist leider nur noch auf der
Straßenseite sichtbar. So malerisch die Reihung der Andreaskreuze selbst in diesem frag-



Abb. 59. Gerichtskretscham in Fischbach im Riesengebirge.

mentarischen Zustände des Hauses wirkt, so vermag sie doch in keiner Weise den früheren Aufbau zu erklären und seine Wirkung sinnfällig zu machen. Erst die Wiederherstellung, die sich genau an den örtlichen Bestand anlehnt und durch das abgebildete Modell (Abb. 58d) dargestellt ist, gibt den Eindruck des Hauses zur Zeit der Erbauung richtig wieder. Die Säulen bringen einen klaren Rhythmus in das Gefüge und machen es konstruktiv überhaupt erst verständlich. Das gemauerte Erdgeschoß ist erheblich jünger als der Kniestock, während man bisher in solchen Fällen das Gegenteil angenommen hatte.

Eine besonders reizvolle Gurtung schmückt das Häuschen (Abb. 56/57) in Rohnau, Kreis Landeshut. Mit verblüffend einfachen Mitteln, ohne Zuhilfenahme architektonischer Zutaten, sind Wirkungen von einer Eindringlichkeit erzeugt worden, wie sie nur einer vollkommen bodenständigen Kunst eigen sind.

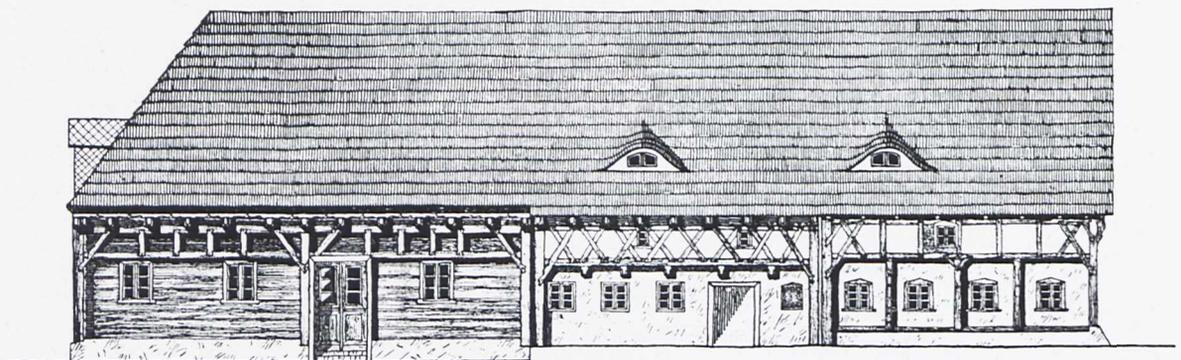
Gerichtskretschams

Zu dieser Gruppe gehören auch die ältesten Bestandteile einiger großer Bauwerke, die man in Schlesien Gerichtskretschams, in Sachsen Erbgerichte nennt. Es sind also Stätten ehemaliger dörflicher Gerichtsbarkeit, nach deren Beseitigung

nur noch der Betrieb einer Kornbrennerei mit Gastwirtschaft übriggeblieben ist. Hier war der eigentliche Mittelpunkt des Dorfes¹⁾, hier wurden einst wie in den „Stadthäusern“ Hochzeiten, Erntedank- und Kirchweihfeste abgehalten. Vielleicht werden dort auch in Zukunft manch alte Volksbräuche wiederaufleben.

Von den wenigen Gerichtskretschams, die auf uns gekommen sind, soll uns zunächst die Gebäudegruppe von Fischbach im Riesengebirge beschäftigen (Abb. 59/60). Eine mächtige alte Linde, in deren Gezweig einige Birkenstämmchen

Gerichtskretscham Fischbach Dorfstraße 13.



Bauteil C.

Bauteil B.

Bauteil A.

Abb. 60 a. Straßenansicht.

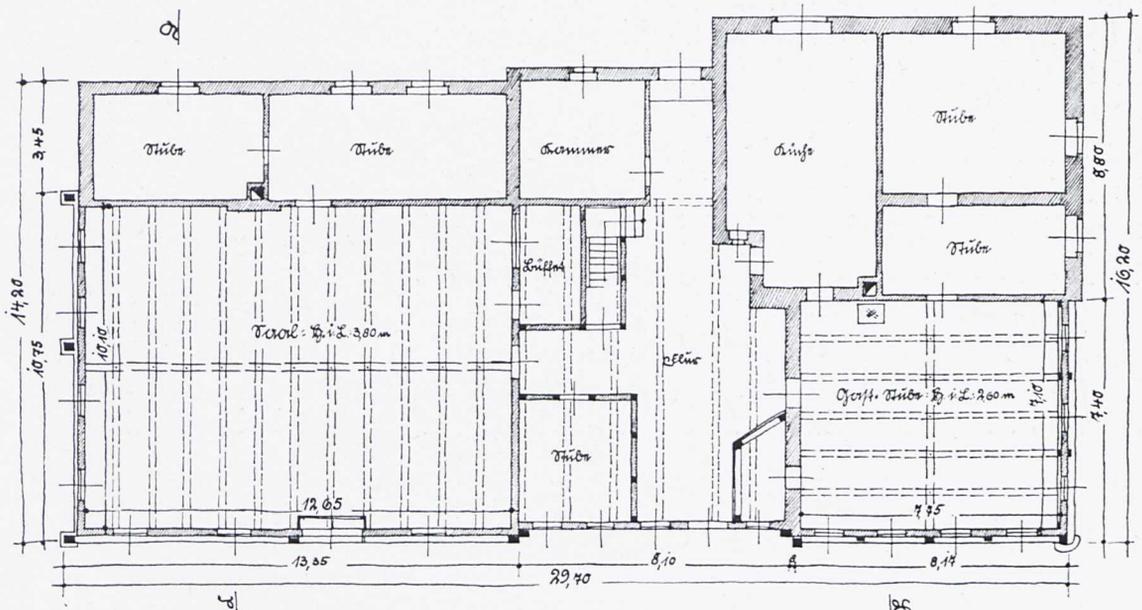


Abb. 60 b. Grundriß.

¹⁾ „Kret“ = κρητος heißt „Der Hohe“.

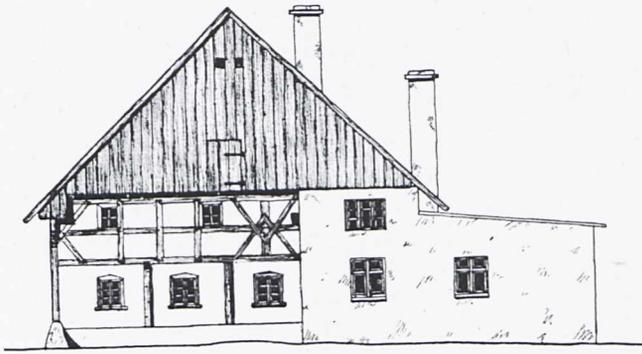


Abb. 60c. Ostgiebel.

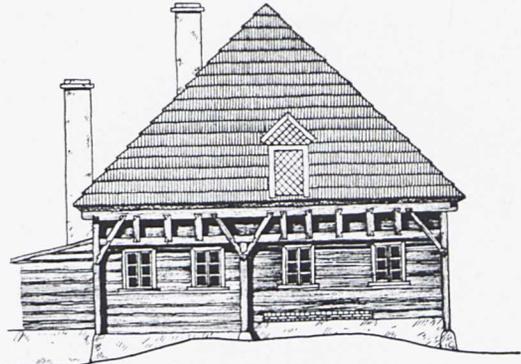


Abb. 60d. Westgiebel.

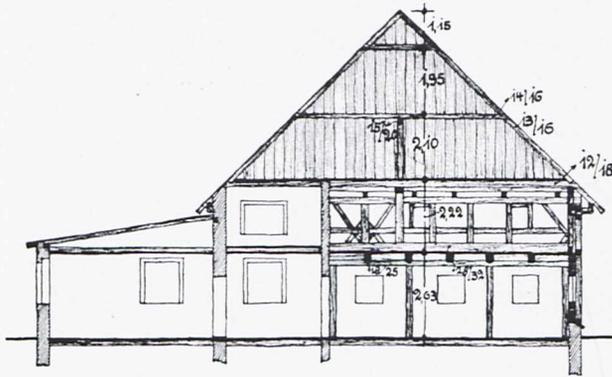


Abb. 60e. Schnitt A - B durch die Gaststube.

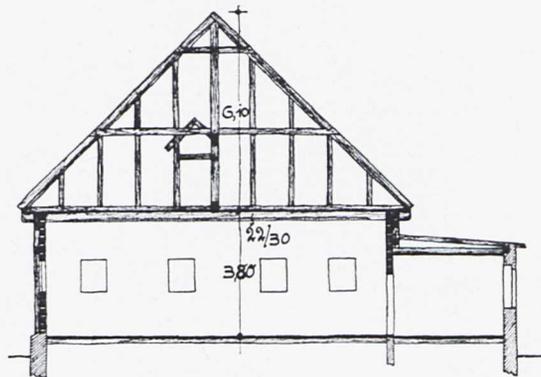


Abb. 60f. Schnitt C - D durch den Saal.

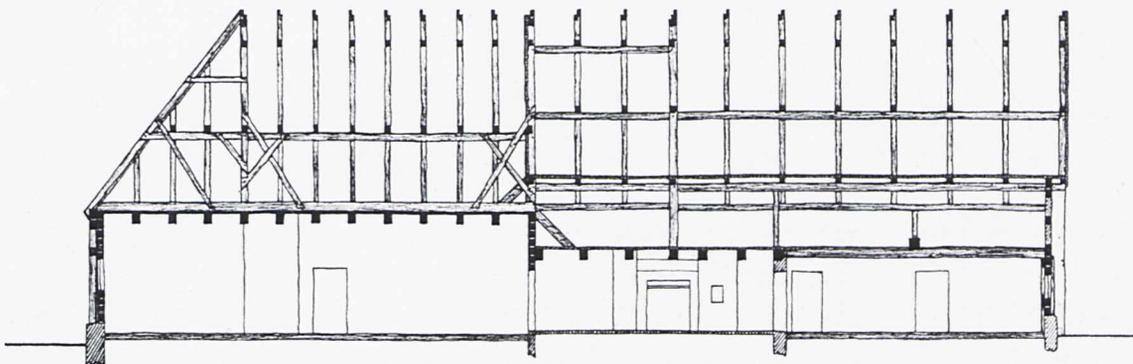


Abb. 60g. Längsschnitt.

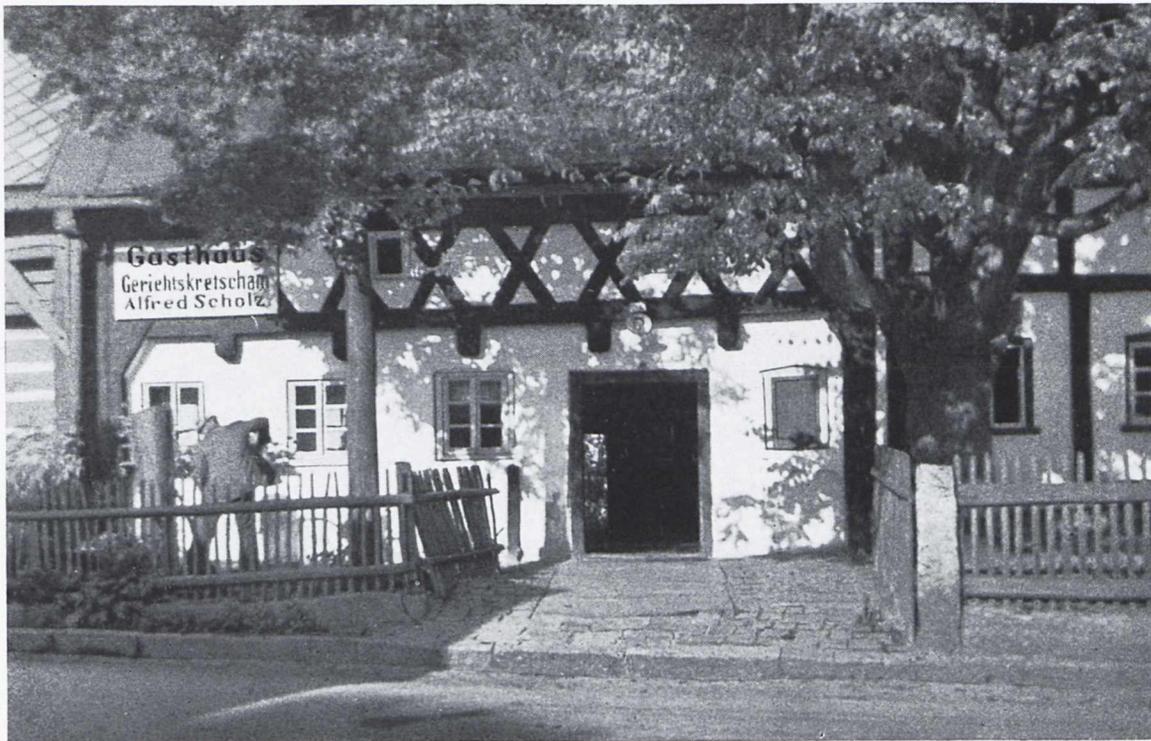


Abb. 61. Mittlerer Bauteil des Gerichtskretschams Fischbach.

Saal enthält. Frei spannen sich die Gitter bis über 6,60 Meter von Säule zu Säule. Ihre Wirkung beruht darauf, daß sie unausgefüllt geblieben sind, daß also jeder Stab plastisch hervortritt! In eindeutiger Klarheit liegen hier die konstruktiven Absichten zutage. Trotzdem möchte man von einer „Zweckform“ oder „Werkform“ gar nicht sprechen. Denn sie befriedigt auch ohne weitere Ausbildung der Einzelteile. Sie wirkt schon selbst als Kunstform, gemessen an den Leistungen der Gegenwart, die sich oft vergeblich bemüht, Zweck und Form in Einklang zu bringen.

Über die Erbauungszeit hat nichts ermittelt werden können. Die früheste Urkunde beschäftigt sich mit dem erstmaligen Verkauf, der im Jahre 1597 stattgefunden hat. Auf eine weitere Beschreibung dieses Gebäudes wollen wir verzichten, weil ohne gleichzeitige Untersuchung der anderen Kretschams die Rätsel nicht zu lösen sind, die sich in den verstreuten Resten einer lange verdunkelten Kultur angehäuft haben. Die Vermutung, daß sich die Gliederungen, die an einem Bau fehlen, vielleicht an anderem Orte finden und Rückschlüsse gestatten, hat nicht getäuscht. So wollen wir denn versuchen, den Schleier von diesen Geheimnissen abzuheben und eine versunkene Welt wieder heraufzubeschwören.

Weitab vom Durchgangsverkehr, in einer abgeschiedenen Talmulde des Landes- huter Rammgebietes, liegt das Dorf Rohnau. Es stehen hier viele Säulenhäuser; leider sind die meisten so verstümmelt, daß nur der Kenner die übriggebliebenen

Bruchstücke beachten wird. An einen kleinen Dorfplatz legt sich ein langer Gerichtskretscham (Abb. 62), dem man es ansieht, daß er einst eine wichtigere Rolle im Dorfleben gespielt haben muß als das Kirchlein mit dem bescheidenen Dachreiter. Dieser Kretscham setzt sich ebenso wie das Fischbacher Gebäude aus mehreren Bauteilen zusammen, die verschiedenen Zeiten angehören (Abb. 62 bis 64). Die älteste Urkunde bezieht sich auf einen Verkauf am 20. August 1740. Am 28. Februar 1768 ist das Grundstück mit allen Lasten und beweglichem Inventar vom reichsgräflich Stolberg'schen „Gerichtsampt“ zu Kreppelsdorf wegen Konkurserklärung des Besitzers zum Verkauf taxiert worden (siehe Anhang Seite 201 bis 203).

Der eigenartigste Bauteil des Kretschams (Abb. 63/64), im Grundriß auf Abbildung 65 a als Bauteil A bezeichnet, liegt hinter mächtigen Linden versteckt. Es ist ein nahezu quadratischer Bau auf vier außergewöhnlich langen Säulen von beinahe fünf Meter Höhe. An zwei Seiten ist er umbaut worden, so daß er jetzt wie in einen Winkel eingeklemmt erscheint. Auf den freiliegenden Flächen sind die Gitterwerke noch erhalten. Über dem Gitter mit den sechs Stielchen treten in weiten Abständen drei Balkenköpfe aus. Der Dachverband (Abb. 65f bis i, S. 60) ist nicht mehr der alte und durch nachträgliche An- und Einbauten entstellt; nur Dachneigung und ein großer Teil der Sparren sind ursprünglich. Die beiden Geschosse (Abb. 65g), der untere massiv gewölbte Sockel und das obere Blockwandgeschoss sind wahrscheinlich später eingefügt. Daß hier früher fünf Meter hohe Blockwände einen einzigen hohen Raum umschlossen haben könnten, ist schwer vorstellbar. Dies würde den örtlichen Gepflogenheiten widersprochen haben und bei der Beschaffenheit des verfügbaren Holzes auch technisch nicht einwandfrei gewesen sein; hat man doch schon erheblich niedrigere Blockwände schienen müssen. Wir müssen uns deshalb an die Vorstellung gewöhnen, daß das Bauwerk früher eine offene Halle, eine Hochlaube, gewesen ist.

War diese Hochlaube nur ein Teil eines größeren Bauwerkes, oder hat sie etwa für sich allein gestanden? Zunächst ist festzustellen, daß ein Anschluß, wie er zur Zeit besteht, auch für frühere Zeiten nicht in Betracht kommen kann. Denn die Ecksäule des Bauteiles A neben Bauteil B ist auf der hier dargestellten Ansichtfläche ohne jegliche Anschlußspuren und steht vollkommen frei.

Vielleicht kann uns aber der Dachverband, so entstellt er auch ist, entscheidende Hinweise für das einstige Aussehen des Gebäudes geben.

Aus dem Querschnitt (Abb. 65g) ist zunächst ersichtlich, daß zwei Dächer ineinandergeschoben sind, die dieselbe Dachneigung haben. Zwischen beiden Dächern sind gemeinsame Kehlbalken eingefügt; auf ihnen endigen die entsprechenden Sparren der beiden Dächer. Die Kehlbalken liegen wieder auf Fachwerksträgern, die — wie die Längenschnitte auf Abbildung 65f und h zeigen — früher nicht zum Dachverbande gehört haben können, sondern hängende Wandfachwerke zwischen Endsäulen gewesen sein müssen.

Die völlig gleichgeneigten und gleichlangen Gespärre der beiden Paralleldächer haben früher zweifellos an einem gemeinsamen Satteldache hintereinander



Abb. 62. Gerichtskretschem Rohnau, Kr. Landeshut. Bauteil B.

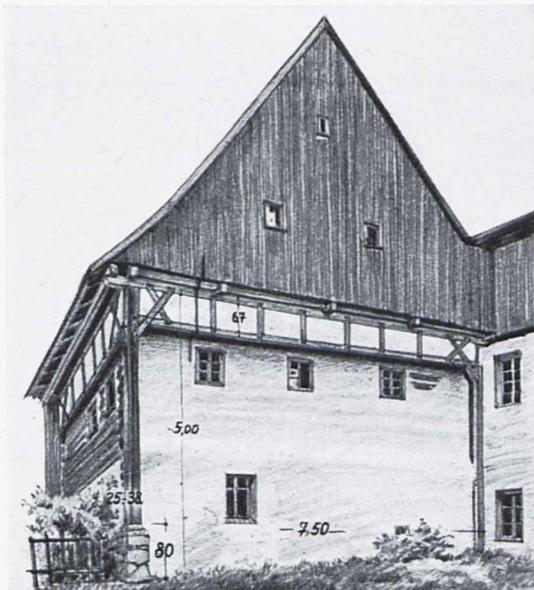


Abb. 63. Gerichtskretschem Rohnau.
Bauteil A. Zustand 1921.



Abb. 64. Gerichtskretschem Rohnau.
Bauteil A. Zustand 1935.

gelegen; dieses Dach ist senkrecht zu den jetzigen Paralleldächern verlaufen und war so lang, daß die meisten der heute noch vorhandenen Gespärre darin Platz fänden. Der Giebel der Hochlaube hat sich demnach über der heutigen Traufe erhoben, wo im Fachwerk darunter die vier senkrechten Gitterstäbe sitzen. Die jetzige Giebelseite mit den sechs Gitterstäben war ehemals Trauffseite. Deshalb treten dort auch heute noch Balkenköpfe über dem Gitterwerke aus. Die Hängesachwerke im jetzigen Dachverbande gehörten sicherlich zu den Querswänden, die den Flurteil des Gebäudes hinter der offenen Laube einfaßten; sie hatten im Inneren des Gebäudes geschützt gelegen und sich gut erhalten. Auch die schlichte Form, die der Hallentiefe genau entsprechende Länge und eine Türöffnung¹⁾ darin lassen auf Innenwände schließen.

Diesen früheren Zustand versucht Abbildung 65 k darzustellen; er zeigt die typische Dreiteilung von Grundriß und Aufbau, nur mit dem Unterschiede, daß das eine Drittel offen geblieben ist. Dieses — oder ein ähnliches — Aussehen wird der Bau zweifellos längere Zeit hindurch gehabt haben. Es fragt sich jedoch sehr, ob diese Gestalt schon als die ursprüngliche gelten darf, ob nicht vielmehr die Bestimmung des Bauwerkes in früheren Zeiten noch deutlicher ausgeprägt worden ist.

Manche Anzeichen deuten darauf hin. Schon der bisherige Wiederherstellungsversuch befriedigt insofern nicht ganz, als der Anschluß des Geschosfachwerkes an das Laubengitter auf nicht gleichzeitige Errichtung schließen lassen würde. Auch die

Gerichtskretscham Rohnau

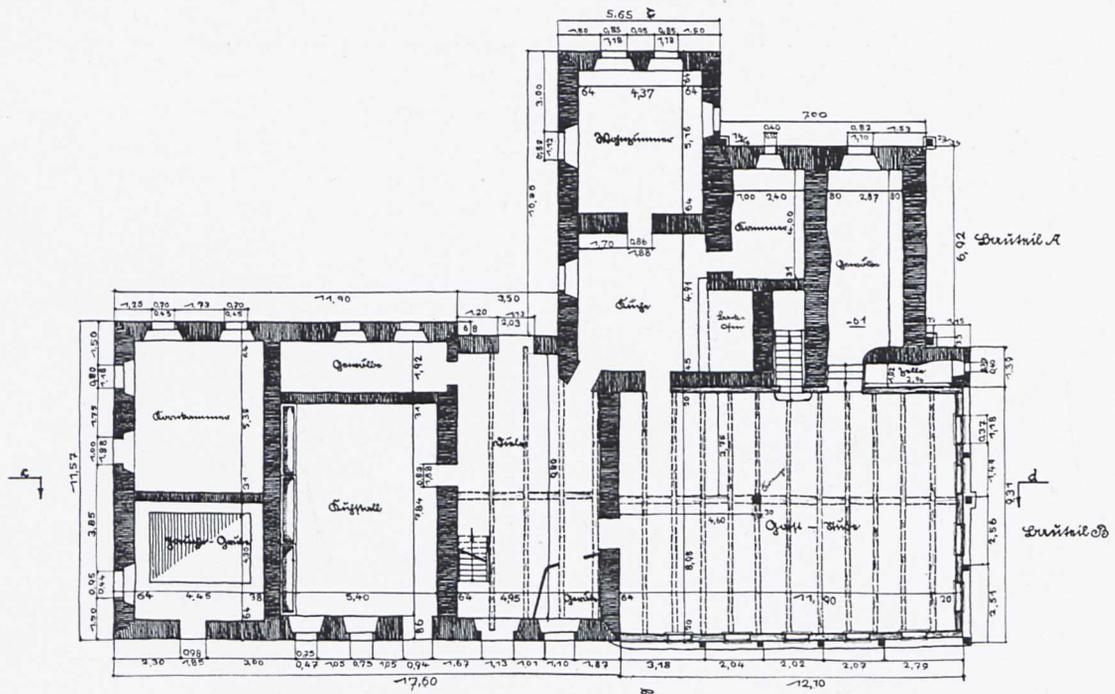


Abb. 65 a. Erdgeschoss-Grundriß.

¹⁾ Diese Fachwerkwand ist, wie der Schnitt Abb. 65 h, S. 60, zeigt, beim Einbau etwas auseinandergezogen worden.

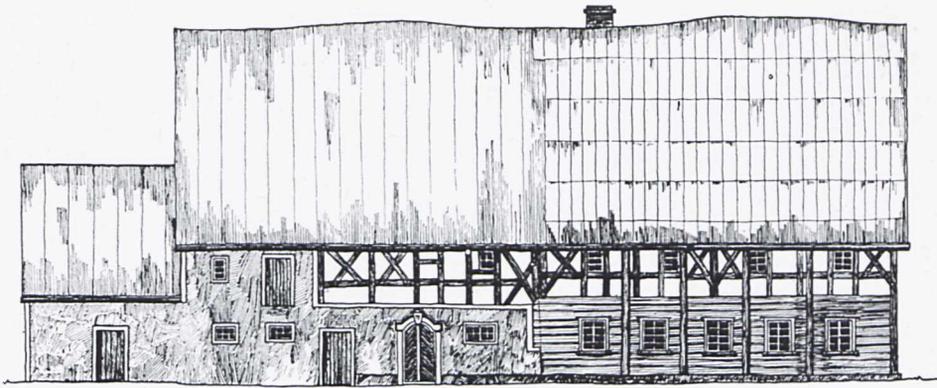
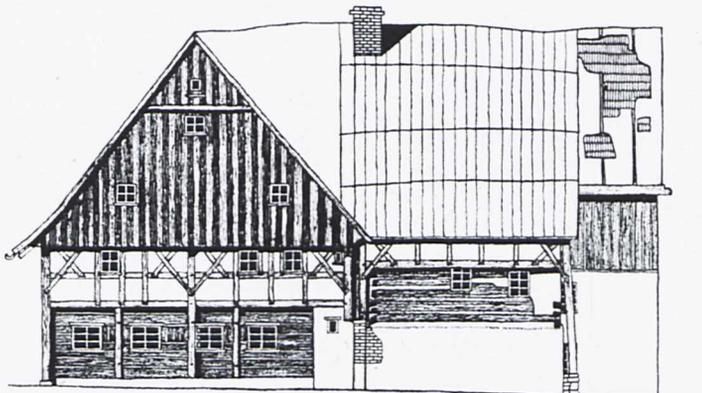


Abb. 65b. Westseite.

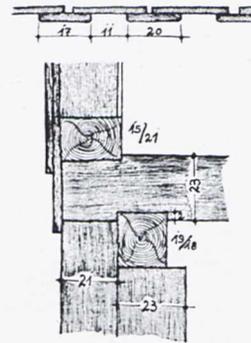
Bauteil B.



Bauteil B.

Bauteil A.

Abb. 65c. Südseite.



Stülpchalung am Giebel.
Abb. 65d.

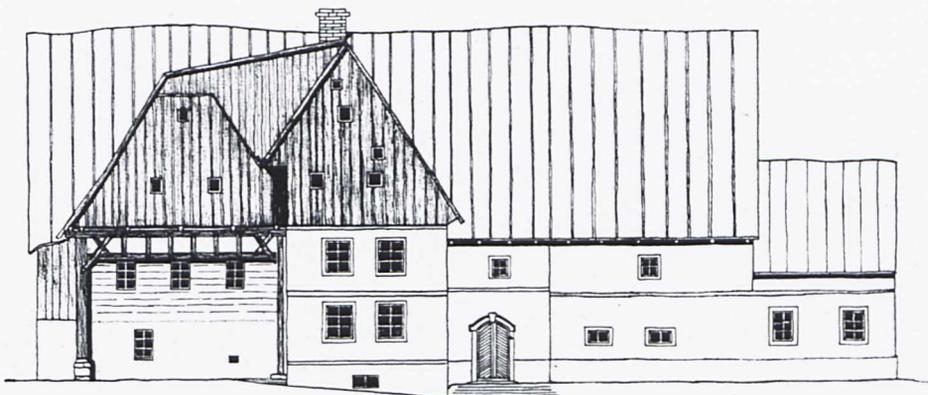
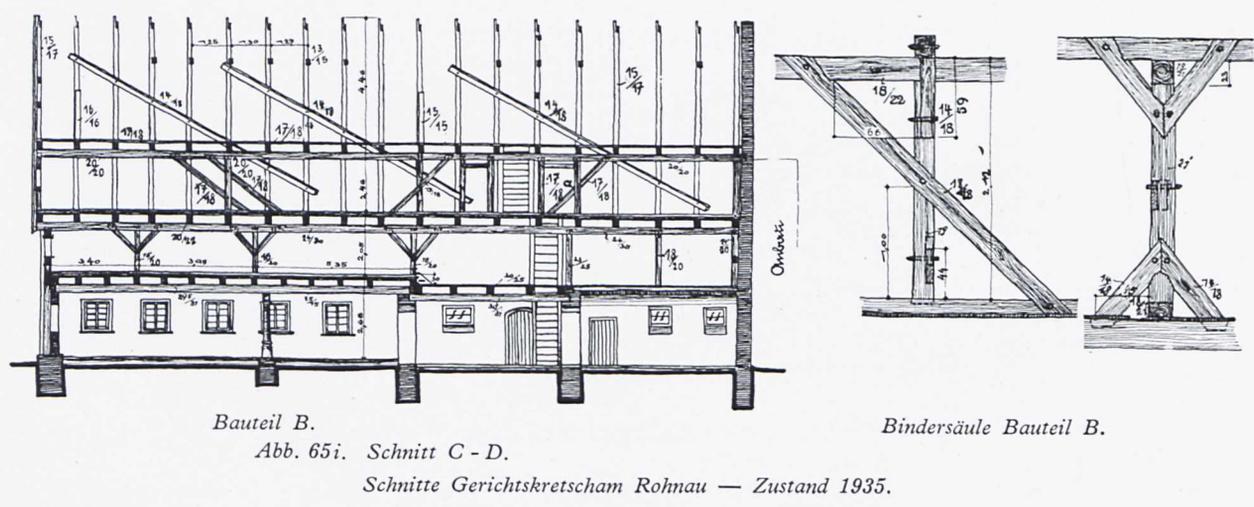
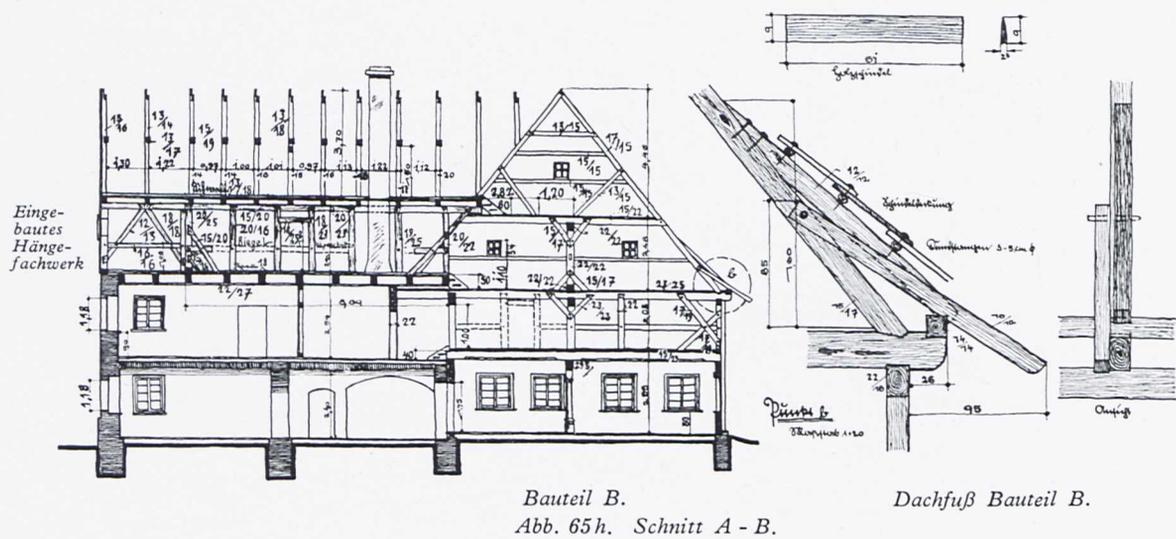
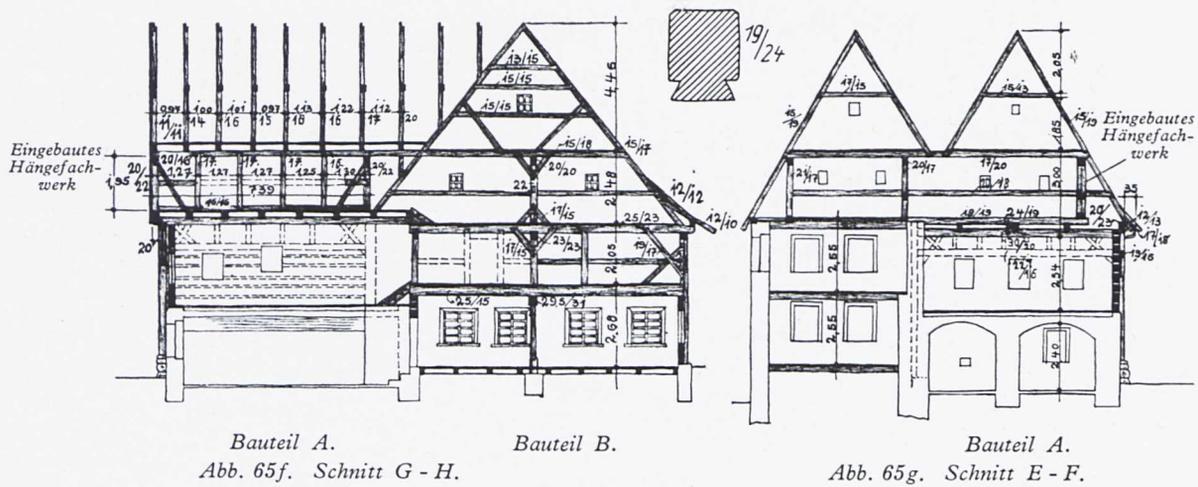


Abb. 65e. Ostseite.

Ansichten Gerichtskretscham Rohrau — Zustand 1935.



Schnitte Gerichtskretscham Rohrau — Zustand 1935.

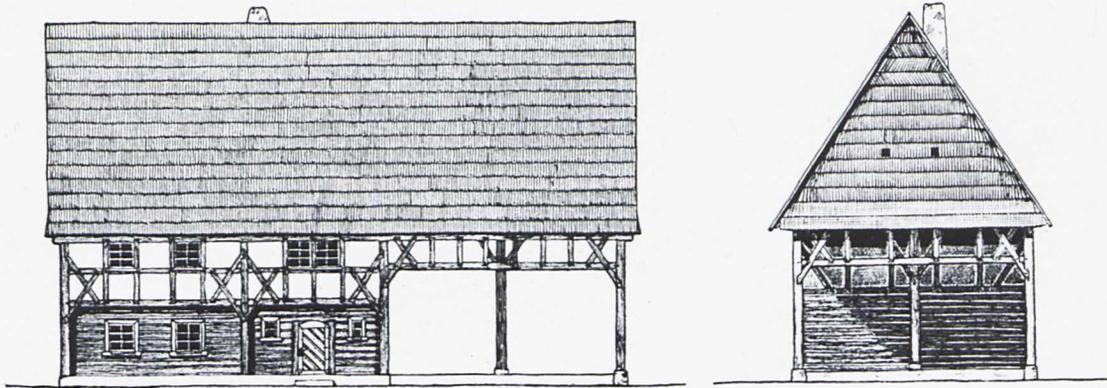


Abb. 65k. Zwischenzustand des Gerichtskretschams Rohnau.

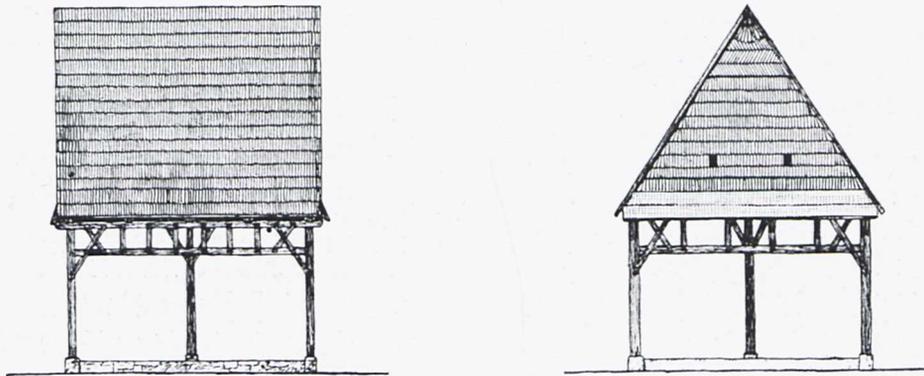


Abb. 65l. Wahrscheinlich ältester Zustand der Gerichtslaube Rohnau.

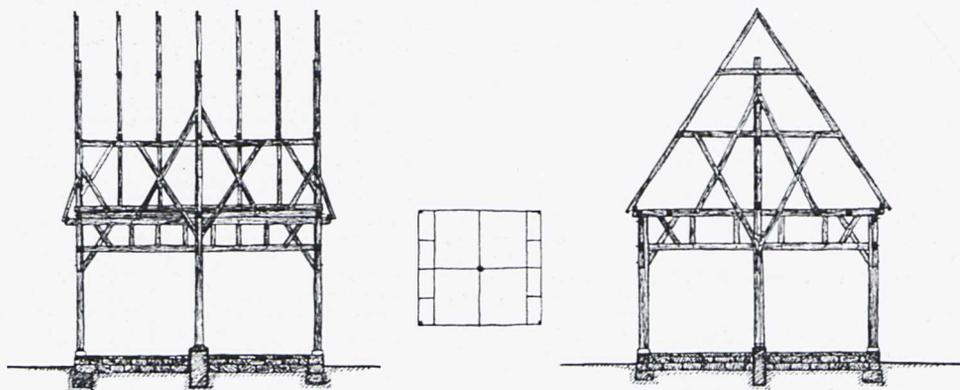


Abb. 65m. Längs- und Querschnitt zu Abb. 65l und Grundriß der Verankerung in Balkenhöhe.

Wiederherstellungsversuche.

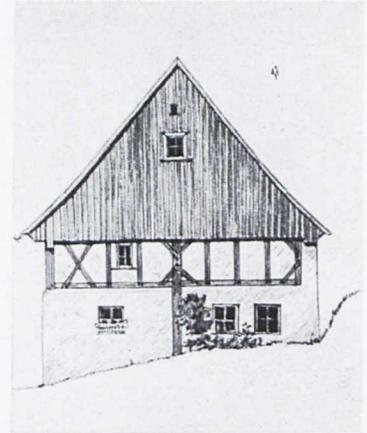
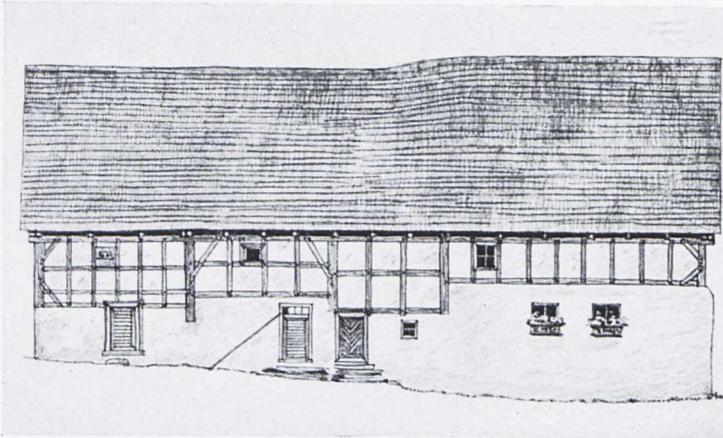


Abb. 66. Haus Nr. 37 in Hermsdorf u. Kynast. Längs- und Giebelansicht.

Blattverbindungen der alten Laubengitter des Bauteiles A weichen in ihrer altertümlich geknickten Form (Abb. 63) von der geraden Keilform bei den Innenwandgittern merklich ab und sind an anderen Teilen des Bauwerkes nirgends zu finden.

Ist aber die Hochlaube ein selbständiges Bauwerk gewesen, so müssen noch weitere Anhaltspunkte hierfür vorhanden sein. Das Rohnauer Gebäude in seinem trostlos verbauten Zustande gibt uns jedoch nur einige Fingerzeige, und zwar in Gestalt der Balkenköpfe, die am jetzigen Giebel über dem Gitterwerk austragen (Abb. 63/64). Die Untersuchung hat ergeben, daß es sich um die Enden kurzer Stichbalken handelt, also von Nebenbalken, die an einem senkrecht zu ihrer Richtung verlaufenden, aber nicht mehr vorhandenen Hauptbalken angeschlossen waren. Diese Stichbalken haben mit Ausnahme ihres Kopfendes den links von Abbildung 65 g dargestellten Querschnitt; er ist also offensichtlich darauf berechnet, das Auflager des Balkens einzuspannen. Dieselbe Anordnung wird auch an der entgegengesetzten Seite vorhanden gewesen sein.

Solche Stichbalken und ihren bezeichnenden Querschnitt finden wir nur an den ältesten Teilen von Kretschamsgebäuden; sie sind also für den Aufbau dieser Gerichtslauben mitbestimmend gewesen.

Wie in Rohnau, so fehlen aber auch in den Gerichtskretschams von Fischbach und Bärndorf im Kreise Hirschberg (Abb. 60 h u. 68 g u. m) die Ankerbalken, an die die Stichbalken angeschlossen waren. Nur beim Hause 37 in Hermsdorf unterm Kynast (Abb. 66) ist der Ankerbalken noch erhalten. Hier muß der älteste Teil mit dem Gitterwerk und dem hohen Dachfirst ebenfalls eine Gerichtslaube gewesen sein, bis sie zur Wohnung umgebaut wurde. Die bevorzugte Lage des Bauwerkes läßt dies ebenfalls vermuten. Im Dachboden streckt sich einer dieser Ankerbalken in geringer Entfernung vom achtstäbigen Gitter der Langseite noch vom Giebel bis zur ersten Querwand; er nimmt sämtliche kurze Stichbalken auf, die mit ihm auf gleicher Höhe liegen und auf das Rahmenholz des nahen Gitters aufgekämmt worden sind.

Daß hiernach die Gerichtslauben keine durchgehende Deckenbalkenlage und somit einen offenen Dachraum gehabt haben müssen, ist kaum zu bezweifeln. Auch beweist die Tatsache, daß in Fischbach und in Buchwald bei den späteren Erweiterungen die alten Ecksäulen zum Anschluß nicht benutzt und neue Säulen neben die alten gesetzt worden sind, daß die Hallen einst selbständige Bauten waren.

Dennoch wird eine in allen Einzelheiten zutreffende Wiederherstellung des ältesten Zustandes der Rohnauer Halle schwer möglich sein. Statische Gründe würden jedoch dafür sprechen, daß sich in Höhe des Dachfußes, sowohl in der Längs- wie in der Querachse, Versteifungsriegel über den Raum gelegt und daß sich beide an einer im Hallenraum stehenden Mittelsäule gekreuzt haben. Diese hätte zugleich die Mittelsäule des Dachverbandes unterstützt, die — wie üblich — nach beiden Richtungen abgestrebt werden mußte. Um der mitten in der Laube stehenden Säule Halt zu geben, war sie ebenfalls mit Streben an den darüber liegenden Säulenverband anzuschließen. Die Verstreibungen würden sich dann in jeder Achsenrichtung zu einem Sechsstern zusammengefügt haben. (Abb. 65).

Ob der Fuß der Mittelsäule etwa am Erdboden verankert war, ist nicht unwahrscheinlich, weil eine Schwerpunktsverlagerung des Bauwerks nach unten im Hinblick auf Wind- und Sogkräfte durchaus angebracht gewesen wäre. Die Verankerung wird kaum Schwierigkeiten bereitet haben, weil in der Laube sicherlich ein Steinfußboden gelegen hatte, der sich sockelartig über dem Gelände erhob.

Die ursprüngliche Rohnauer Gerichtslaube (Abb. 65 l u. m) ist zweifellos einer der ältesten dieser Art; sie könnte zu einer Zeit errichtet worden sein, als das Christentum noch keinen Eingang in dieses einsame Tal gefunden hatte. Die Geisteswende zeigt sich dann zuerst in der Erweiterung, die in Abbildung 65 k bereits dargestellt worden ist. Möglicherweise ist später der offene Laubenraum durch Stein- und Blockwände abgeschlossen worden. Dann folgt mit Errichtung des Bauteiles B, des heutigen Wirtshauses, und der Entwürdigung des Bauteiles A zum Nebengebäude ein weiterer geistiger und seelischer Umbruch. Dieser hat sich in einer Zeit vollzogen, als — nach der bisherigen Auffassung — die dörfliche Kultur noch auf der Höhe stand. Die Zimmermannskunst hat freilich damals noch geblüht, und auch die übrigen Handwerker zehrten vom überlieferten Gestaltungsvermögen. Die weitere Entwicklung, die sich im unteren Bau widerspiegelt, beweist jedoch schlagend, daß die Erinnerungen nur äußerlich waren, und daß alles abwärts geht, wo die seelische Kraft nicht mehr aus dem Boden gewonnen und von der Stimme des Blutes gelenkt wird. Die Verworrenheit des heutigen baulichen Zustandes ist das untrügliche Zeichen restlosen Verfalles.

Besser erhalten ist der große Gerichtskretscham von Bärndorf (Abb. 67/68) mitten in der anmutigen Granithügellandschaft, die sich von den Falkenbergen westlich des Landeshuter Kammes bis nach Schmiedeberg erstreckt. Das Bauwerk liegt wie alle Kretschams in der Nähe einer Wegekreuzung neben einem Bachlaufe; schon von weitem ist es als Kern der dörflichen Siedlung erkennbar (Abb. 67).



Abb. 67. Bärndorf, in der Mitte rechts der Gerichtskretscham.

Der mächtige Saalbau steht auf vier Eck- und vier Zwischensäulen; sein Dachfirst hebt sich gegen den First des übrigen Bauteiles mit einem Knick merklich ab, wie auch die Dachflächen selbst nicht glatt ineinander übergehen. Schon hierin verrät sich die einstige Selbständigkeit der Hochlaube. Auch hängen die Köpfe der Stichbalken über den Saalgittern der Längsseiten erheblich nach unten über, da die Ankerbalken, an die sie früher angeschlossen waren, beseitigt worden sind und nun die ganze Last des Dachstuhles auf die Balkenköpfe drückt. Auch über dem Gitter der Giebelseite treten viele Stichbalkenköpfe aus. Es war also ein Kranz von Stichbalken vorhanden, der in Höhe des Dachfußes die Laube rings umzogen hatte. Nach diesem Befunde läßt sich der ursprüngliche konstruktive Aufbau schon deutlicher herauschälen. Entsprechend der heute im Saale stehenden Mittelsäule muß früher eine neunte Säule im Innern vorhanden gewesen sein; sie wurde sicherlich durch verstreute Verriegelungen an die Zwischensäulen der beiden Längs- und Giebelseiten angeschlossen. Somit wäre in der Quer- wie in der Längsachse der Laube eine mittlere Verankerung vorhanden gewesen; beide kreuzten sich an der Mittelsäule. Im Grundriß hätte das gesamte innere Verankerungs- und Versteifungssystem wie in Abbildung 68e (S. 66) ausgesehen.

Für diese Annahme spricht der Aufbau der ebenfalls neunsäuligen Gerichtslaube im nahen Buchwald (Abb. 69). Die frühere Selbständigkeit dieses Bauwerkes tritt hier besonders auffällig in Erscheinung, weil es schmaler ist als der

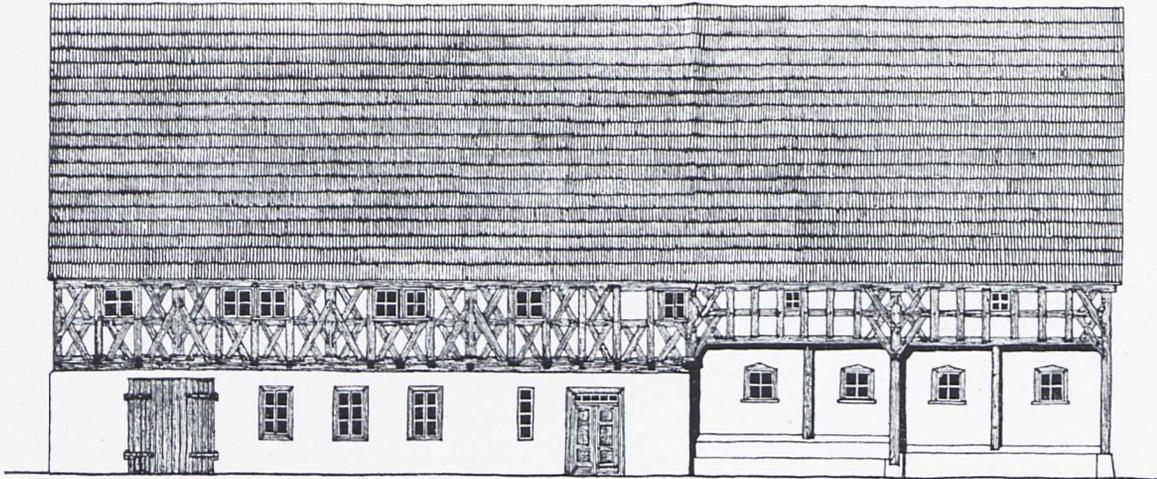


Abb. 68b. Längsansicht der Straßenfront.

Der Längsverband konnte wegen Unzugänglichkeit nicht gemessen werden.

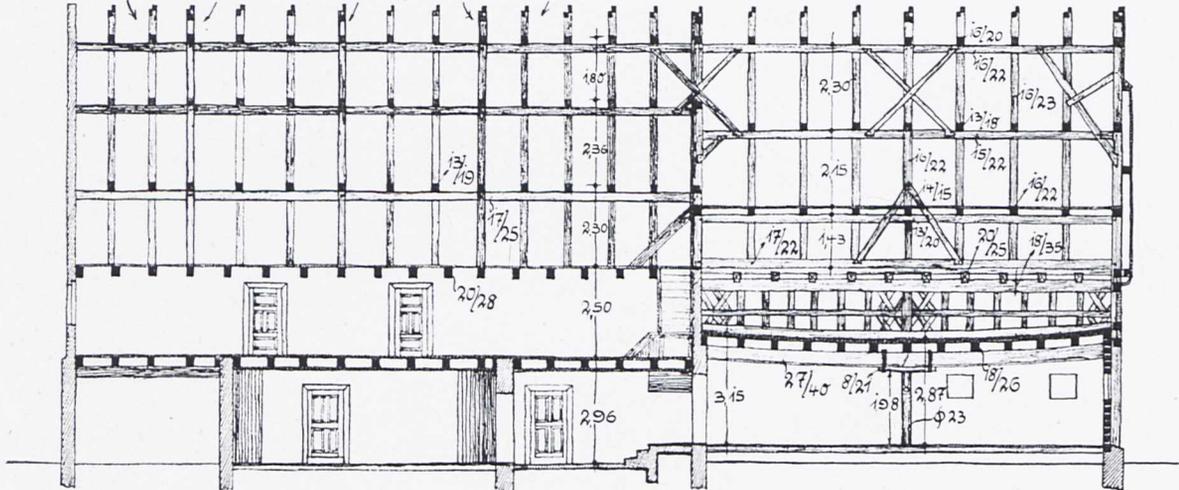


Abb. 68c. Längsschnitt.

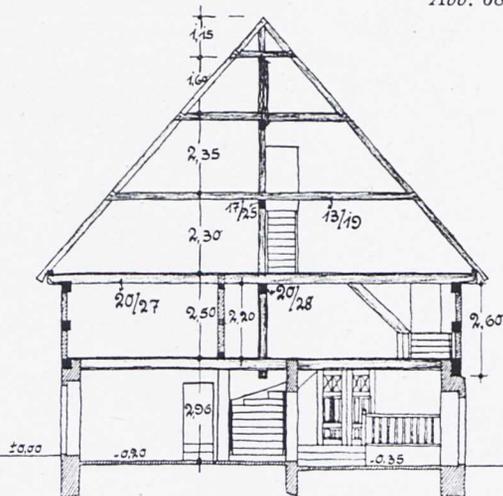


Abb. 68d. Schnitt C - D durch den Hausflur.

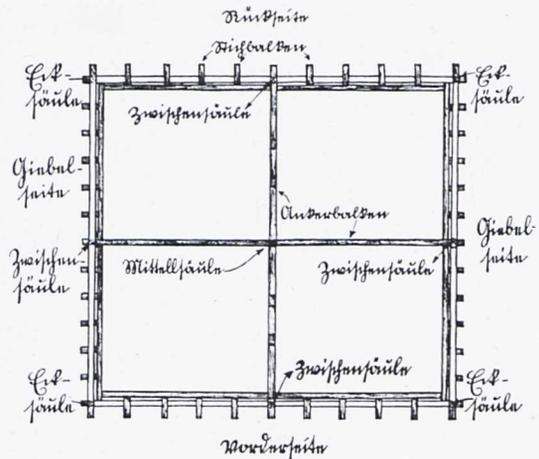


Abb. 68e. Rekonstruierte Stichbalkenlage.

Gerichtskretscham Bärndorf — Zustand 1935.

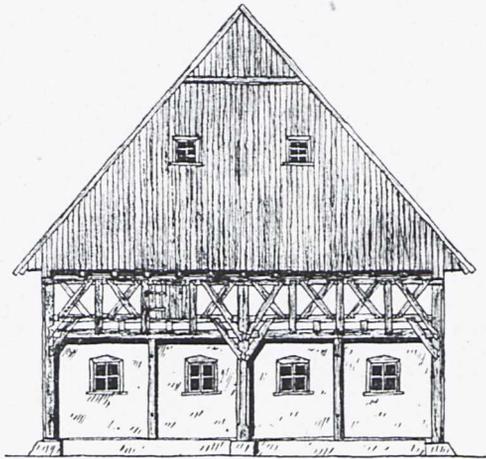


Abb. 68f. Saalgiebel-Ansicht.

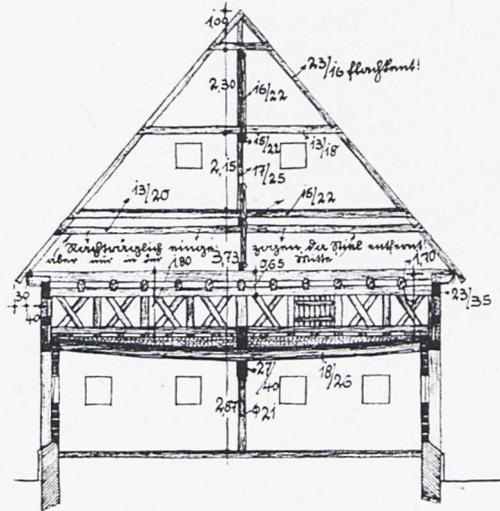


Abb. 68g. Querschnitt A - B durch den Saal.



Querschnitt der Stichbalken.

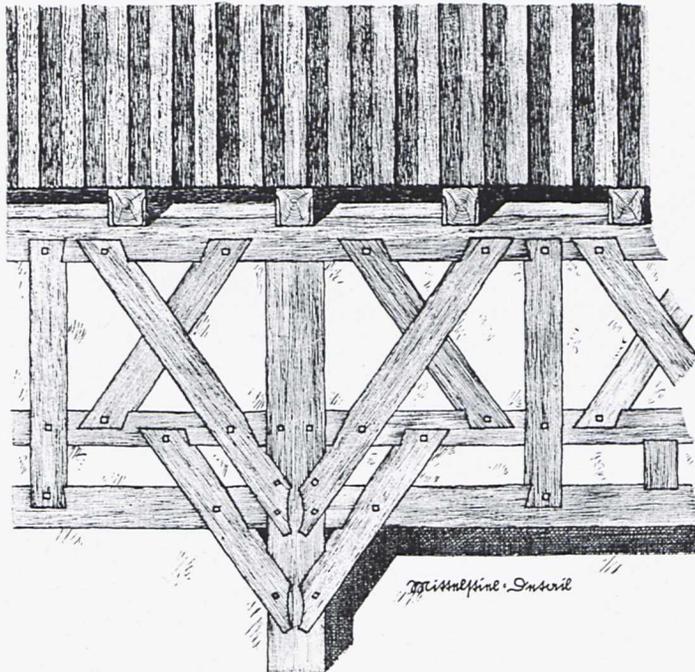


Abb. 68h. Einzelheit vom Gitter des Giebels. (Unterster Riegel mit Streben ist spätere Ergänzung, desgl. die senkrechten Stielchen rechts und links von der Mittelsäule.)

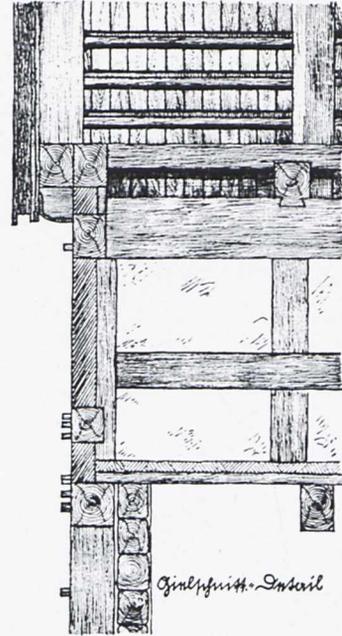


Abb. 68i.

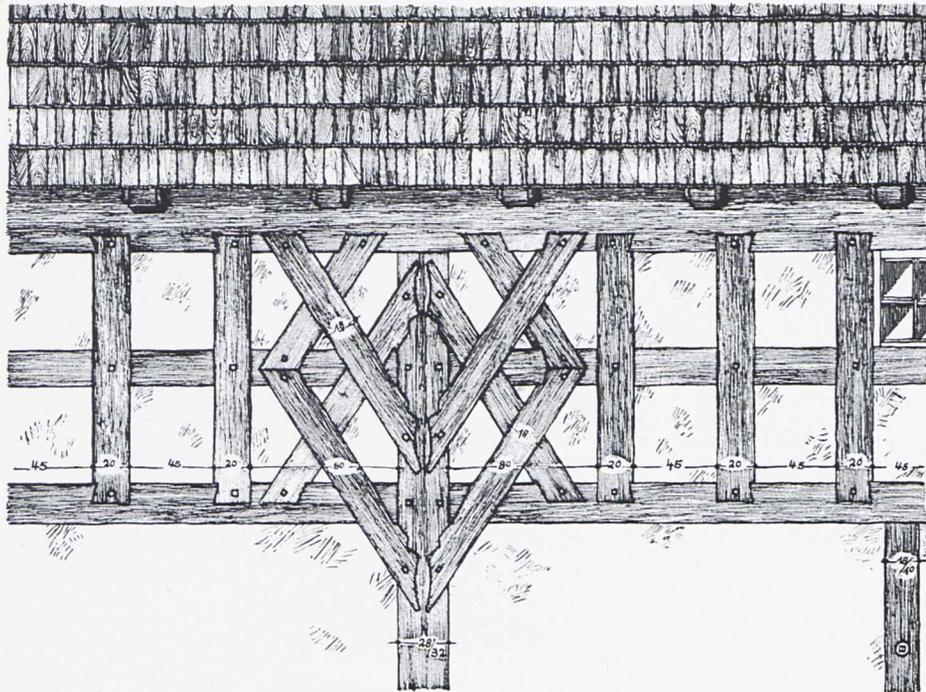


Abb. 68k. Einzelheit vom Gitter der Längsseite über dem Saal.

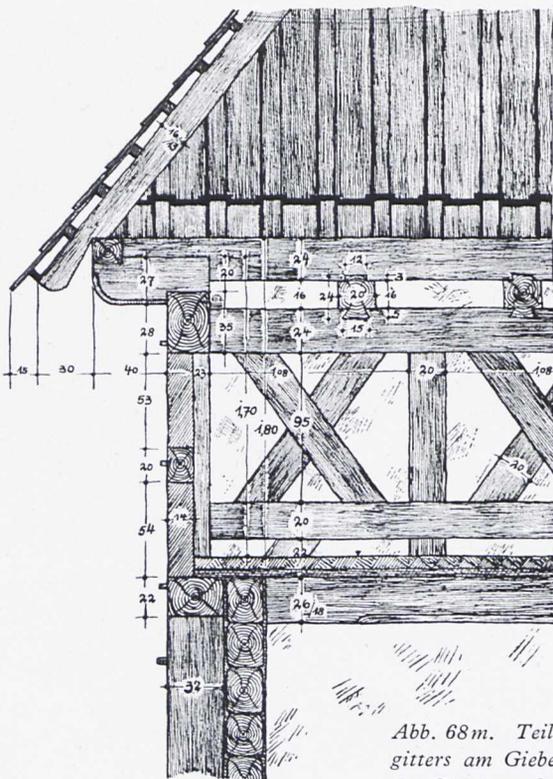


Abb. 68m. Teilquerschnitt über dem Saal mit Hinteransicht des Saalgitters am Giebel und mit den Stichbalken unter der Traufe und unter der Giebelverschalung.



Abb. 68l. Isometrie des Stichbalkens.

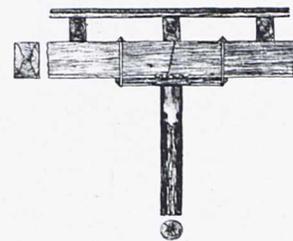


Abb. 68n. Saal-Unterzug und Säulendetail.

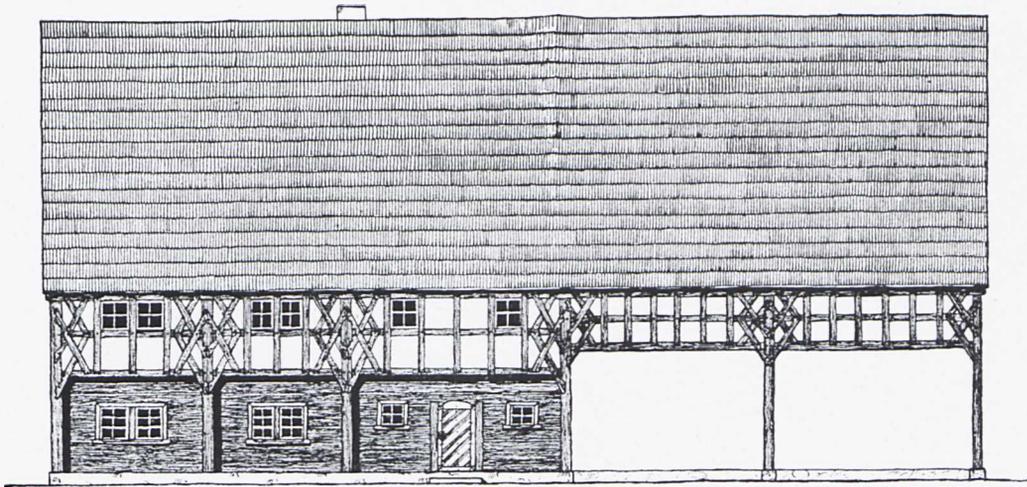


Abb. 68o. Zwischenzustand des Gerichtskretschams Bärndorf.

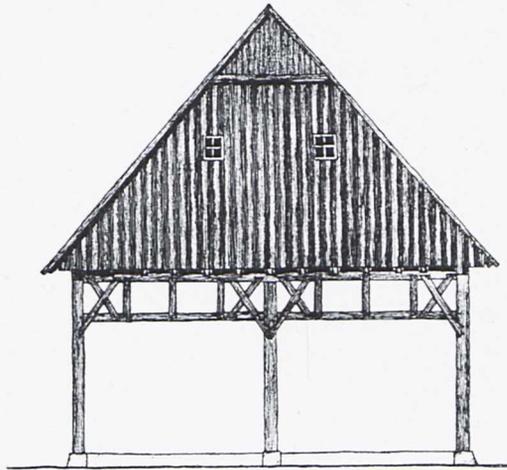


Abb. 68p. Südgiebel — Zwischenzustand.

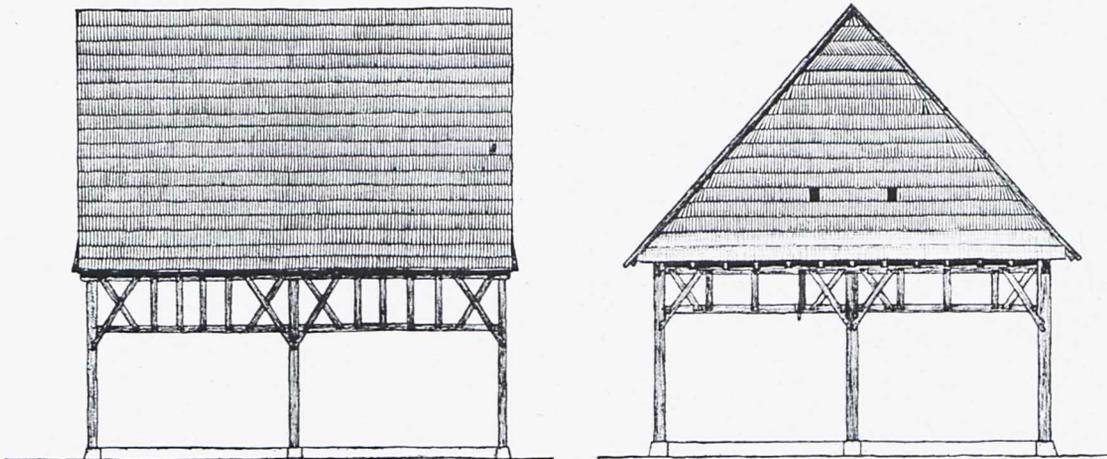


Abb. 68q. Wahrscheinlich ältester Zustand der Gerichtslaube Bärndorf.

Wiederherstellungsversuche.



Abb. 69. Ehemalige Gerichtslaube des Gerichtskretschams in Buchwald, Kr. Hirschberg.

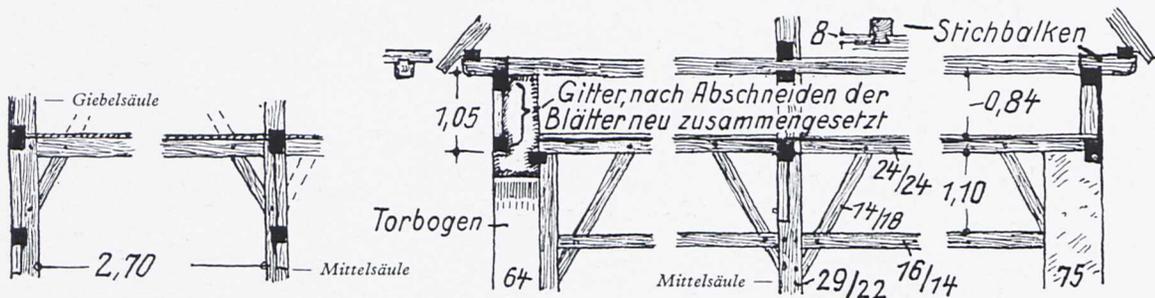
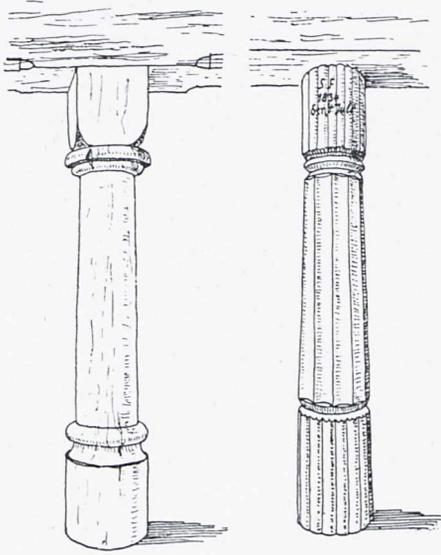


Abb. 70. Längs- und Querverankerung der Gerichtslaube Buchwald.

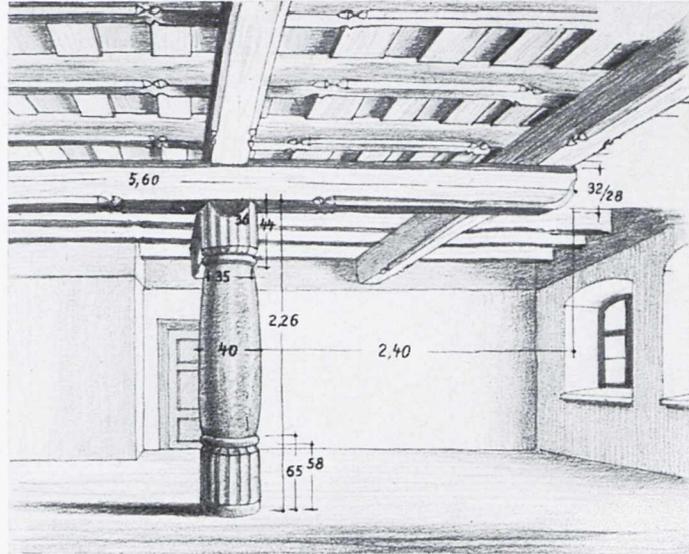
angebaute Kretscham und ein niedrigeres Dach für sich allein besitzt. Sogar der Charakter der offenen Laube ist noch gewahrt geblieben; an Stelle der äußeren Holzsäulen hat man Steinpfeiler mit großen Durchfahrtsbögen unter das Stabgitter untergebaut. Im Innern aber — wenn auch gegen den früheren Standort etwas verschoben — sind die zwei mittleren Holzsäulen unter den Giebeln und die neunte Säule in der Hallenmitte mit ihren Streben und Verriegelungen in der Längs- und Querachse noch wohlerhalten (Abb. 70).

Dieses Verankerungssystem wird also auch in Bärndorf vorhanden gewesen sein. Es ist dann gleichzeitig mit der Veränderung des Dachverbandes beseitigt worden, als man die Saalwände und die Saaldecke nachträglich einfügte. Bei dieser Gelegenheit hat man auch das Kernstück des Hallenverbandes, die Mittelsäule,



Schönbach,
Kr. Landeshut.

Rohrau,
Kr. Landeshut.



Konradswaldau,
Kr. Waldenburg, Schles.

Abb. 71—73. Kretschams-Säulen.

zum größten Teile beseitigt (Längsschnitt Abb. 68c). Die jetzige Säule im Saal (Abb. 68n) ist der spätere kümmerliche Ersatz. Die in der Aufnahmezeichnung wiedergegebene Deformation der Saaldecke und ihres Unterzuges zeigt deutlich, wie schwer sich der Eingriff in den alten Bestand gerächt hat, und wie hilflos spätere Zimmerleute den auftretenden Schwierigkeiten gegenübergestanden haben.

Gleichzeitig mit der Verwandlung der offenen Laube (Abb. 75) in einen geschlossenen Saal wird das jetzige Wirtshaus angefügt worden sein. Sein Außenfachwerk hat aber damals noch nicht das reiche Netz von Andreaskreuzen besessen. Wie heute noch auf der Hofseite, sind auf der Straßenseite nur einfache Mannfiguren an den Umgebingsäulen vorhanden gewesen. Vielleicht erst beim Absägen dieser Säulen hat man in das Fachwerk, das auf eine neu eingezogene Schwelle gelegt wurde, Andreaskreuze eingelassen. Übereinstimmend hiermit ist dann auch das Gitter der ehemaligen Laube mit weiteren Verstrebungen versehen worden. Unter dem Giebelgitter wurde noch ein Riegel eingefügt und mit neuen Stielen an dieses angebunden, um die Dämpfungswand bis zum Anschluß an die Saaldecke herunterzuführen.

So hat dieser Kretscham immer wieder ein anderes Gesicht gezeigt. Wie alle Gebäude dieser Gattung hat er mindestens drei, meist jedoch vier bis sechs Bauperioden hinter sich. Jede Veränderung ist jedoch nach den Gesetzen bodenständigen Aufbaues vor sich gegangen. Das Riegelwerk des stattlichen Gebäudes, das sich allmählich aus der kleinen Gerichtslaube entwickelt hat, macht deshalb heute noch einen harmonischen Eindruck. Erst der Neuzeit ist es vorbehalten geblieben, bei weiteren Veränderungen den einheitlichen Charakter zu zerstören.



Abb. 74. Die Laube der Kalvarienkapelle oberhalb Millstatt in Kärnten. Erinnerung an eine alte Malstatt.

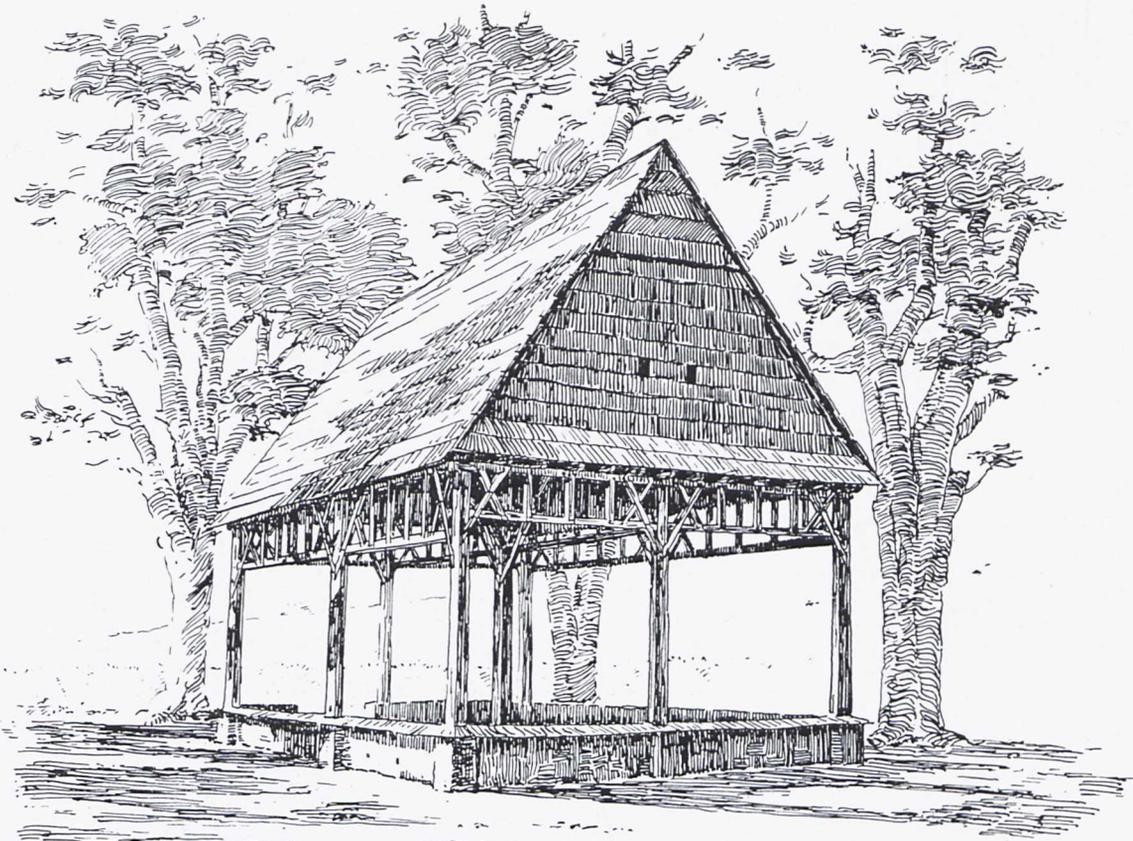


Abb. 75. Die Malstatt (Gerichtslaube) in Bärndorf, Kr. Hirschberg. Man vergleiche sie mit der Laube in Millstatt (Kärnten) auf der vorigen Seite.

Wir wollen uns aber noch einmal in das Innere begeben, im großen Saale verweilen und daran denken, daß in jedem Kretschamsdorfe dieser Raum denselben Zwecken wie die offene Laube gedient hat. Als sie durch eine Balkendecke gegen den Dachboden abgeschlossen wurde, legte man Wert auf das alte Erinnerungsbild und unterstützte die neue Balkendecke mit Hilfe eines kräftigen Unterzuges durch eine oft liebevoll mit Fuß und Kopf behandelte Säule. Die Abbildungen 71 bis 73 geben hiervon einen Begriff. Gelegentlich hat man, wie in Konradswaldau im Kreise Waldenburg (Abb. 73), noch ein Balkenkreuz über die Stütze gelegt, um die Deckenlast recht wirksam abzuleiten.

Wie ein mythisches Zeichen wird diese Säule die Volksseele beschäftigt haben! Als sie noch frei in den Dachraum strebte, in Zeiten rassischen Volkslebens, war sie der ehrfurchtgebietende Stab des Rechtes und der Gerichtsbarkeit. Sie verkörperte aber auch den Lebensbaum, dessen Zweige sich zu heiligen Sinnbildern ständiger Lebenserneuerung vereinigten — wie um zu zeigen, daß das Recht nicht abseits des Volkslebens steht, sondern der Wahrung seiner höchsten Güter dienen soll. Die Welt, die in diesen Gedanken lebte und wirkte, ist versunken; man spricht nur noch davon, daß an Gerichtstagen der Richtertisch an der Säule gestanden und daß man



Abb. 76. Haus Quolsdorf Nr. 100, Kr. Waldenburg, Schles.



Abb. 77. Haus Quolsdorf Nr. 100, Kr. Waldenburg, Schles.

die Übeltäter an ihr festgebunden habe. Doch eine alte Sitte ist geblieben: der fröhliche Tanz um die Säule. Es werden sogar die Kretschams bevorzugt, deren Saal diesen sichtbaren Mittelpunkt besitzt.

Die bei der Untersuchung der Gerichtslauben in Rohnau, Bärndorf und Buchwald gewonnenen Erkenntnisse setzen uns in den Stand, auch Gebäude zu enträtseln, deren ursprüngliche Bestimmung als Gerichtsstätten nicht ohne weiteres erkennbar ist. Hierfür bietet das Bauernhaus

Nr. 100 in Quolsdorf, Kreis Waldenburg (Abb. 76/77), ein besonders lehrreiches Beispiel.

Das am meisten auffallende Gitterwerk im Erdgeschoß ist der Rest eines alten Bauwerkes, dessen Dach unmittelbar auf diesem Gitter aufgelegt hat; im Jahre 1578 (Abb. 78a) hat man den Oberstoß aufgesetzt. Die Jahreszahl ist bei dieser Gelegenheit in die nachträglich eingesetzte Knagge des Eckpostens eingeschnitten worden (Abb. 78e rechts), ein typischer Beweis dafür, daß günstigstenfalls der Umbau, niemals aber die Erbauungszeit am Bauwerk feststellbar ist.

Bei dieser Aufstockung mußten die vorkragenden Köpfe der auf das alte Gitter neu aufgelegten Deckenbalken durch Knaggen (Konsolen) unterstützt werden; sonst hätte das auflastende Bollwandfachwerk die Balkenköpfe heruntergedrückt. In der Neuzeit ist schließlich eine Haushälfte abgerissen und in verputztem Ziegelmauerwerk neu aufgeführt worden. Nur das Rahmenholz unter der Dachtraufe mit den früheren Anblattungsstellen und der größte Teil des alten Dachstuhls (Abb. 78 d, S. 76) sind erhalten geblieben. Diese beiden Reste haben es aber ermöglicht, mit Hilfe des Grundrisses dem ursprünglichen Zustande wieder auf die Spur zu kommen.

Das reichverstrebtte Fachwerk über dem ebenerdigen Kniestock ist nichts anderes als das frühere Hängefachwerk der Langseite links neben dem Flur; die Verlängerung der Tragesäulen nach unten ergibt die Höhe des früheren Bauwerks und somit auch die ursprüngliche Höhe der Säulen des Kniestocks. Dort öffnete sich also eine von sechs Säulen umstandene Laube. In ihrer Mitte mußte sich nach Ausweis des erhaltenen Dachstuhles eine siebente Säule erheben, da sonst der Dachverband ohne die unbedingt notwendige Unterstützung geblieben wäre. Der für ein Wohnhaus ungewöhnlich breite Flur beweist ebenfalls, daß es sich hier nur um den Brau- und Ausschankraum eines Kretschams handeln kann.

Der in Abbildung 78 c/d wiedergegebene Zustand ist natürlich nicht der älteste. Zuerst wird die Gerichtsstätte nur in einer sechs säuligen Laube mit siebenter Mittelsäule bestanden haben. Als dann ist umgebaut worden; abgesehen von den Mannfiguren der Tragesäulen sind jedoch damals in den Zwischenfeldern Andreas-kreuze nicht vorhanden gewesen. Das ist erst viel später geschehen; auch das Laubengitter begnügte sich zuerst nur mit senkrechten Stäben.

Ist in vorstehendem Falle aus einem Kretscham ein Bauernhaus geworden, so wurde doch auch manche dieser uralten Gerichtsstätten bei Einführung des Christentums in Kirchen umgewandelt und später in Stein neu aufgebaut! Denn Grundform, Grundriß und Höhenabmessungen unserer Lauben stimmen mit den ältesten Bestandteilen mancher ostdeutscher Holzkirchen nahezu überein. Ihre quadratischen Kernbauten, die später durch einen Altarchor erweitert worden sind, haben folgende runde Abmessungen:

Mieß 10 × 11 m, Höhe 6 m,

Rogau 7 × 7 m, „ 5 m

(vergl. Rohnau 7 × 7 m, Höhe 5 m, ältester Teil

von Fischbach 8 × 8 m, Höhe jetzt 4,5 m),

Nieder-Balk, Bauchwitz, Georgenberg, Herzogl. Zawada 10 × 10 m „ 6 m,

Ponischowitz, Mikultschütz, St. Rochus-Rosenberg 11 × 11 m, „ 6 m

(vergl. Bärndorf 11 × 11 [11,35 × 10,80] m, Höhe 5,40 m).

Kleinere Abmessungen haben die quadratischen Kernstücke vieler Karpathenkirchen, die sich auch im Querschnitt sehr deutlich von den späteren Anbauten abheben. Diese Zahlen beweisen, daß es sich hier nicht um zufällige Übereinstimmungen handelt. Auch die Dachverbände dieser Kirchen gehören ganz und gar

Quolsdorf, Kr. Waldenburg, Bauernhaus Nr. 100.

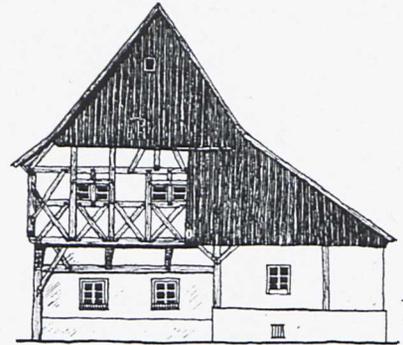
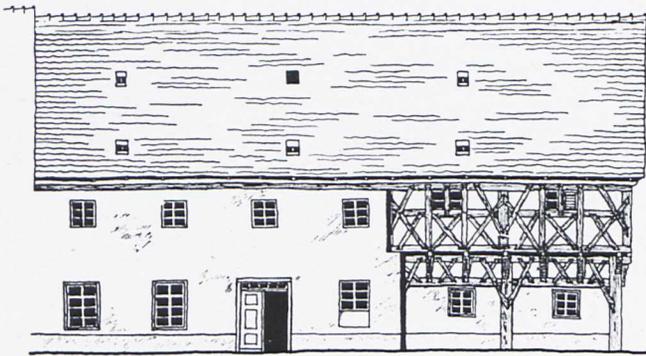


Abb. 78a und b. Heutiger Zustand.

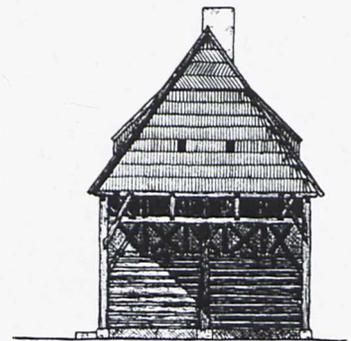
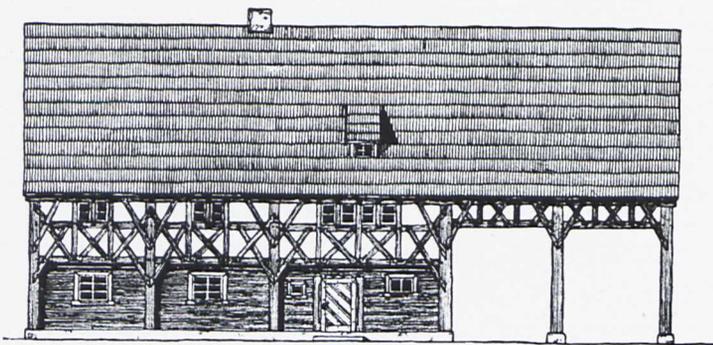


Abb. 78c. Zwischenzustand. Ansichten.

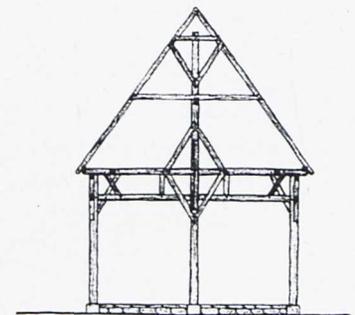
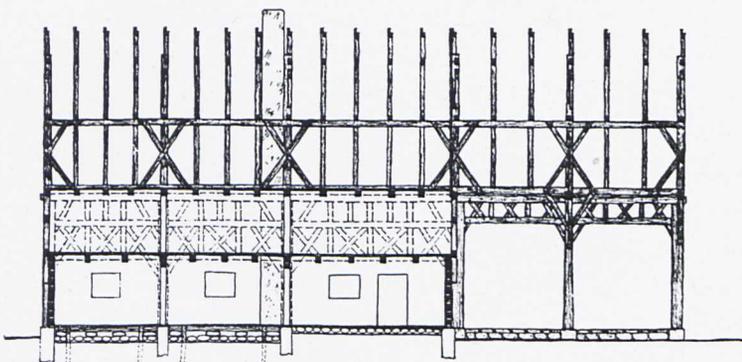


Abb. 78d. Zwischenzustand. Schmitte. Der Dachstuhl ist in seiner ganzen Ausdehnung noch heute (1935) vorhanden.



Abb. 79. Gerichtskretscham in Schönbach, Kr. Landeshut. Zustand 1921 (1926 abgebrannt).

zum Säulenbau des Ostens und zeigen oft die später vorgenommenen Veränderungen.

Nach den bisherigen Beispielen besaß der dörfliche Gerichtskretscham sein eigenes Gesicht, das ihn von allen anderen Dorfbauten deutlich unterschied. In späterer Zeit ist diese charakteristische Form verlassen worden. Indem man darauf verzichtete, die Laube oder den Saal als wesentlichen Bestandteil des Bauwerkes nach außen hin hervorzuheben, war ein Gerichtskretscham von einem größeren Bauernhause kaum mehr zu unterscheiden. Bezeichnend hierfür war der große Gerichtskretscham in Schönbach, Kreis Landeshut, der im Jahre 1926 leider einem Brande zum Opfer gefallen ist. Die Abbildung zeigt ihn aus dem Jahre 1921. Die Säulenfüße und die unteren Säulenverstrebungen verschwanden, als man ein massives Erdgeschoß unter das Fachwerksgitter unterschob. Hierauf hat sich der Oberstock verbogen, wie es auf der Zeichnung dargestellt ist. Stiele und Streben wurden ohne Schwelle auf das Erdgeschoßmauerwerk aufgesetzt; die in der Zeichnung dargestellte scheinbare Schwelle war nur mit Rußfalk (Roos) schwarz aufgemalt, um einen Abschluß für das Auge herzustellen.



Abb. 80. Fürstenkretscham in Michelsdorf, Kr. Landeshut.

Auch dem Fürstenkretscham in Michelsdorf bei Liebau (Abb. 80) würde man seine Bedeutung kaum anmerken, wenn er nicht wirkungsvoll hoch über der Straße läge. Das Bauwerk soll aus dem 11. Jahrhundert stammen. Eine alte Urkunde auf der Innenseite eines Truhendeckels, die im Kretscham gezeigt wird, soll dies beweisen; sie bezieht sich aber nur auf die Gründung des Dorfes (siehe Anhang Seite 199). Das Fachwerk widerlegt auf den ersten Blick die Annahme einer so frühen Entstehung. Vielleicht reichen aber Teile des hohen Steinsockels mit den mächtigen Strebepfeilern in jene Gründungszeit zurück, als ein böhmischer Edlmann ein Jagdschloß an dieser Stelle errichtete. Das jetzige Fachwerkgeschoß ist jedenfalls erst viel später aufgesetzt worden, wahrscheinlich Ende des 16. Jahrhunderts. Nach Westen hat man den Bau verlängert. Das verraten uns die dortigen Fachwerksgebände der Längsseite und am Giebel. Sie bestehen im Gegensatz zum Anblattungsfachwerk des Altbaues aus gewöhnlichem Zapfenfachwerk, wie man es im 18. Jahrhundert ausgeführt hat. Auch im Dachverbande sitzen dementsprechend drei neue Gebinde. Nach Ausweis einer Eintragung im Schöppenbuch¹⁾ ist das Gebäude am Ende des 18. Jahrhunderts verlängert worden. Aus derselben Zeit stammen auch die Veränderungen im Erdgeschoß, wo eine neue Blockwand unter das Fachwerk rückte und geschient werden mußte, um die oberen Stockwerkswände tragen zu können.

¹⁾ siehe Anhang Seite 202.

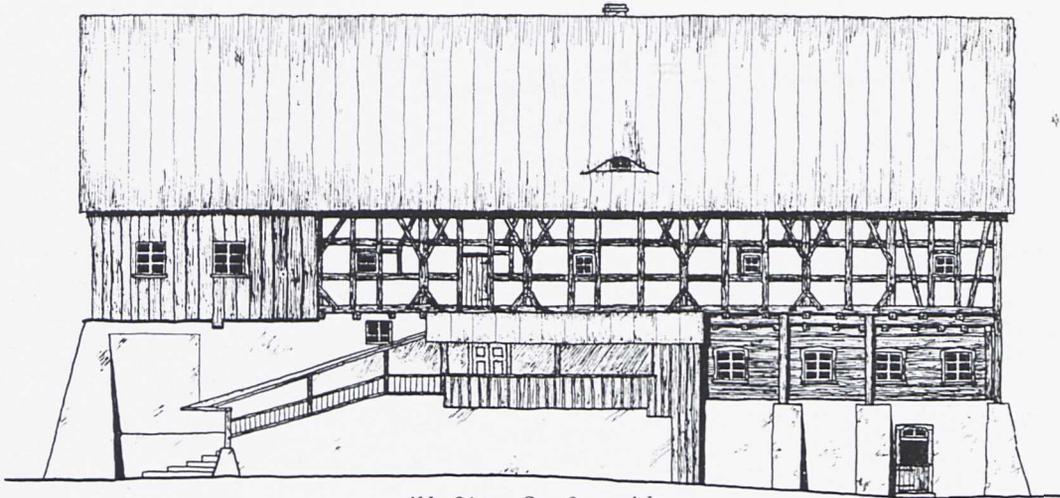


Abb. 81a. Straßenansicht.

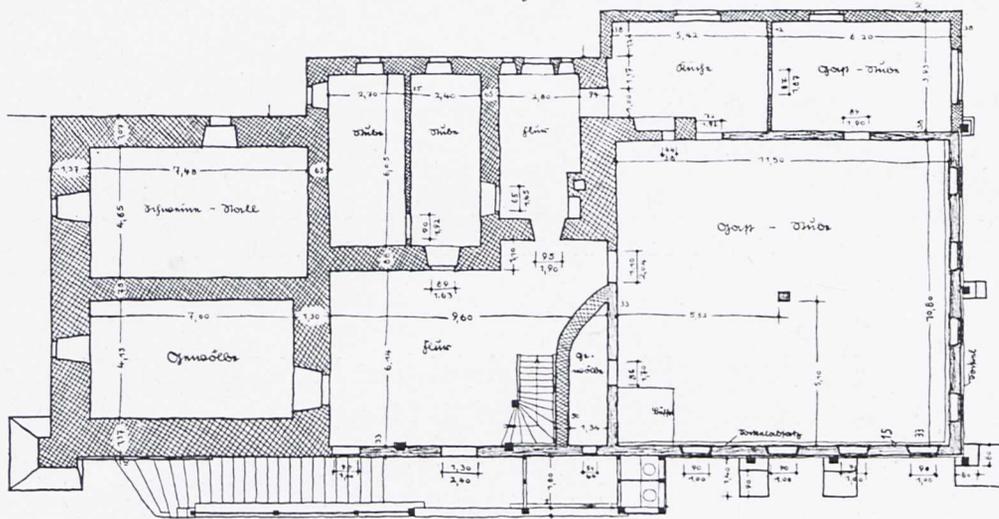


Abb. 81b. Grundriß.

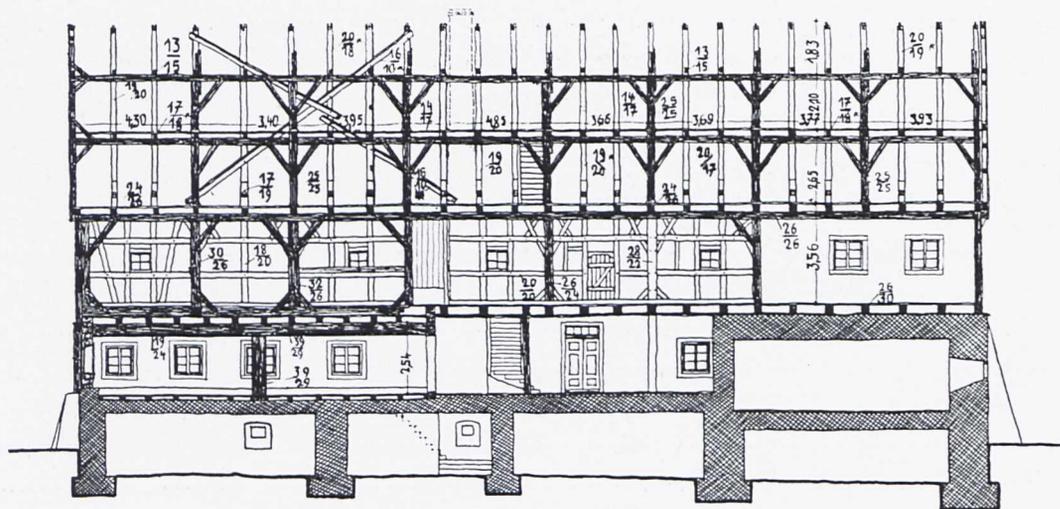


Abb. 81c. Längsschnitt.
Fürstenkretscham Michelsdorf.

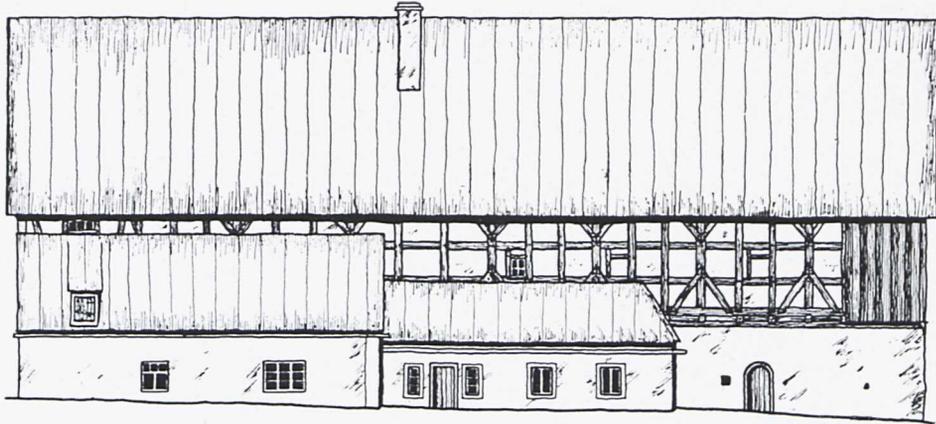


Abb. 81 d. Hinteransicht.

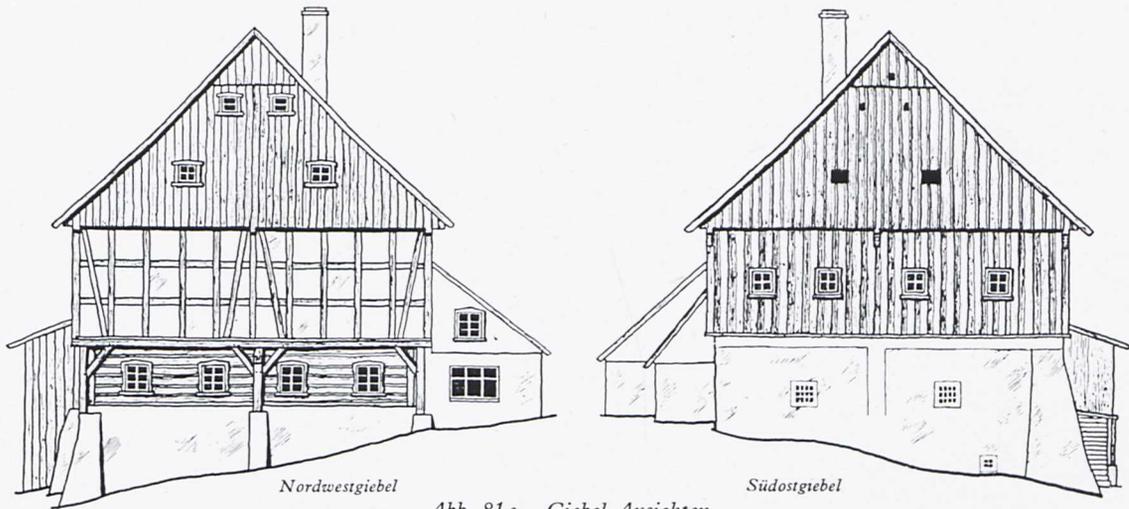


Abb. 81 e. Giebel-Ansichten.

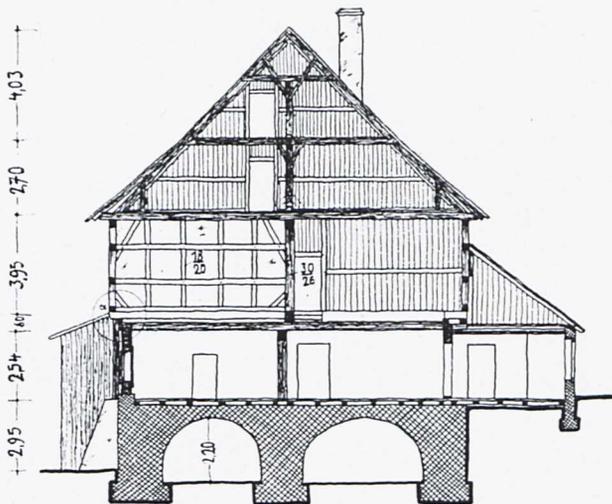
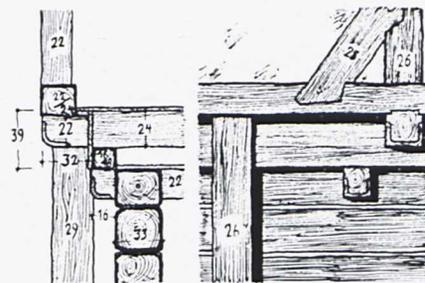


Abb. 81 f. Querschnitt C-D.



Schnitt

Außenansicht

Abb. 81 g. Einzelheiten. Knotenpunkt a.

Fürstenkretscham Michelsdorf.

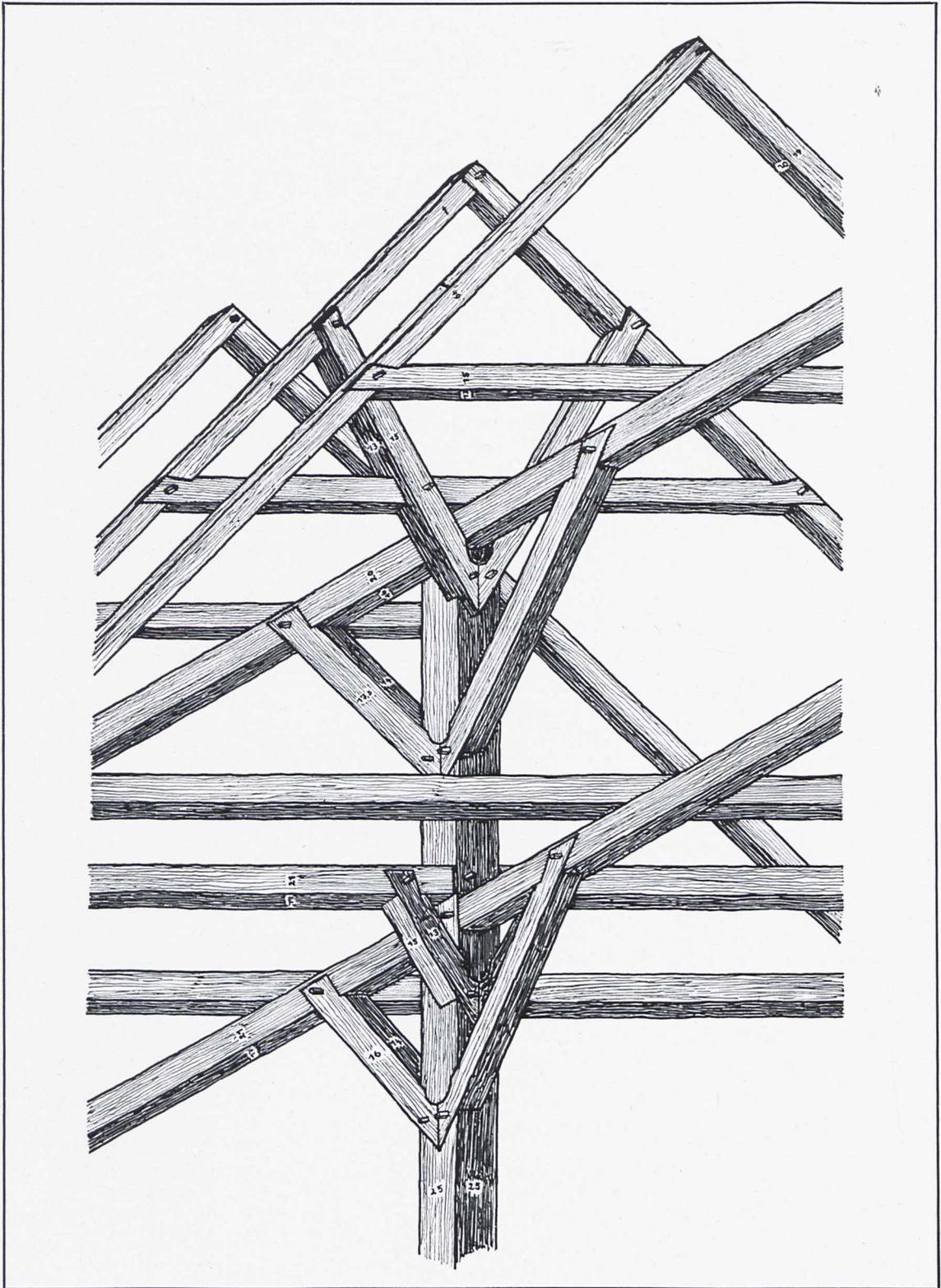


Abb. 81 h. Firsensäulen-Dachbinder vom Fürstenkretscham Michelsdorf.

Zweistöckige Umgebände

Mit diesen Bauwerken finden wir Anschluß an die zweistöckigen Umgebände. Der Kniestock wird zum Vollgeschoß, das niedrige Gitter zur vollausgebauten Fachwerkswand; sie wird am Rahmenholz zwischen den Säulen aufgehängt und an diese mit Riegeln und Streben angebunden. Da das Rahmenholz stark belastet wird, hat man bei besonders sorgfältiger Bauweise noch einen Entlastungsriegel dicht darunter gespannt. Der Brüstungsriegel unter den Fenstern läuft von Säule zu Säule in einem Stück hinter den senkrechten Hängestäben durch, diese wirkungsvoll versteifend und an die Säulen anbindend. Jeder Hängestab legt sich außen bündig über diesen Riegel und ist mit ihm durch einen Holznagel verbunden. Diese Zusammensetzung findet sich nirgends bei mittel- und westdeutschen Fachwerken. Dort sind nur kurze Riegelstücke zwischen die senkrechten Stiele eingeschoben; infolgedessen wird dort jeder Stiel, den eingelassenen Riegelzapfen entsprechend, auch an zwei Stellen von Holznägeln durchbohrt.

Die Deckenbalken über dem Erdgeschoß liegen auch hier wieder auf der Blockwand; die Deckenbalken zwischen Oberstock und Dach belasten jedoch das Rahmenholz des Umgebändes und das Hängefachwerk darunter. Eigengewicht und Nutzlast von Dach, oberer Balkenlage und Fachwerkswand werden restlos auf die Säulen übertragen, die vom Sockel bis zur Traufe durchschiefen.

Bei diesen zweistöckigen Säulenhäusern kommt das Fachwerk des Umgebändes erst zur vollen Entfaltung. Eine Fülle örtlich und zeitlich verschiedener Lösungen liefert den unumstößlichen Beweis für die Bodenständigkeit des Volkstums, dem sie angehören. Aus diesen Lösungen schälen sich zwei Hauptgruppen heraus, deren Unterschied in der Anordnung und in der Länge der verwendeten Streben besteht. Die erste Gruppe, deren Formenreihe in Abbildung 34, S. 38 u. Abb. 82 wiedergegeben ist, bevorzugt kurze, die zweite Gruppe (Abb. 35, Seite 38) dagegen lange Streben und ihre kreuzweise Überblattung. Außer diesen kurzstrebigen und langstrebigen Säulenschwertern haben wir noch zwei Nebengruppen, die weitsäuligen und die engsäuligen Umgebände, zu unterscheiden. Während die kurzstrebigen Umgebände oft mit den weitsäuligen zusammenfallen, ist die Langstrebigkeit bei weit- und engsäuligen Umgebänden vertreten.

Die kurzstrebigen Säulenschwerter sind fast nur im engen Riesengebirge sowie im Hoherfalsbachgebirge und im Goldberg-

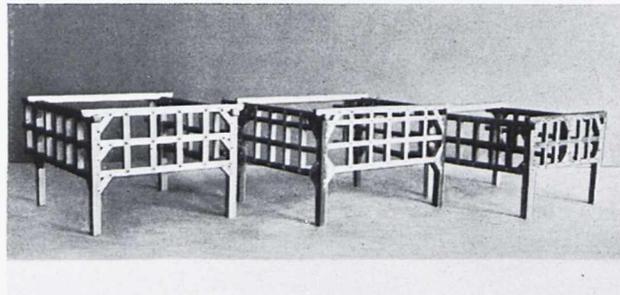


Abb. 82. Formenreihe der kurzstrebigen Säulenschwerter (vergl. auch Abb. 34).

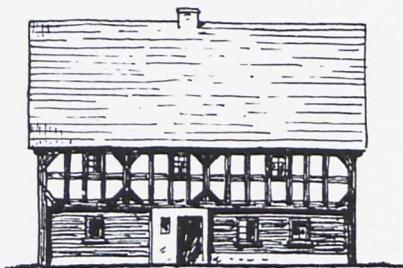


Abb. 83. Aus Reibnitz bei Hirschberg.

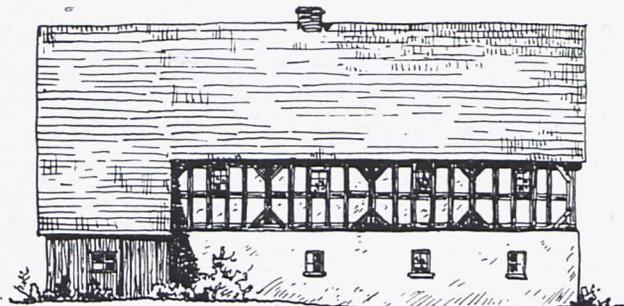


Abb. 84. Aus Rudelstadt am Bober.

Löwenberger Vorlande anzutreffen, dagegen — soweit bisher bekannt — weder östlich noch westlich dieser Landstriche. Die reicher ausgebildeten langstrebigen Säulenhäuser findet man dagegen überall in den Sudeten, hauptsächlich im Riesengebirge, Bolkenhainer Berglande sowie im Waldenburger- und im Eulengebirge.

Während die dortigen Fachwerke fast alle zu den weitgespannten gehören, verbreiten sich die engsäuligen Gebinde hauptsächlich im Isergebirge und in der Oberlausitz. Dort treten sie auch in geschlossener Menge auf. Die schlesischen Säulenhäuser lassen sich dagegen viel schwerer finden; sie sind aber auch weit älter und wertvoller.

Zweistöckige Umgebände, weitsäulig

Kurzstrebige Säulenfachwerke

Wer die beiden Bauernhäuser in Reibnitz bei Hirschberg und Rudelstadt am Bober (Abb. 83 und 84) im Vorübergehen betrachtet, wird ebenso wenig wie beim Anblick der Skizze auf den Gedanken kommen, daß es sich um verstümmelte kurzstrebige Säulenhäuser handelte. Beim Rudelstädter Hause stehen nur noch die Ecksäulen, während beim Reibnitzer Gebäude die Unterteile sämtlicher Säulen abgeschnitten sind. So wie in Reibnitz sehen heute sehr viele ehemalige Umgebändehäuser aus und führen den Neuling in die Irre, zumal der untere Spannriegel oft entfernt und durch eine Schwelle ersetzt worden ist, so daß die alten Säulenstümpfe auf dieser Schwelle stehen.

Wie es sich jedoch in Wirklichkeit verhält, offenbart uns das kleine Haus Nr. 19 in Wernersdorf bei Hermsdorf unterm Kynast (Abb. 85), eines der wenigen Häuser, die sich im Riesengebirge noch mit den voll durchgehenden Umgebändesäulen erhalten haben. Auf der Abbildung ist auch deutlich zu erkennen, daß die Balken über dem Erdgeschoß, deren Enden sich in der Außenwand abzeichnen, mit dem Umgebände nicht zusammenhängen. Sie ruhen jetzt auf dem Erdgeschoßmauerwerk,



Abb. 85. Haus Nr. 19 in Wernersdorf, Kr. Hirschberg.

wie sie früher auf der Blockwand geruht haben. Das erheblich größere Gebäude in Hermsdorf unterm Rynast in der Nähe des Bahnhofes (Abb. 86) zeigt uns wieder, daß die ehemals zwischen den Säulen hängenden Fachwerkswände untermauert worden sind und dann eine durchgehende Schwelle als Unterlage erhalten haben. Bemerkenswert ist die Sorgfalt, mit der man die Blattenden der Stiele und Streben nachträglich in diese Schwelle eingelassen hat. Es erschien ratsam, wieder die alte Verbindungsart zu verwenden; würde man die Blätter abgeschnitten haben, so hätte man ja die Stiele und Streben ohne jede Verbindung auf die Schwelle setzen müssen, wobei dem Fachwerk der Halt genommen worden wäre. An diesem Gebäude hat man die Blätter an den Streben in verschiedener Weise geformt, wie aus der Abbildung 87 ersichtlich ist. Besonders die mit a) bezeichnete Blattbildung verrät mit ihren weichen Rundungen die Hand eines feinfühligsten Meisters.

Klarer als an diesem Hause tritt der alte dreiteilige Grundriß an der heutigen Fleischerei in Petersdorf Nr. 254 (Abb. 88) in Erscheinung. Der Wohnteil mit ebenerdiger Stube und darüberliegenden Schlafkammern zeichnet sich scharf gegen die andere Hälfte des Hauses ab,



Abb. 86. Hermsdorf unterm Kynast, Bahnhofstraße.

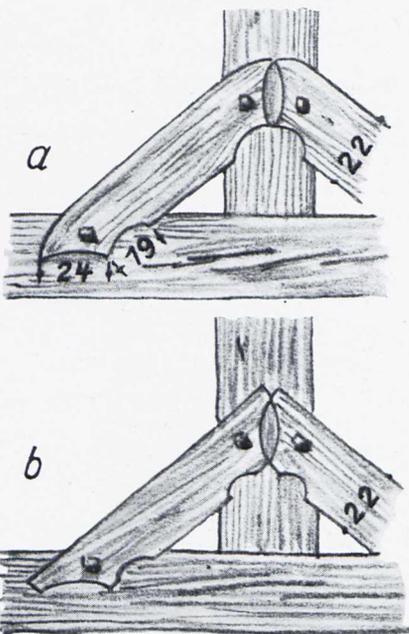
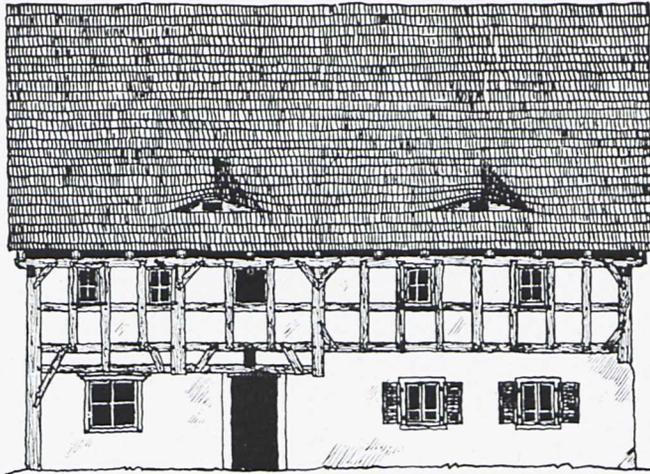


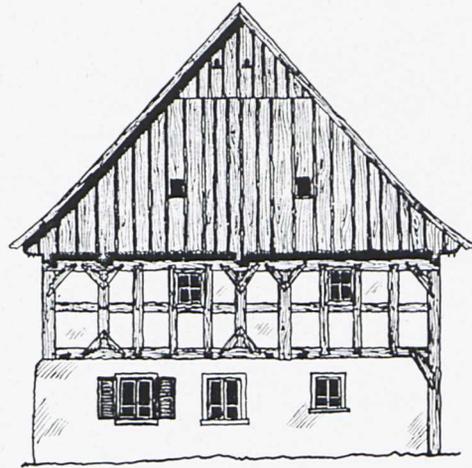
Abb. 87. Fußbänder am Hause in Hermsdorf unterm Kynast.

die den Treppenflur und den Stall mit darüberliegenden Gesindekammern enthält. Der rechte Gitterwandträger spannt sich über 6,22 Meter. Die Rückseite zeigt eine abweichende Fachwerksbildung. Auch der Giebel birgt manche Überraschung. Seine Fachwerksaufteilung läßt nämlich erkennen, daß früher das Gebäude schmaler gewesen sein muß. Wie es etwa ausgesehen haben wird, zeigt die Wiederherstellung auf Abbildung 88f. Bemerkenswert ist noch die sorgfältige und eigenartige Bildung des Draufgesimses mit gestaffeltem Füllholz (Abbildung 88g). Die Enden der Holznägel, welche die Aufschieblingspfetten und das

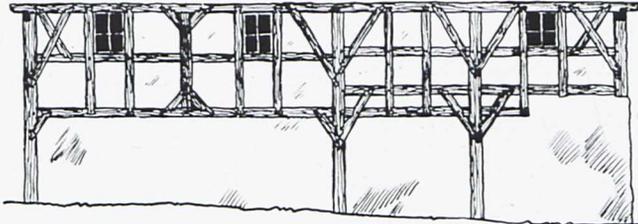
Haus Nr. 254 in Petersdorf i. Msgb.



Stallteil. Flurteil. Wohnteil.
a) Sträßenseite.

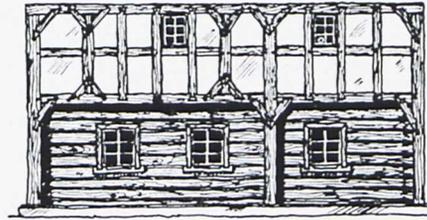


b) Giebel.



Wohnteil. Flurteil. Stallteil.
c) Rückseite.

Abb. 88 a—c. Heutiger Zustand.



d) Früherer Zwischenzustand des Giebels.



Stallteil. Flurteil. Wohnteil.
e) Sträßenseite.

Abb. 88 e u. f. Ursprünglicher Zustand des Wohnteiles.



f) Giebel.
Ursprüngl. Zustand.

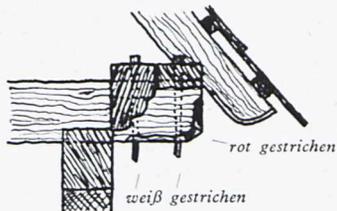


Abb. 88g. Balkenkopf mit Füllholz und Nagelung.

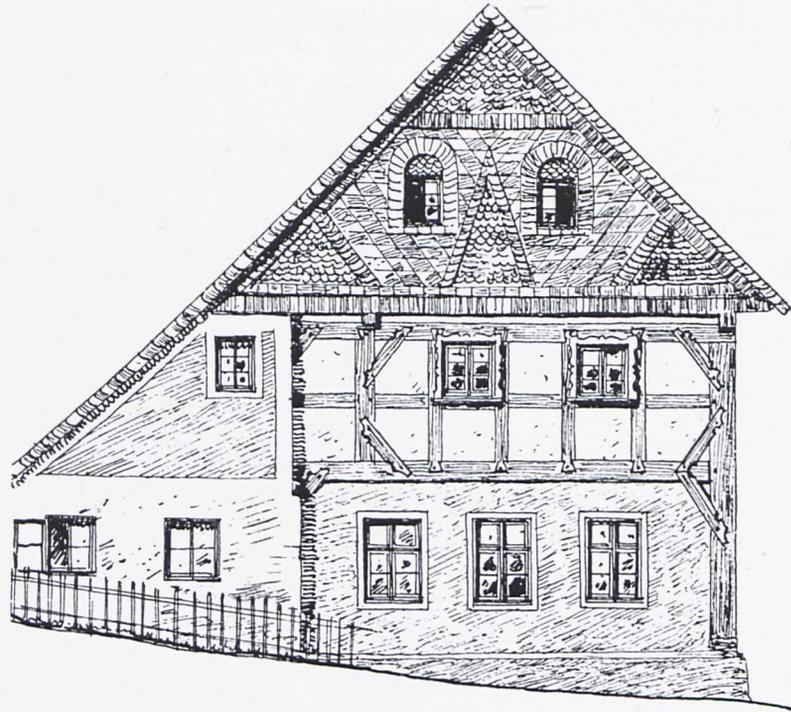


Abb. 89. Haus Nr. 3 in Petersdorf, Kr. Hirschberg.

Füllholz mit dem überstehenden Deckenbalken fest verbinden, hängen unten frei heraus und heben sich durch weißen Anstrich vom Rot des übrigen Holzwerks ab. Wie weiße Tröpfchen beleben diese Nagelenden anmutig das ganze Gesims. Man denkt unwillkürlich an die Tröpfchenbildung bei griechischen Tempeln. Möglicherweise sind diese Steintröpfchen aus solchen Nagelenden hervorgegangen.

Weiter im Oberdorfe, besonders an den Lehnen des Sandberges, wo Großer und Kleiner Zacken zusammenfließen, begegnen uns mehrere verhältnismäßig kleine Gebäude, die — ebenso wie das zuletzt besprochene — früher im Oberstock einen Laufgang besessen haben. Dieses verrät sich sofort in der Aufteilung des Giebelfachwerks. Am Hause Petersdorf Nr. 3 (Abb. 89) hat sich der ehemalige Laufgang an der Bergseite befunden; jetzt ist er zur Stube ausgebaut. Die Enden der Kopfbänder von der beseitigten linken Giebelsäule sehen noch aus dem Mauerwerk des späteren Anbaues heraus; die Entfernung dieser Giebelsäule von dem rechts davon stehenden abgestrebten Fachwerkstiel bezeichnet die Breite des alten Ganges. Solche Laufgänge sind in allen Gebirgsgegenden anzutreffen, so daß sie als Kennzeichen echter Gebirgsbauten gelten.

Das Schaubild vom Hause Petersdorf Nr. 6 (Abb. 90) zeigt den Laufgang an der Talseite. Auf der Bergseite sind die Sparren ungestoßen bis auf eine niedrige Wand hinabgeführt, um dort ein Auszüglerstübchen zu über-

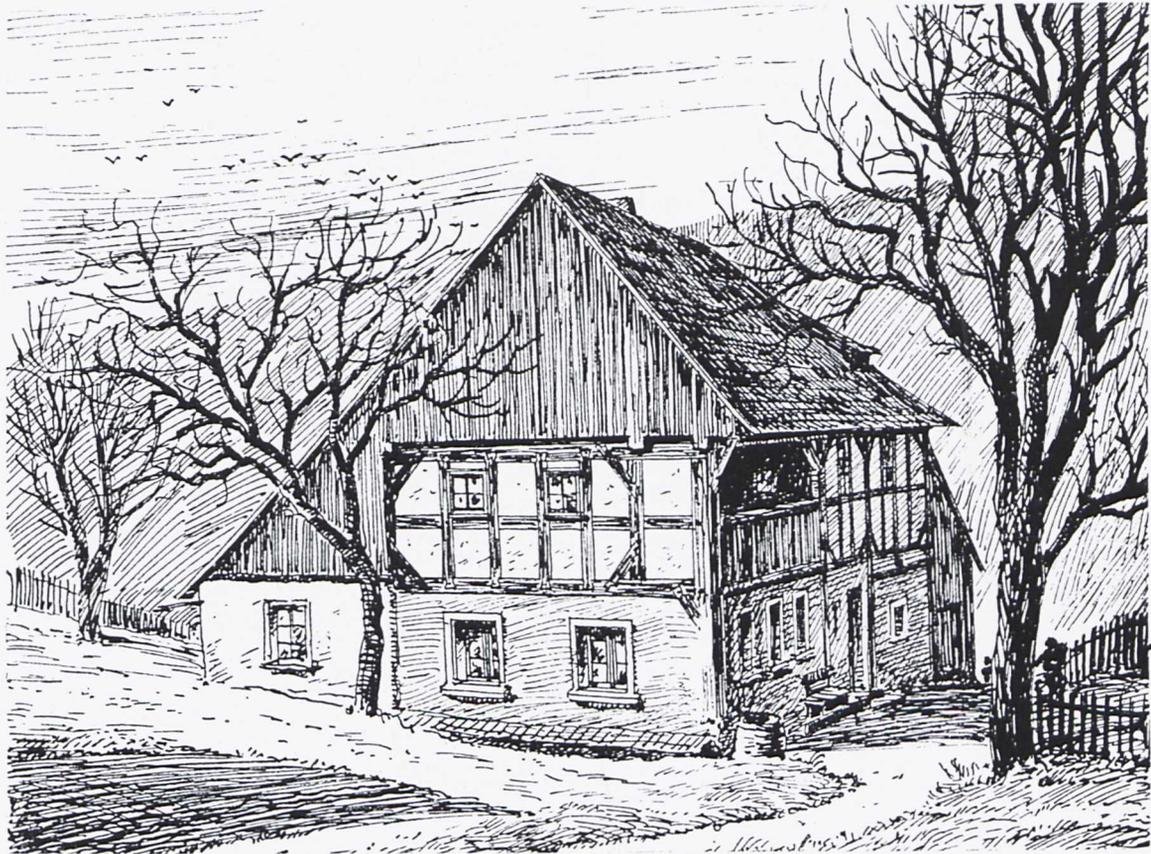


Abb. 90. Haus Nr. 6 in Petersdorf, Kr. Hirschberg.

decken. Oft wird auch statt dessen ein Holz-, Geräte- und Handwerkschuppen gewonnen.

Gewöhnlich hat man die Schleppung nur über die eine Hälfte des Hauses, über die Bergseite von Flur- und Stallteil, ausgedehnt, während die heizbare Holzstube und die darüberliegende Schlafkammer freigelassen werden.

Das nächste Haus in Petersdorf Nr. 9 ist eines der bemerkenswertesten nicht nur dieser Gruppe, sondern unserer Bauweise überhaupt. Leider ist nur noch der Ostgiebel und ein Teil der nördlichen Langseite erhalten; die andere Haushälfte ist ein verputzter Ziegelbau. Doch legt sich noch der alte Dachstuhl, der ohne jede Veränderung geblieben ist, über beide Haushälften. Die Skizze, Abbildung 91, zeigt die ältesten Teile in dem Zustande vom Jahre 1921. Bereits 1923 ist der schöne Laufgang im Oberstock (Abb. 92) der Wohnungsnot geopfert worden. Man hat dort den offenen Raum über der Brüstung in rohester Weise mit Brettern verschalt, um eine Kammer zu gewinnen. Dabei hat der unverständige Zimmermann die prächtigen Säulchen an zwei Seiten abgeschnitten, so daß das schöne Profil und somit die einzigartige Wirkung dieser seltenen Schmuckstücke verlorengegangen ist.

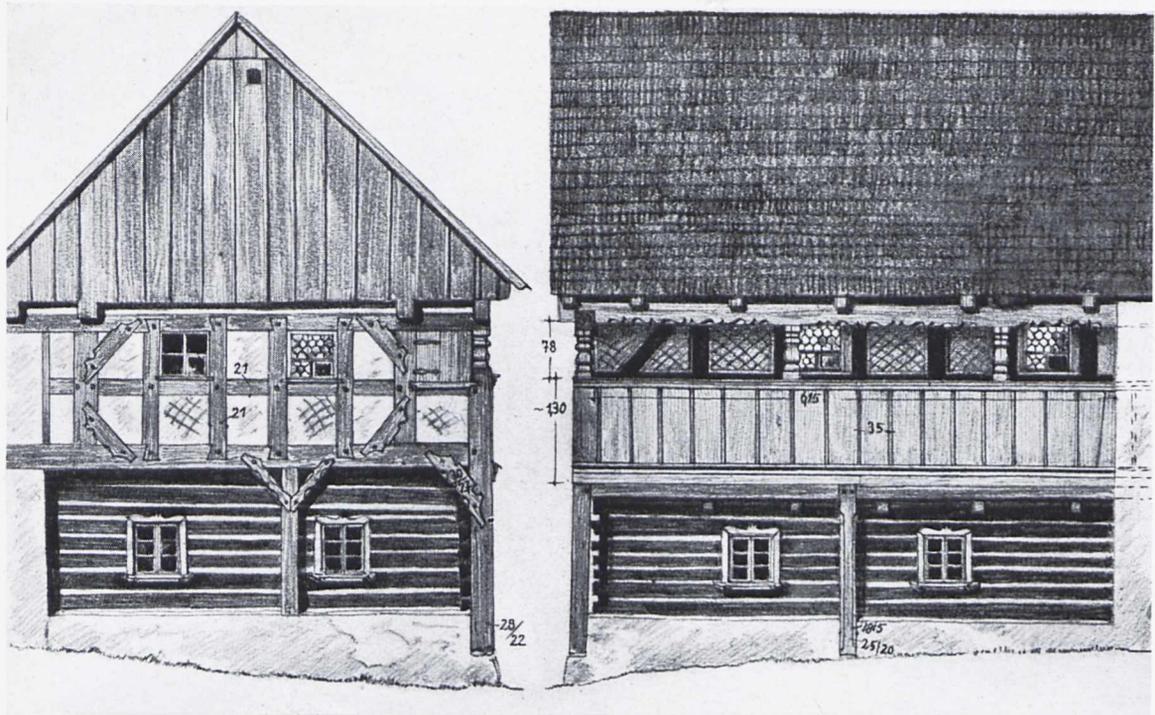


Abb. 91. Haus Nr. 9 in Petersdorf, Kr. Hirschberg. Zustand 1921.

Wenn man sich des starken Eindrucks erinnert, den der erhaltene Teil des Bauwerkes noch im Jahre 1921 hinterließ, dann wird man diese Zerstörung doppelt beklagen müssen. Bis gegen das Ende des 19. Jahrhunderts wird dieses sicherlich sehr alte Bauwerk unversehrt auf uns gekommen sein. Erst im 20. Jahrhundert ist es dem sogenannten Fortschritt zum Opfer gefallen; und dabei kann

nicht einmal der Zustand des Holzwerks den Anlaß zum Umbau gegeben haben. Denn abgesehen vom Augenschein selbst, haben uns die Bewohner darüber belehrt, daß sich das abgetragene Holzwerk in einem für heutige Begriffe noch recht guten Zustande befunden habe. Beim Absägen hätten sich die Sägezähne so schnell abgenutzt, daß man sie wiederholt hätte nachschleifen müssen. Aus einem Teil des Holzes hat man sogar die jetzt noch im Hause befindliche Holz-
treppe hergestellt.

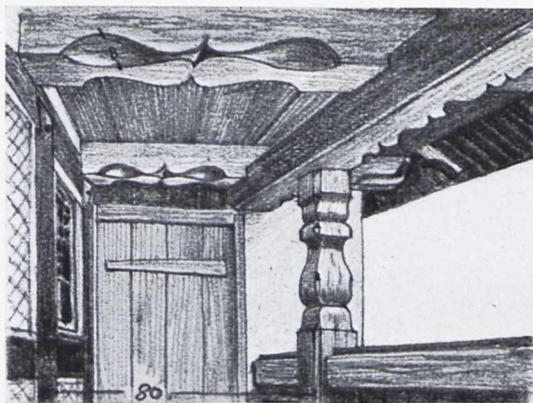


Abb. 92. Laufgang des Hauses Petersdorf Nr. 9. Zustand 1921.

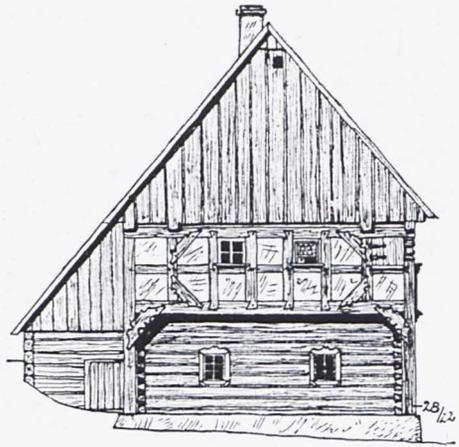
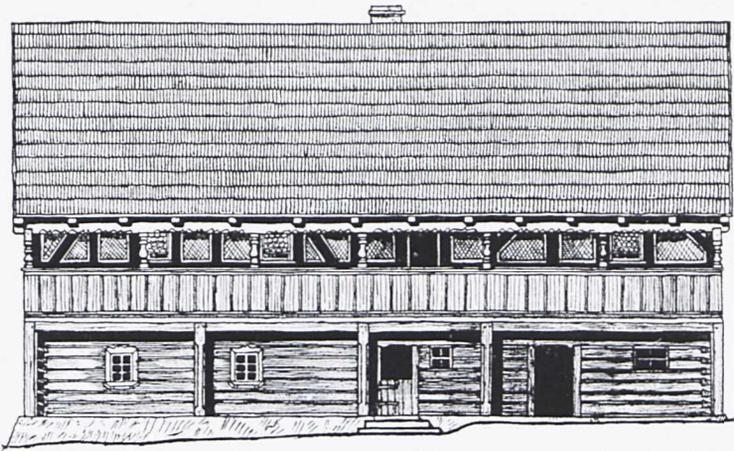
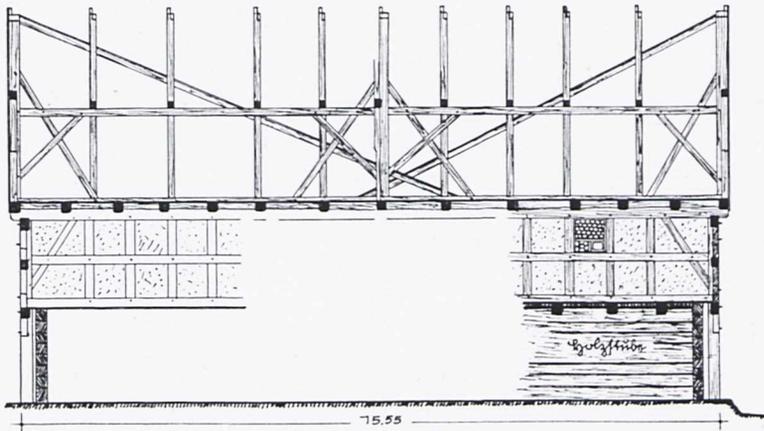
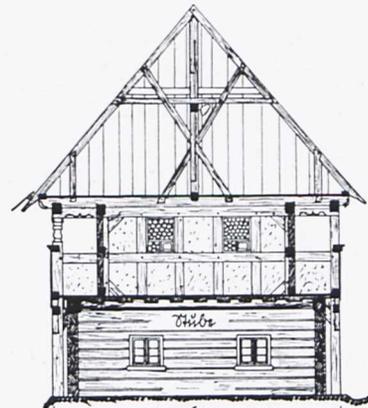


Abb. 93 a u. b. Mutmaßlich ursprünglicher Zustand.



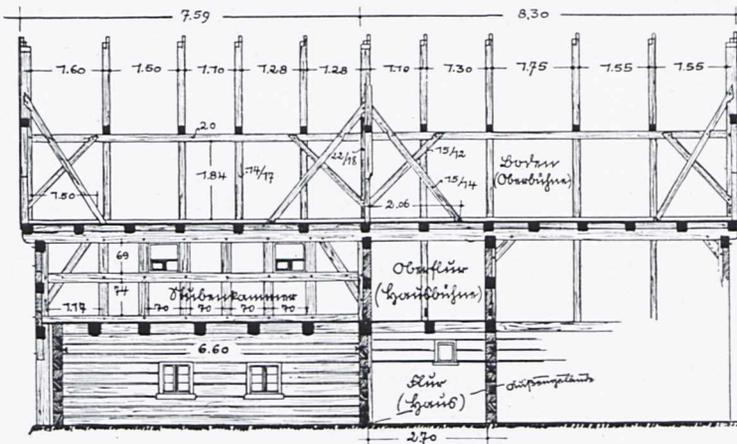
Schnitt O-L

Abb. 93 c bis f (siehe Abb. 93 k).



Schnitt L-F

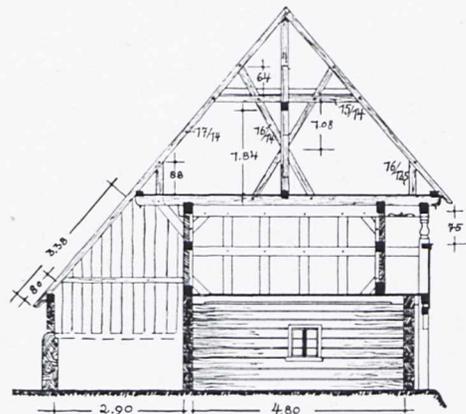
Abb. 93 d (siehe Abb. 93 k).



Schnitt L-I

Abb. 93 e.

Abb. c-f. Haus Petersdorf Nr. 9. Zustand 1921 (vergl. Abb. 93 k).



Schnitt O-L

Abb. 93 f.

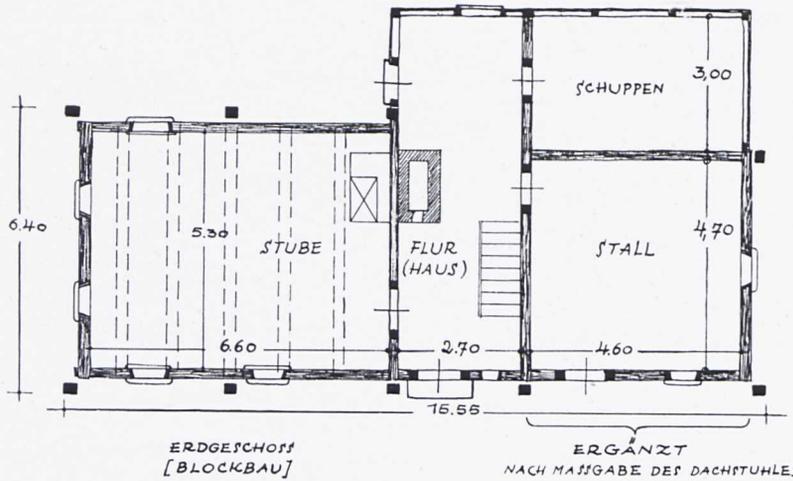


Abb. 93 g.

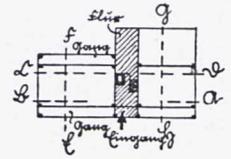


Abb. 93 k.

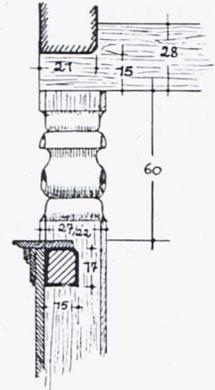


Abb. 93 l. Ecksäulenkopf.

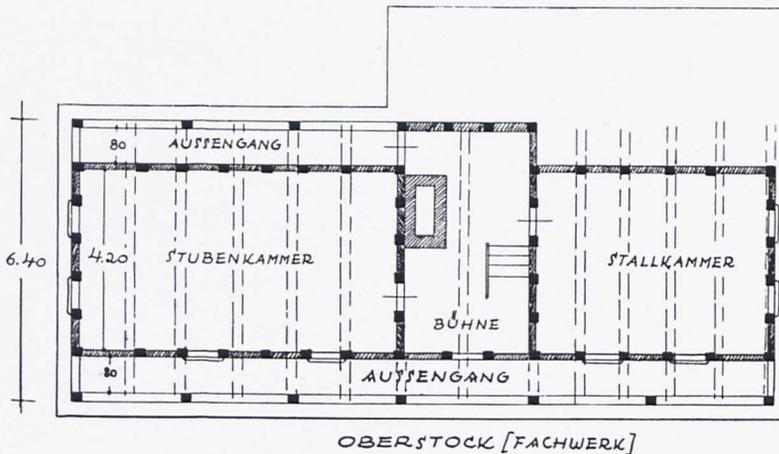


Abb. 93 h.

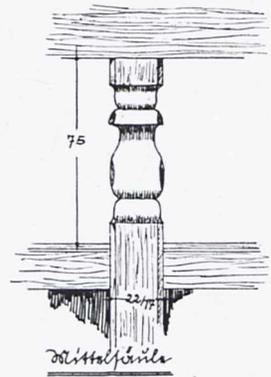


Abb. 93 m.

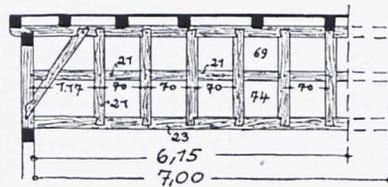


Abb. 93 i.

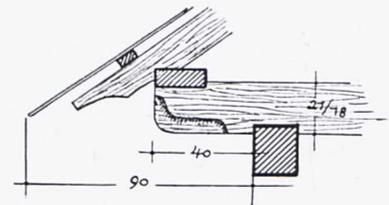


Abb. 93 n. Dachfuß.

Der konstruktive Aufbau (Abb. 93) ist von seltener Kühnheit. Das Giebelfachwerk, das nahezu 6,00 Meter frei zwischen den beiden Ecksäulen hängt, trägt nicht nur sich selbst, sondern sogar noch die beiden Längswände der Obergeschoßkammer! Hinter den beiderseitigen Laufgängen schließen sie sich senkrecht an den Giebelverband an (Abb. 93 i) und übermitteln ihm die Hälfte ihres beachtlichen

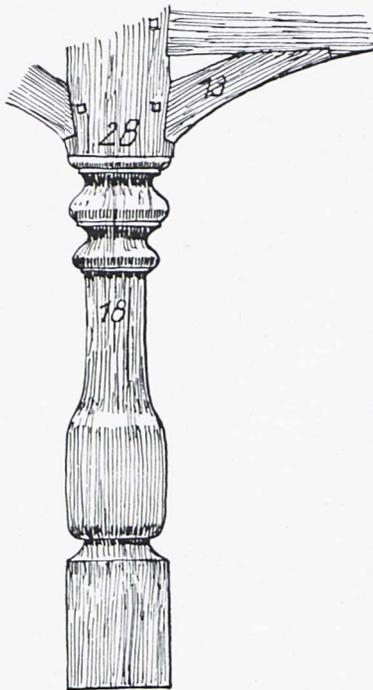


Abb. 94. Umgebende-Säule aus Reichenberg in Böhmen.

Eigengewichtes. Und diese Längswände schweben wieder selbst frei über eine Entfernung von 7,00 Meter vom Giebel bis zur nächsten Quierwand des Hauses! Der Aufbau war so gut durchdacht und mit so kräftigen Hölzern ausgeführt, daß er lange Zeit standgehalten haben wird. Erst als bei einem Umbau des Hauses der Verband erschütterter wurde, sah man sich vorsichtshalber veranlaßt, das Giebelgebände nachträglich durch eine schwache Säule mit Kopfstreben (Abb. 91) zu unterstützen.

Über weitere Einzelheiten und den mutmaßlichen früheren Zustand geben die Aufnahmenzeichnungen Bescheid. Hier genügt es, das Augenmerk auf die

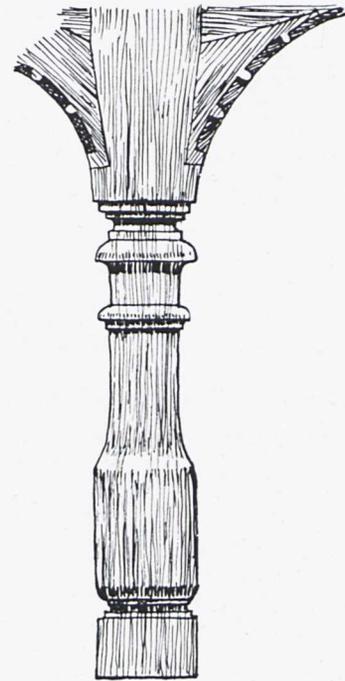


Abb. 95. Umgebende-Säule aus Hirschfelde bei Zittau.

außergewöhnlich starken Fachwerkhölzer, auf die Ecksäule mit dem mächtigen, der starken Belastung entsprechenden Kopfband (30×27 Zentimeter) und dem ausgeschlitzten Säulenkopf (Abb. 93 1), auf das reizvoll belebte Rahmenholz über den Säulchen der Galerie und auf die bleiverglasten Buzenfenster hinzulenken. Keine Zeichnung kann wiedergeben, wie urtümlich diese Teile wirken! Unwillkürlich denkt man an nordische Vorbilder, insbesondere an die schwedischen Herbergen aus Yrstatorp in Västmanland und aus Överborg-Näs in Dalarna¹⁾, die im Nordischen Freilichtmuseum in Skansen bei Stockholm wieder aufgestellt worden sind. Die Formgebung der Brüstungssäulchen und des Kopfbandes hat mit Bildungen aus dem 17. und 18. Jahrhundert nichts gemein; der Stil, dem man diese Formen zurechnen muß, hat nordischen Charakter und ist durchaus selbständig. Formen aus der Zeit der Renaissance und des Barocks können hier nicht als Vorbild gedient haben.

Wie in diesen Zeiten Umgebendesäulen behandelt worden sind, lassen die Abbildungen 50 und 94/95 vom ehemaligen Glasmeisterhause in Neuwiese im Isergebirge sowie von Häusern in Reichenberg in Böhmen und Hirschfelde bei Zittau deutlich erkennen; dieselben Formen mit den steinmässig ausgebildeten Plättchen und sonstigen Bestandteilen der hohen Architektur sind an unzähligen

¹⁾ Vgl. den Abschnitt „Vergleich mit verwandten Bildungen und anderen Holzbaustilen“ I. Kapitel, Seite 130/131.

Beispielen in der Zittau—Warnsdorfer Gegend und gelegentlich auch in der Sächsischen Schweiz (Altendorf bei Schandau) nachzuweisen. Bei unserem Petersdorfer Hause treten aber im Gegensatz hierzu diese Schnitzereien nur am oberen Säulenkopfe und in Verbindung mit einem Konstruktionsystem auf, das in den beiden genannten Stilperioden schon verlassen worden war. Auch das Schaubild (Abb. 92) vom oberen Laufgange mit den Deckenbalken und ihren kräftig geschwungenen Abfasungen versetzt uns in Zeiten zurück, in denen noch eine artkräftige Volkskunst gelebt haben muß.

Im Dachstuhl, einem Musterbeispiel folgerichtigen Aufbaues, wird der Mittelpunkt durch die Firsensäule gekennzeichnet, deren Streben wie Arme nach allen Richtungen ausstrahlen und jedem ins Bewußtsein bringen, daß diese Säulenfigur der Kern des Dachverbandes ist.

Indem wir von dieser Gruppe Abschied nehmen, wollen wir uns über ihren Gesamtcharakter noch einmal Rechenschaft geben. Mit ihrem einfachen und klaren Aufbau, den ungewöhnlich starken Säulen und Fachwerkstäben, ihren Laufgängen und eigenartig ausgebildeten Anblattungen ist es nicht nur eine typische Gebirgsbauweise; es ist wohl auch die älteste Erscheinungsform der bodenständigen Holzbaukultur in den Sudeten.

Langstrebige Säulenfachwerke

Wenn wir die kurzstrebigen Hängefachwerke mit den langstrebigen vergleichen, die uns jetzt weiter beschäftigen sollen, dann fällt uns zunächst auf, daß die letztgenannten heute weit mehr verbreitet sind. Die langstrebigen Hängefachwerke finden sich überall in den Sudeten und in der Lausitz, auf deutscher wie auf böhmischer Seite. Daß auch früher dieses ungleiche Verbreitungsverhältnis beider Fachwerksarten bestanden hat, werden wir kaum annehmen können. Denn es weisen manche Anzeichen darauf hin, daß wir es mit einer Stilwandlung zu tun haben. Was konnte nun auf eine spätere Entstehung des langstrebigen Umgebundes schließen lassen? Zweifellos geben die Bauteu, die beide Fachwerkarten in sich vereinigen, hierauf die beste Antwort.

In Petersdorf im Riesengebirge sind bei einigen Gebäuden, zum Beispiel beim Hause Nr. 1 (Abb. 96), die Giebelwände als langstrebige Fachwerke ausgebildet, während die Langseiten kurzstrebig sind und eine andere Holzbeschaffenheit aufweisen. Die Ecksäulen gehören nicht zum langseitigen Fachwerk, sondern zu dem der Giebelseite, was wiederholt festgestellt worden ist. Würden sie ein früherer Bestandteil der Langseite sein, dann müßten sich auf der Giebelfläche der Säulen noch die Anblattungsstellen der kurzen Streben vom beseitigten kurzstrebigen Giebelfachwerk zeigen. Diese sind aber nicht vorhanden. Das ganze langstrebige Giebelfachwerk muß also nachträglich an die Stelle des kurzstrebigen getreten sein; man hat dann die kurzen Streben an den Ecken des Langseitenfachwerks an die

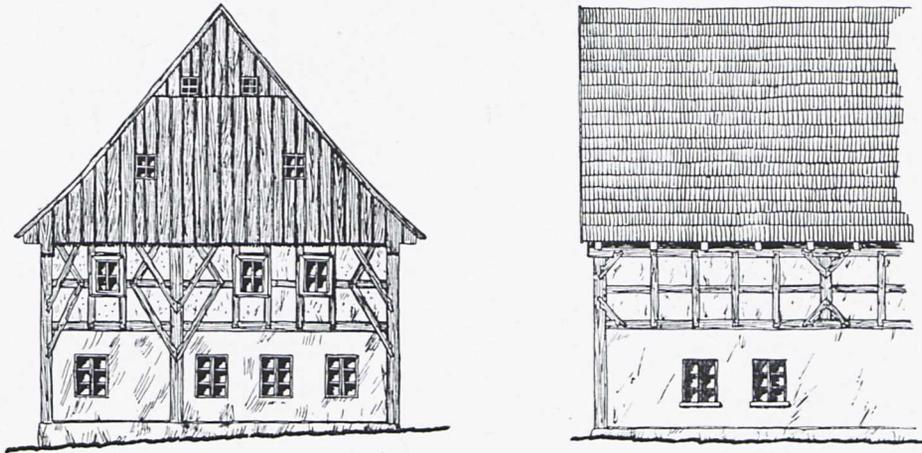


Abb. 97. Haus Petersdorf Nr. 1. Kurzstrebiges und langstrebiges Fachwerk an einem Bau.

neue Ecksäule sauber angeblattet. Den Grund zur Umänderung könnte man darin suchen, daß die Giebelseite ihrer Lage nach weniger geschützt gewesen ist und deshalb früher der Erneuerung bedurft hätte. Das Gebäude könnte aber auch nach der Talseite zu erweitert worden sein, wobei das alte Giebelfachwerk fallen mußte.

Hat es etwa an Unzulänglichkeiten des alten Gefüges gelegen, daß man ein anderes vorgezogen hat? Wir müssen diese Frage entschieden verneinen. Ist doch die Aufgabe, mit den einfachsten Mitteln ein Gefüge herzustellen, das hochgradigen Beanspruchungen zu genügen vermochte, in mustergültiger Weise gelöst worden. Demgegenüber zeigt die neue Fachwerksbildung in technischer Hinsicht keinen Fortschritt. Eher verrät sich eine Rückwärtsbewegung, weil das Gefüge statisch unklarer wird und auch mehr Arbeit und Holz erfordert. Dafür ist es aber lebhafter und abwechslungsreicher und erfreut uns durch eine Fülle eigenartiger Bildungen, die hauptsächlich auf der Anwendung gekreuzter Fachwerkstäbe beruhen. Dann mag auch das verfügbare Holz die Gestaltung beeinflusst haben. Man hätte sich also genötigt gesehen, die Nachteile weniger alten und festgewachsenen Holzes durch umfangreichere Verstrebung wieder auszugleichen. Letzten Endes wird jedoch der Einschlag eines lebhafteren Bevölkerungselementes der tiefere Grund für diese Wandlung gewesen sein.

Auch bei dieser Bauart können wir verschiedene Abarten verfolgen (Abb. 35, S. 38), besonders in der Oberlausitz und am Fuße des böhmischen Isergebirges. Die Entwicklung vollzieht sich besonders in den letztgenannten Gebieten in der Richtung, daß der Säulenabstand geringer wird (Abb. 120, S. 112). Offensichtlich läßt die Fähigkeit nach, größere Spannweiten zu überbrücken. An der langen Anwendung dieser Gefügeart erkennen wir ebenfalls ihre Bodenständigkeit; Unterschiede in der Fachwerkszusammensetzung, den verschiedenen Mundarten des Gebirges vergleichbar, verstärken diesen Eindruck.

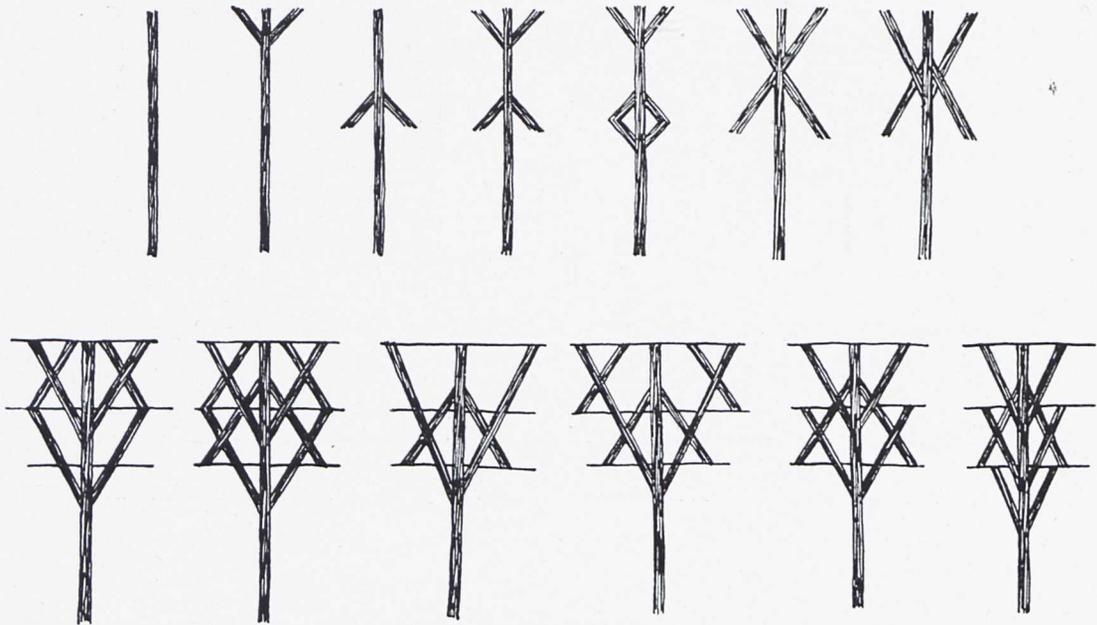


Abb. 97. Entwicklungsreihe der „Mannfigur“.

Der erste Schritt zur Bereicherung des Hauptfachwerkes und eines der bezeichnendsten Merkmale für unsere neuen Umgebände ist die Ausbildung einer fester verstrebt und lebhafteren Säulenfigur. Wie die Abbildungen 79, 98 und 99 zeigen, sind meist nur die Obertheile dieser Figuren erhalten, schwache Erinnerungen an die einstigen machtvollen Säulenmänner mit durchgehendem Pfahl.

Wie diese Mannfigur entsteht, macht obenstehende Entwicklungsreihe (Abb. 97) klar. Sie läßt auch erkennen, daß die Säulenfigur in der mannigfaltigsten Weise zusammengesetzt werden kann, je nachdem, wieviel Stäbe man verwendet.

Die Bereicherung des Fachwerkes ist aber nicht nur von den Säulen ausgegangen. Auch die Zwischenfelder selbst haben zu mannigfaltiger Belebung Anlaß gegeben. Die verschiedenen Möglichkeiten entwickeln sich aus der waagerechten Aufteilung des Fachwerkes mittels des Brüstungsriegels, der unmittelbar unter den Fenstern angeordnet ist. Dieser teilt das Fachwerk in einen Obergurt und in einen Untergurt. Es lassen sich also der Untergurt oder der Obergurt oder alle beide beleben. Hierzu hat man Andreaskreuze, zusätzliche senkrechte Stäbchen, bisweilen auch beide zusammen, zur Bereicherung benutzt. Ohne daß es der in Westdeutschland üblichen Einfügung konstruktiv unwirksamer, geschwungener und geschnitzter Holzstäbe bedurft hätte, hat man im Osten lediglich mit konstruktiv wirksamen Stäben eine Fülle verschiedener Lösungen gefunden, die auch in künstlerischer Hinsicht überzeugender wirken als die oft spielerischen Bildungen des Westens.



Abb. 98. Haus Nr. 38 in Wüsteröhrendorf, Kr. Landeshut.

Für die erstgenannte Möglichkeit, das Fachwerk nur mit reichverstrehten Säulenmännern zu beleben, bietet das Haus Nr. 38 in Wüsteröhrendorf, Kreis Landeshut (Abb. 98) das beste Beispiel. Der ursprüngliche Zustand, der leider nicht mehr vorhanden ist, läßt sich aber nach dem Vorhergesagten leicht wiederherstellen, indem man die Säulen in Mitte des rautenförmig angeordneten Strebenwerkes nach unten verlängert. Nur noch die linke Ecksäule ist vollständig erhalten sowie die Säulen am westlichen Giebel.

Das große Bauernhaus in Aldersbach in Böhmen (Abb. 99) in der Nähe der bekannten Felsenstadt gehört zum selben Typus. Wenn sich hier auch infolge verschiedener Umbauarbeiten der ursprüngliche Zustand nicht so leicht vergegenwärtigen läßt, so zeigt uns doch die Wiederherstellung (Abb. 100/101) um so deutlicher die außergewöhnliche, konstruktive und ästhetische Klarheit des Aufbaues.

Ehe wir auf diese eingehen, ist noch festzustellen, daß die Blockwände, die heute das Erdgeschosß umziehen und mit dem Oberstockfachwerk in einer Ebene liegen, nicht ursprünglich sind, sondern von einem Umbau erzählen, der nach Abschneiden der ehemals durchgehenden Umgebinesäulen vorgenommen worden ist. Daß dieser Umbau konstruktiv nur eine Verschlechterung nach sich gezogen hat, ist aus der Durchbiegung der Blockwand und des Fachwerks am Giebel sowie an den nachträglichen Schienun-



Abb. 99. Haus in Adersbach (Böhmen).

gen der Blockwand an allen Hausseiten ersichtlich. Um die neu eingezogenen Deckenbalken, die auf der Längsseite einen ebenfalls nachträglich angefügten Laufgang tragen, abzustützen, damit die Blockwand nicht zu sehr gedrückt wurde, hat man eine Hilfsstützung aus drei Säulen mit Rahmenholz und Kopfbändern untergeschoben. Denkt man sich alle diese Zutaten hinweg, so ergibt sich ein außergewöhnlich folgerichtiger Aufbau, der auch die innere Einteilung des Hauses nach außen klar widerspiegelt. Wie alle Gebirgshäuser von den kleinsten bis zu den größten ist auch dieses durch zwei Querwände in drei Abschnitte eingeteilt. Jede Umgebinesäule steht vor der betreffenden Querwand.

Aber auch der Dachstuhl baut sich organisch auf dieser Einteilung auf. Wenn die Bedeutung der Firstsäulen besonders sinnfällig gemacht werden soll, so kann es am besten an diesem Bauwerk geschehen. Im Längsverband des Dachstuhles sind an denselben Stellen, wo im Außenfachwerk die Verstrebungen der Säulenmänner sitzen, auch die Verstrebungen der Firstsäulen angeordnet. Dieser Dachstuhl ist wohl der schönste in den Sudeten. Der gesamte Aufbau vom Sockel bis zum First zeugt von vollendeter Harmonie. Er gibt auch eine

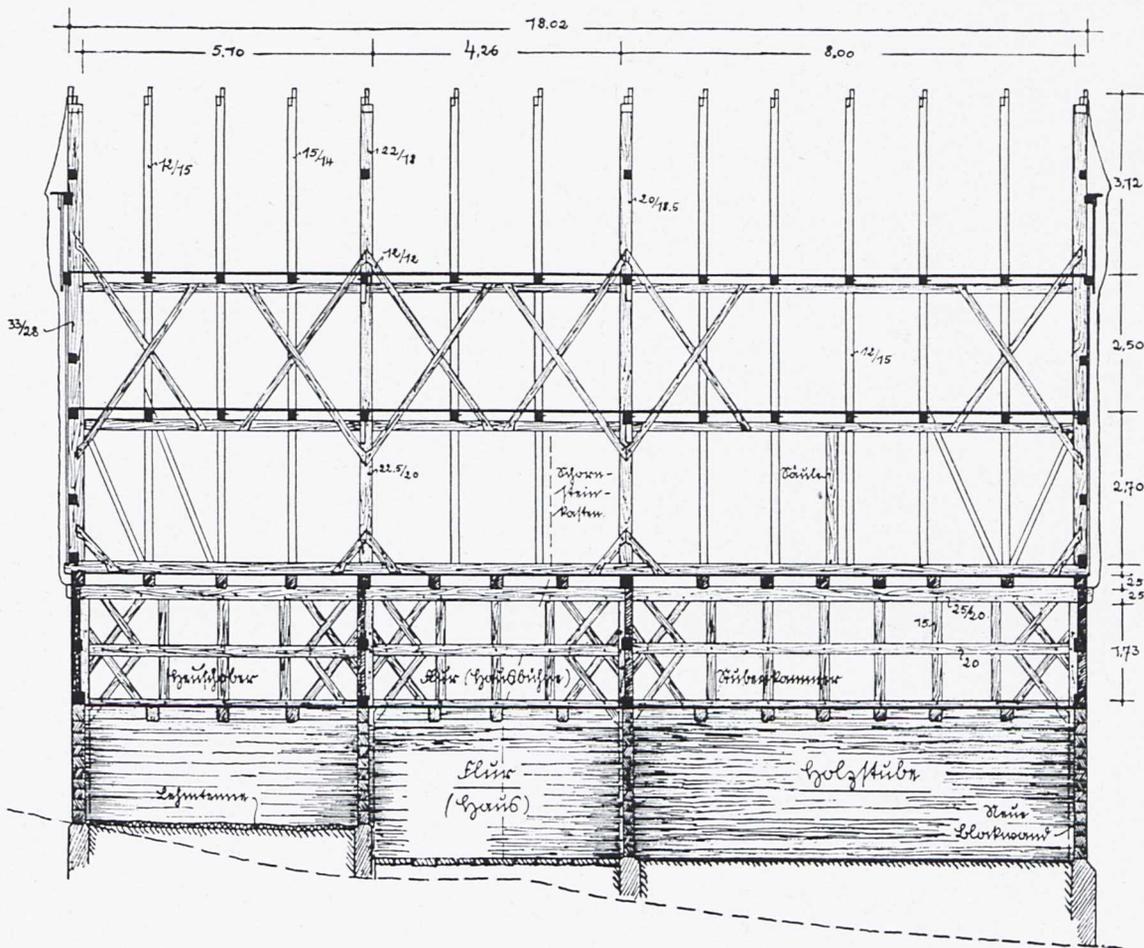


Abb. 100. Längsschnitt des Hauses in Adersbach (Böhmen).

Vorstellung davon, was die alten Meister unter Sachlichkeit verstanden haben. Diese Auffassung von der Sachlichkeit ist weit imponierender als die sogenannte neue Sachlichkeit, die nur nach außen hin mit gewollter Nüchternheit den Schein sachlichen Aufbaues vor täuscht, sonst aber alle Eigenschaften vermissen läßt, die von einer wirklichen Durchdringung der Materie in konstruktiver und formaler Hinsicht überzeugen können.

Darüber hinaus bildet dieser Dachstuhl aber auch das Bindeglied zu den bekannteren Dachstühlen ostdeutscher Holz- und Steinkirchen des Mittelalters. Damit erhalten wir einen Begriff von der Einheitlichkeit des Bauwesens in früheren Zeiten, von der alles beherrschenden Macht eines ausgesprochenen Volksstiles.

In Adersbach hat nur noch die Niedermühle einen ähnlichen, wenn auch etwas vereinfachten Aufbau. Diese beiden Adersbacher Häuser haben seit alters her,

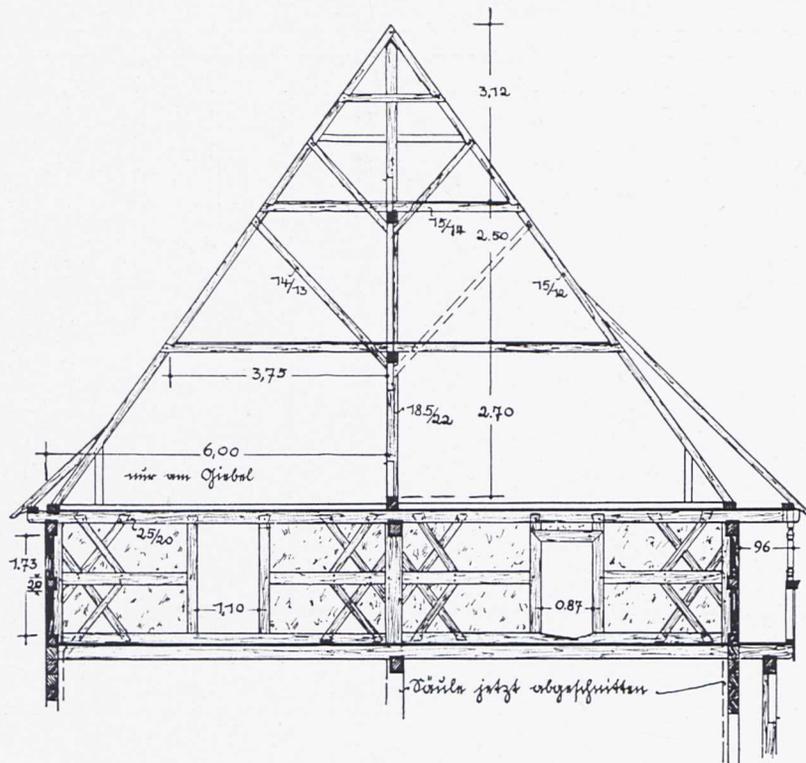


Abb. 101. Querschnitt des Hauses in Adersbach (Böhmen).

wie der Besitzer des erstgenannten Gebäudes mitgeteilt hat, zum Schlosse in Adersbach gehört.

Für die Belegung des Untergurtes charakteristisch ist das Gebäude in Rudolfswaldau Nr. 12 an der Gule (Abb. 102). Man muß sich auch hier vorstellen, daß die kräftigen Säulen des Fachwerkes, die jetzt auf einer neu eingezogenen Schwelle aufstehen, bis zum Sockel gereicht haben; dann wird erst deutlich, daß der Untergurt in der äußeren Erscheinung ausschlaggebend gewesen ist.

Beim Hause Nr. 51 in Petersdorf im Riesengebirge (Abb. 103) ist genau das Gegenteil der Fall. Dort ist der Obergurt reicher ausgestattet, während der Untergurt nur mit eingestreuten schwachen Stielchen belebt worden ist. Das Stützengerüst vor der noch erhaltenen Blockwand ist nachträglich untergeschoben; nach Abschneiden der Haupttrag Säulen des Aufbaues war man gezwungen, an der Stelle des Hauses, wo noch die Blockwand stehengelassen wurde, statt der sonst ausgeführten Untermauerung das Hängesachwerk des Oberstockes zu unterstützen. Die Abbildung zeigt aber auch deutlich, daß es sich bei dieser Umänderung durchgebogen hat.

Daß landwirtschaftliche Nebengebäude ebenfalls nach den Regeln des Säulenbaues ausgeführt worden sind, und daß man hier naturgemäß nur den Obergurt verstrebt, verdeutlicht uns die Aufnahme von zwei Scheunen aus

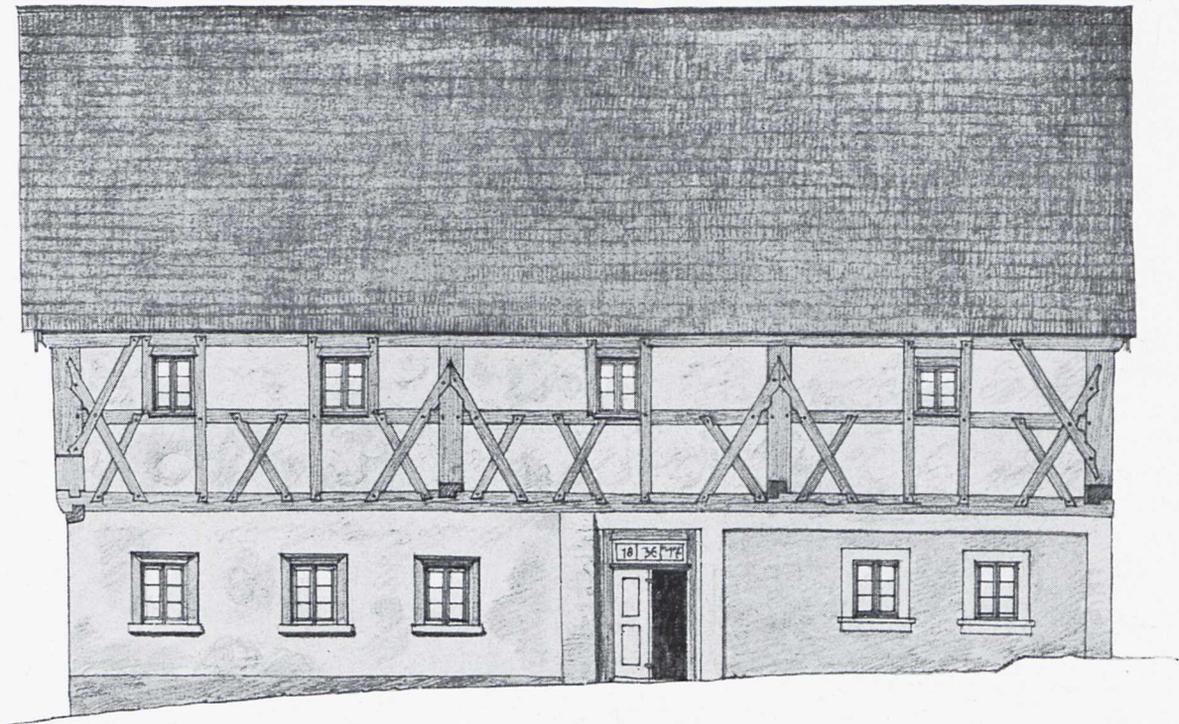


Abb. 102. Haus Nr. 12 in Rudolfswaldau a. d. Eule.

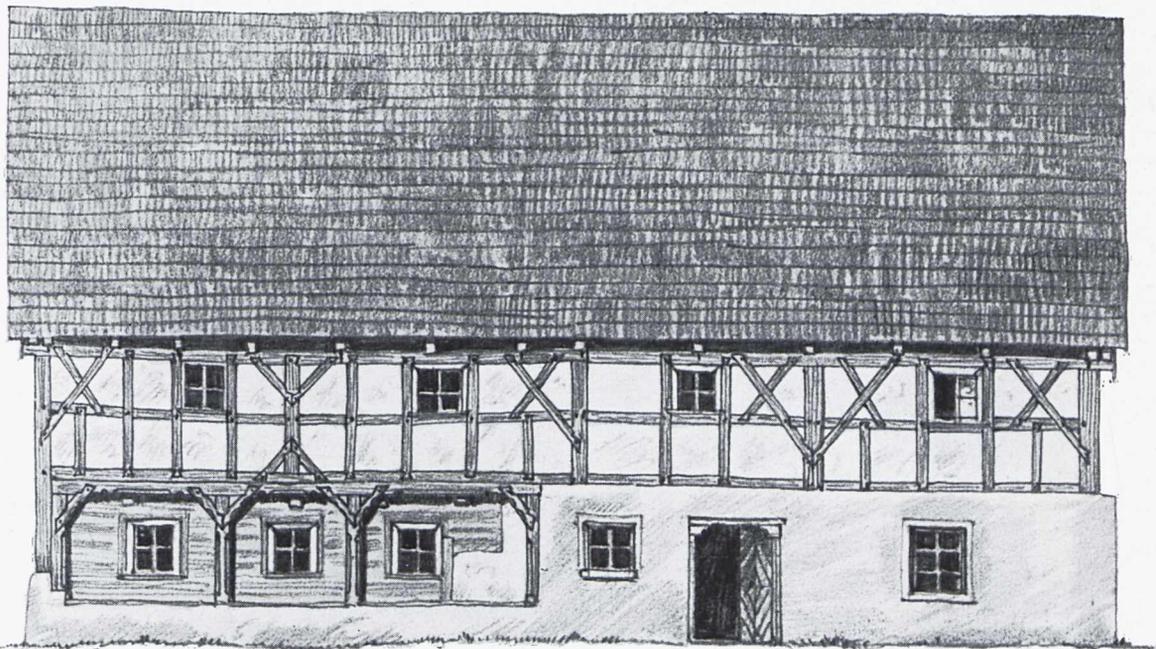
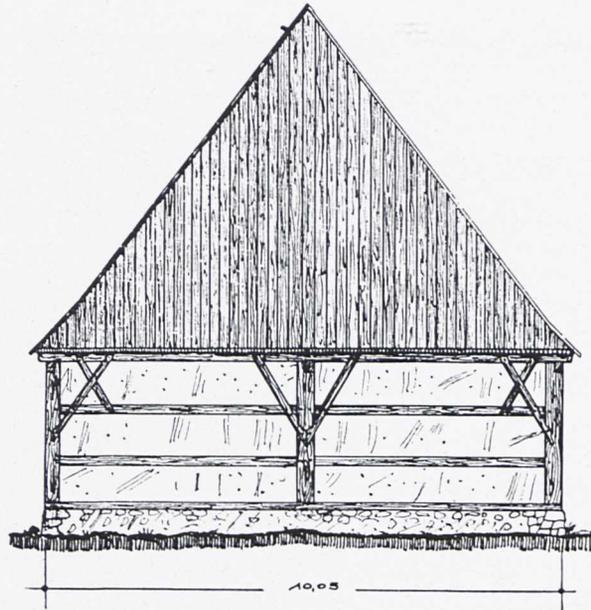
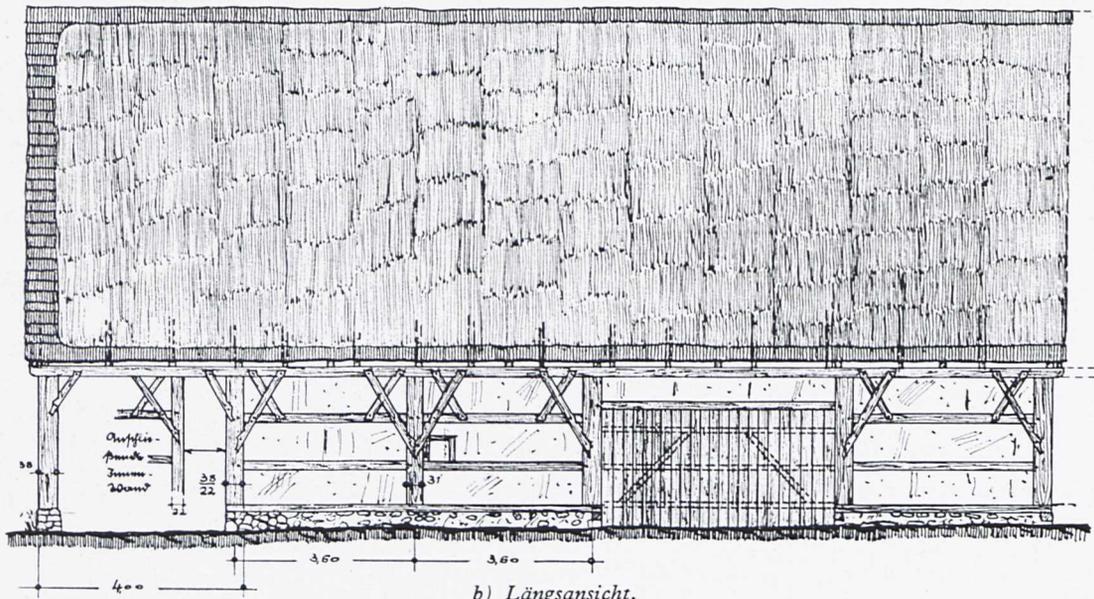


Abb. 103. Haus Nr. 51 in Petersdorf (Niederhof) i. Rsgb.



a) Giebel.



b) Längsansicht.

Abb. 104 a u. b. Scheune im Oberdorf von Schönwalde bei Frankenstein, Schlesien.

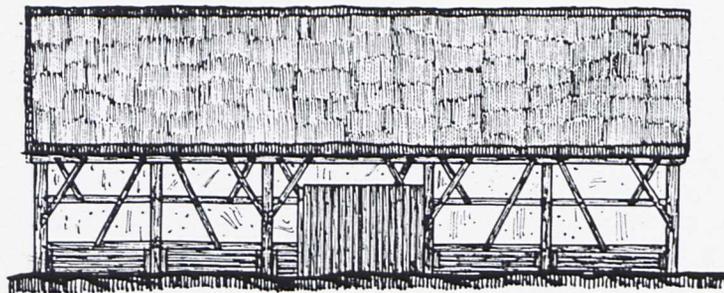


Abb. 104c. Scheune im Unterdorf von Schönwalde bei Frankenstein, Schlesien.



Abb. 105. Scheune in Eckersdorf, Kr. Neurode.

Schönwalde, Kreis Frankenstein (Abb. 104) und eine kleine Scheuer aus Eckersdorf, Kreis Neurode (Abb. 105/106). Die eine der großen Scheunen wirkt besonders durch die außerordentlich kräftigen Säulen; sie haben an den Ecken eine Stärke von 38×22 Zentimeter. Dieses Bauwerk beweist zugleich, daß man früher selbst bei diesen Nebengebäuden auf eine wirkungsvolle Formgebung nicht verzichtet hat: ein Zeichen einer alles durchdringenden Kultur.

Die Scheuer in Eckersdorf mit dem hohen strohgedeckten Walmdach und dem überhängenden Dachbart macht einen sehr altertümlichen Eindruck. Sie erinnert geradezu an die bekannte Hausurne von Königsau. Auch der konstruktive Aufbau kann als Lehrbeispiel dafür angesehen werden, daß die alten Handwerker auf Grund jahrhundertelanger Überlieferungen selbst ein so bescheidenes Bauwerk im selben Geiste, wenn auch mit bescheideneren Mitteln, wie die großen Gebäude zu errichten verstanden. Ähnliche Scheunenfachwerke, wenn auch mit

Scheune in Ekersdorf (Kr. Neurode)

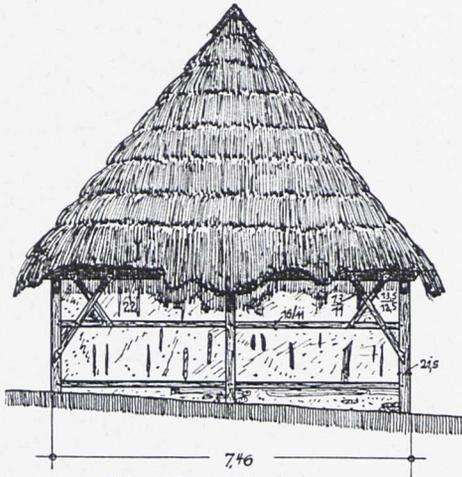


Abb. 106a. Nordseite.

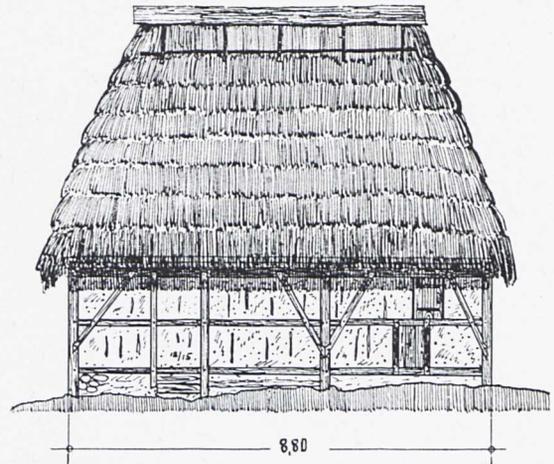


Abb. 106b. Westseite.

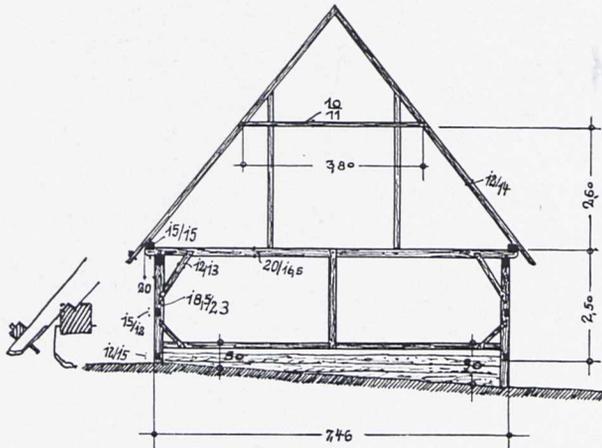


Abb. 106c. Schnitt A—B.

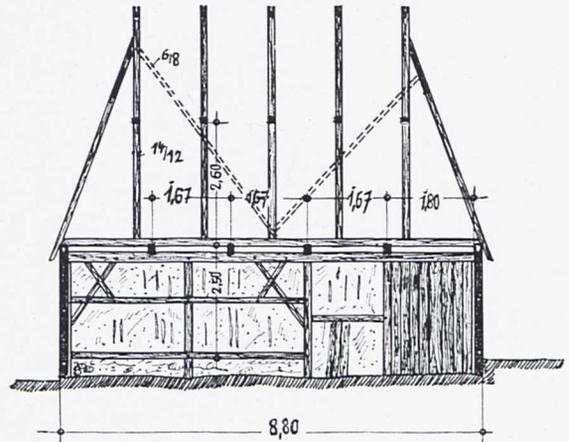


Abb. 106d. Schnitt C—D.

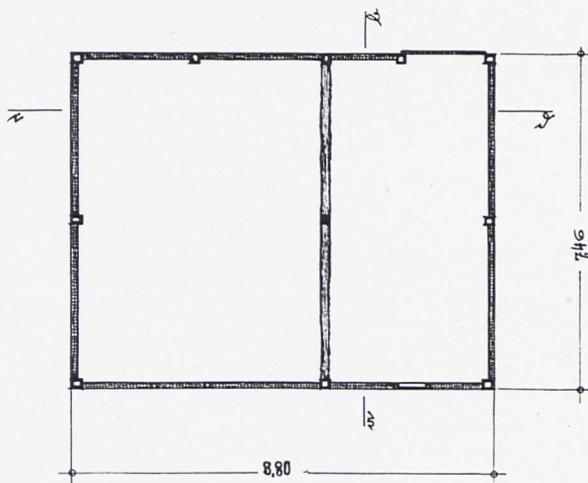


Abb. 106e. Grundriß.

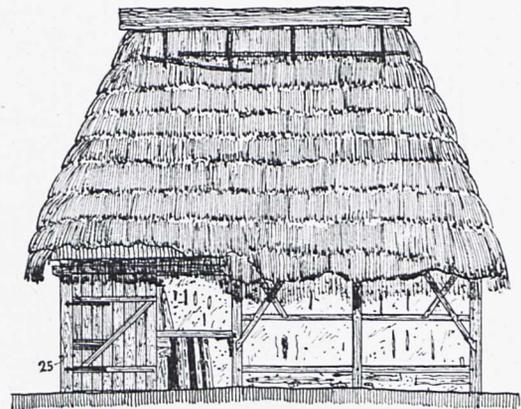


Abb. 106f. Südseite.

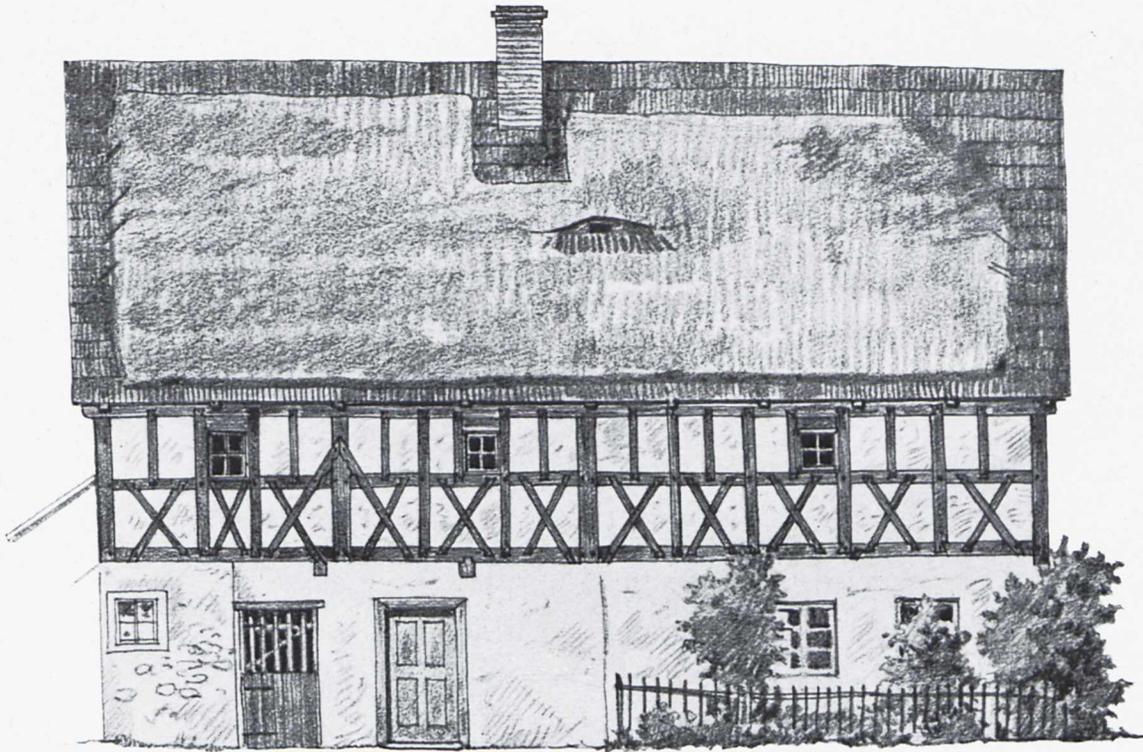


Abb. 107. Haus Nr. 96 in Rohnau, Kr. Landeshut.

Giebeldach, finden sich sowohl im Zittauer Lande (Obersdorf, Hain) wie in der Gegend von Cottbus.

Zu den Gebäuden, deren Unter- und Obergurt gleichmäßig stark belebt erscheint, gehört zunächst das Haus Nr. 96 in Rohnau, Kreis Landeshut (Abb. 107), dessen Fachwerk leider nur noch an der nördlichen Längsseite unverkleidet sichtbar ist. Die Ecksäulen sowie die beiden stärkeren Säulen rechts und links über der Mitteltür stoßen stumpf auf die spätere Untermauerung auf. Sie haben sich also früher bis zum Sockel des Hauses fortgesetzt und dem Hause eine straffe Dreigliederung gegeben. Heute wirkt nur noch der Untergurt des Fachwerks mit der fortlaufenden Reihung von Andreaskreuzen. Trotzdem nur dieser Rest übriggeblieben ist, kann man sich wohl einen Begriff davon machen, wie reizvoll und eindringlich diese Gurtung gewirkt haben muß, als sie noch um das ganze Haus herumlief. In den Obergurt ist über jedes Andreaskreuz ein kleines Stielchen eingeblattet, das schwächer ist als die Stiele des Hängefachwerkes, die Ober- und Untergurt durchschneiden; und auch diese wieder sind schwächer als die Haupttragensäulen, die auf dem Sockel aufstanden. Diese Abwechslung in der Holzstärke trägt zur befriedigenden Wirkung wesentlich bei; sie war aber auch konstruktiv voll begründet. Denn die jeweilige Holzstärke richtet sich nach der größeren oder geringeren Inanspruchnahme.



Abb. 108. Aus Waltersdorf (Landeshuter Kamm).



Abb. 109. Ostseite des Hauses in Waltersdorf.



Abb. 110. Westseite des Hauses in Waltersdorf.

Eine ähnliche Gitterbildung begegnet uns auf dem Wege, der von Rohnau hinauf über den nördlichen fahlen Ausläufer des Landeshuter Kammes nach Kupferberg führt. Dort oben wird der Blick magisch von einem herrlichen Fachwerkgebäude in Waltersdorf (Abb. 108 bis 110) angezogen, das an einigen Stellen sogar noch den ursprünglichen Zustand bewahrt hat. Nur stellt sich dort die frühere Wirkung insofern nicht ein, weil Blockwände und untere Säulenteile weiß gefalzt worden sind.

Eine Fußstunde davon entfernt, schon im Bobertal, liegt Jannowitz. Auch dort ist nur noch ein einziges größeres Fachwerkhaus vorhanden (Abb. 111). Es hat leider dadurch an Klarheit eingebüßt, daß im Obergurt nachträglich verschiedene Fenster ohne Rücksicht auf die alte Stabanordnung eingesetzt worden sind. Nur über der Eingangstür und dem rechten hinteren Teil des Hauses sitzen die Fenster an der richtigen Stelle. Das Schaubild Nr. 112 unterrichtet uns nicht nur über das ursprüngliche Aussehen des Fachwerks; wir können jetzt auch ermessen, daß der Gegensatz zwischen den lagerhaften dunklen Blockwänden und dem lebhaften Gitterwerk des Oberstockes überaus reizvoll gewesen sein muß, und daß auch der Überstand des Fachwerkes sowie der kräftige Schatten, der auf die Blockwand geworfen wurde, den Reiz der Erscheinung wesentlich verstärkt haben.

Das größte Gebäude mit dem reichsten Fachwerk steht in Bad Salzbrunn

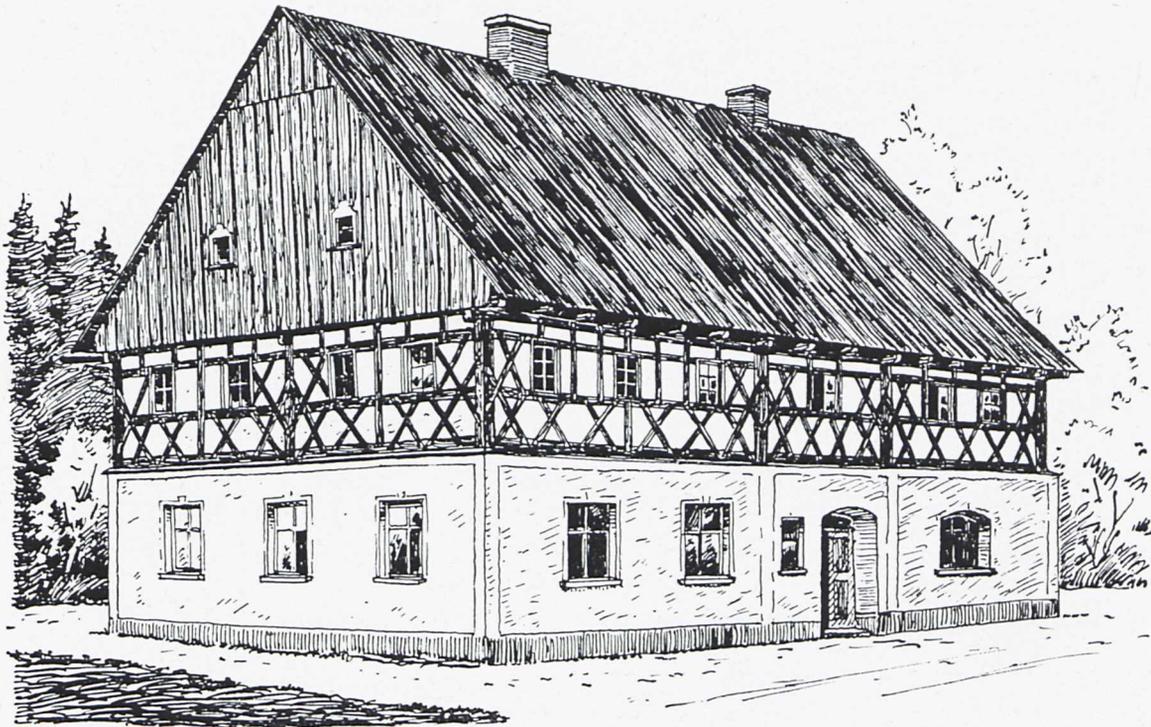


Abb. 111. Haus in Jannowitz i. Rsgb. Jetziger Zustand.

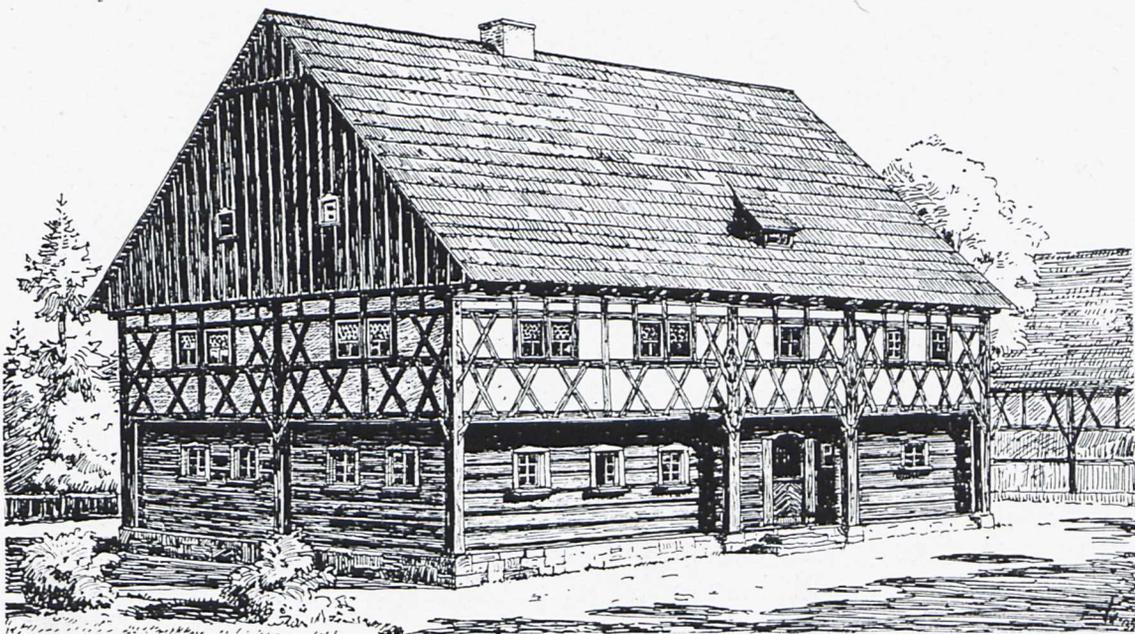


Abb. 112. Haus in Jannowitz i. Rsgb. Ursprünglicher Zustand.

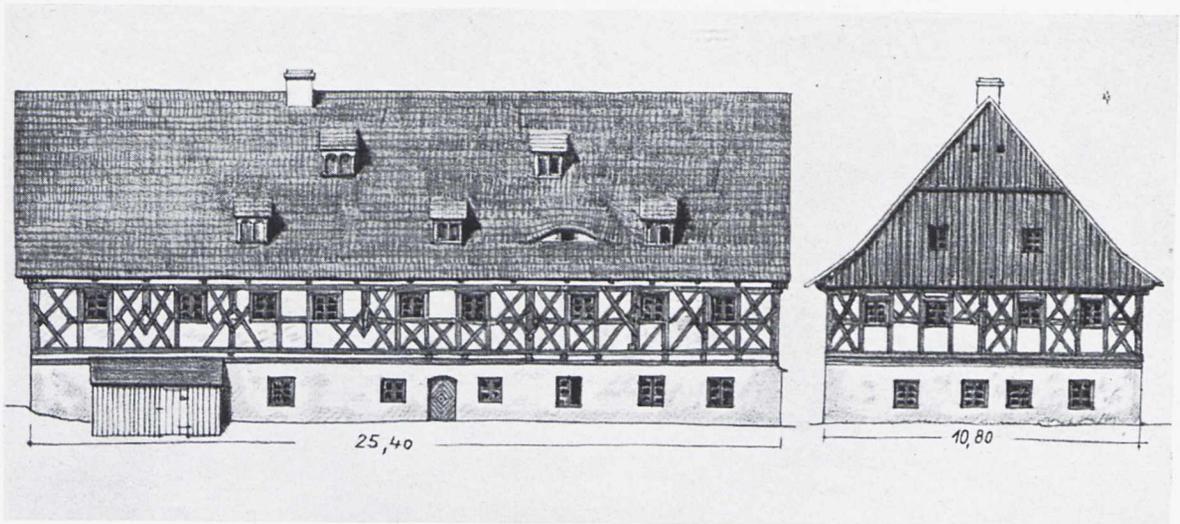


Abb. 113. Bauernhaus in Bad Salzbrunn, Bahnhofstr. 2. Jetztiger Zustand.
(Alte, nicht maßstäbliche Handskizze)

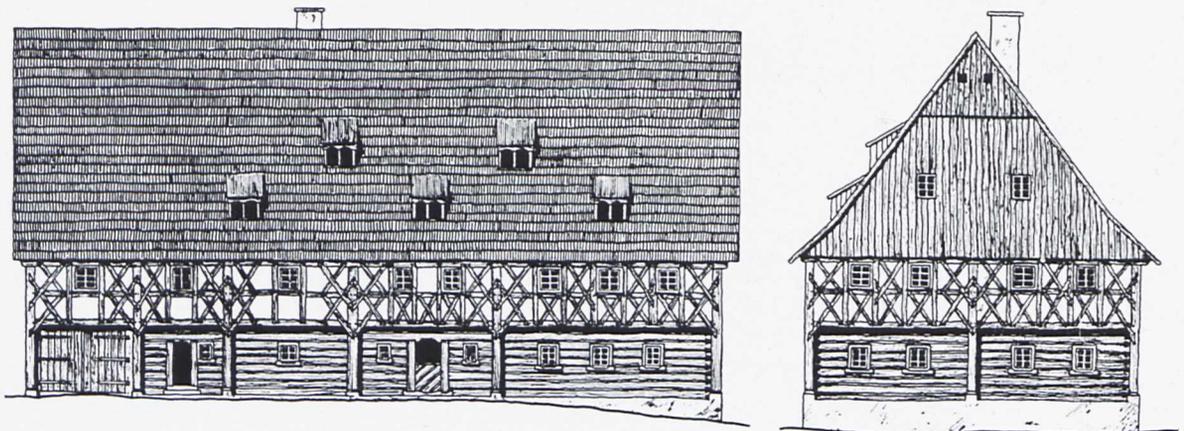
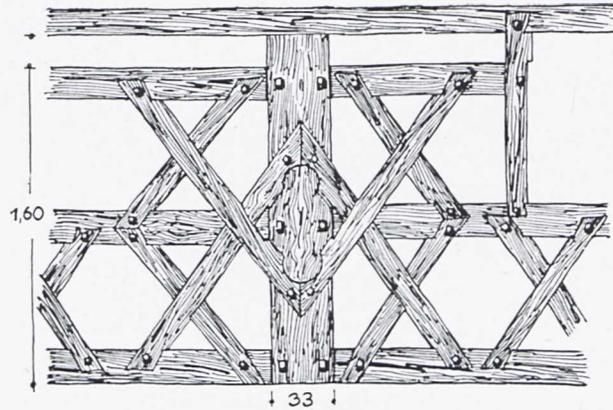
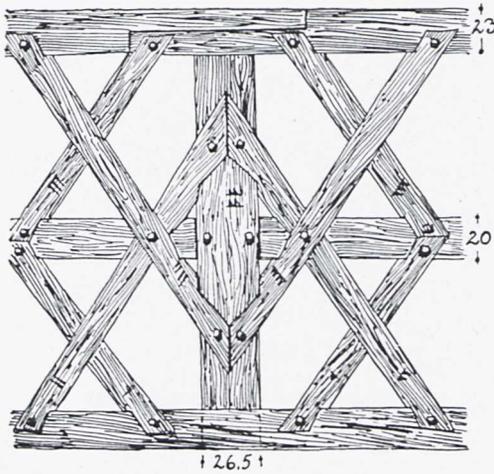


Abb. 114. Bauernhaus in Bad Salzbrunn, Bahnhofstr. 2. Früherer Zustand.

gegenüber der Dorfschmiede an der jetzigen Bahnhofstraße. Dort ist der älteste Siedlungsteil des Ortes, wo auch der Kretscham liegt. Auf einer wallartigen Erhöhung, dicht neben unserem Bauwerk, soll die älteste „Kirche“ gestanden haben.

Der traurige derzeitige Zustand des Bauernhauses ist aus Abbildung 113 ersichtlich. Es sind so viele Stäbe aus dem Fachwerk herausgebrochen worden, daß es für den Nichteingeweihten hoffnungslos erscheint, sich den ursprünglichen Zustand klarzumachen; es würde leichter sein, wenn noch die Umgebinesäulen im Erdgeschoß vorhanden wären. Auch hier hat erst eine sorgfältige Aufmessung, insbesondere der Stabverbindungsstellen, die Wiedergabe der einstigen Erscheinung ermöglicht (Abb. 114). Über die Zusammensetzung der Mannfigur und über die Reihenfolge, in der die Stäbe — dem Zimmermannszeichen entsprechend —



Zusammensetzung der Mannfiguren.

Abb. 115. Zum Hause Jamowitz.

Abb. 116. Zum Hause Bad Salzbrunn.

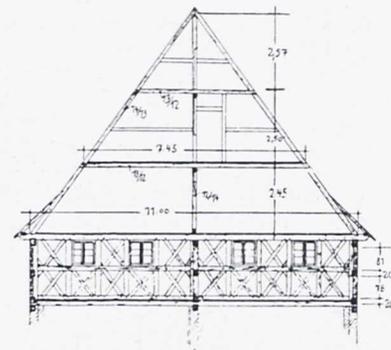
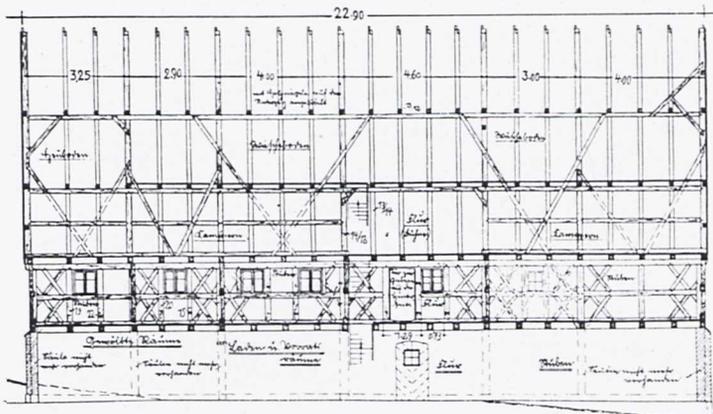


Abb. 117. Längs- und Querschnitt des Bauernhauses in Bad Salzbrunn.

aufeinandergelegt worden sind, geben die Skizzen (Abb. II5/II6) eindeutige Auskunft.

Nicht weniger hat der Dachverband zur Klärung beigetragen, weil jede Firsensäule in derselben Querschnittsebene steht wie die beiden zugehörigen Umgebinder Säulen (siehe Längsschnitt Abb. II7).

Straßen- und Rückfronten sowie der Dachverband sind nicht einheitlich ausgebildet. Auf den Straßenfronten entfaltet sich das Hängesachwerk auf das prächtigste, erschöpft es alle Möglichkeiten, die sich aus dieser Konstruktion überhaupt herausholen lassen; die rückseitigen Hängesachwerke, die von der Straße aus nicht gesehen werden konnten, zeigen dagegen nur die Verstrebungen an den Umgebinder Säulen. Auch im Dach hat man nur die allernotwendigsten Verbandshölzer verwendet.

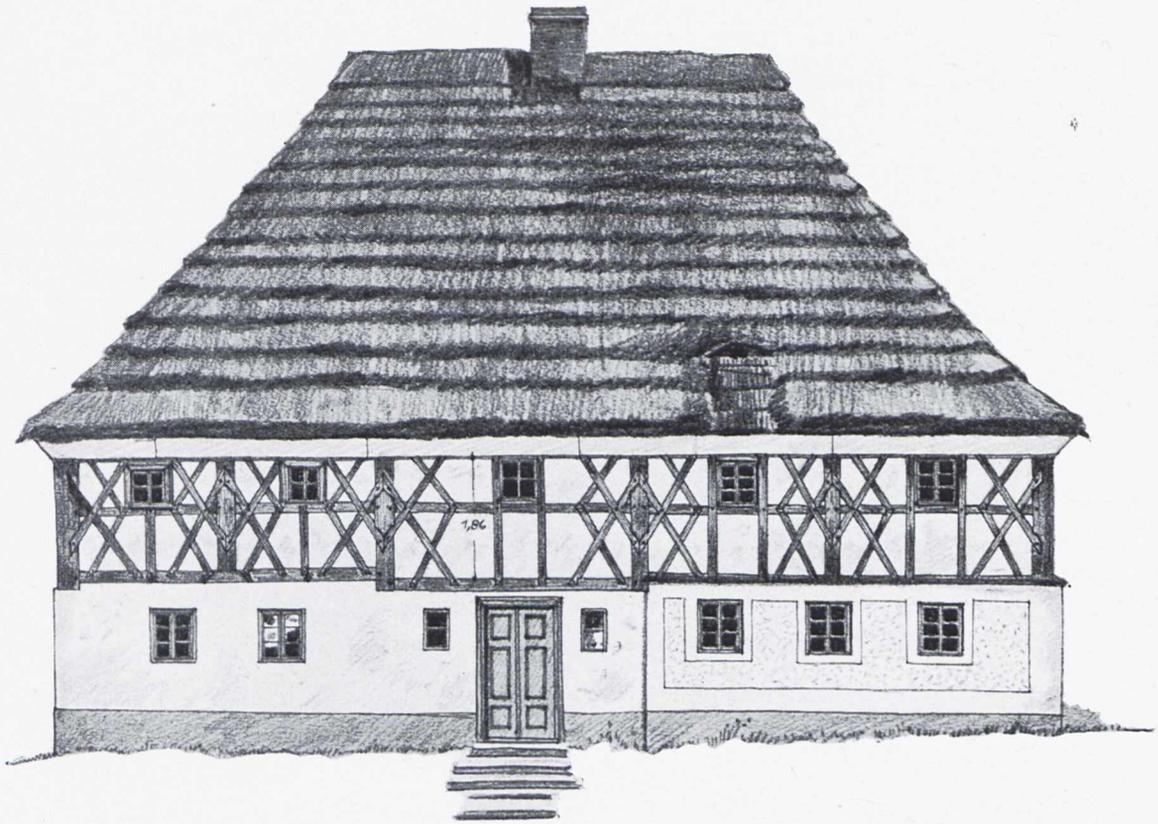


Abb. 118. Haus in Klein-Waltersdorf bei Bolkenhain, am Fuße der Bolkoburg.

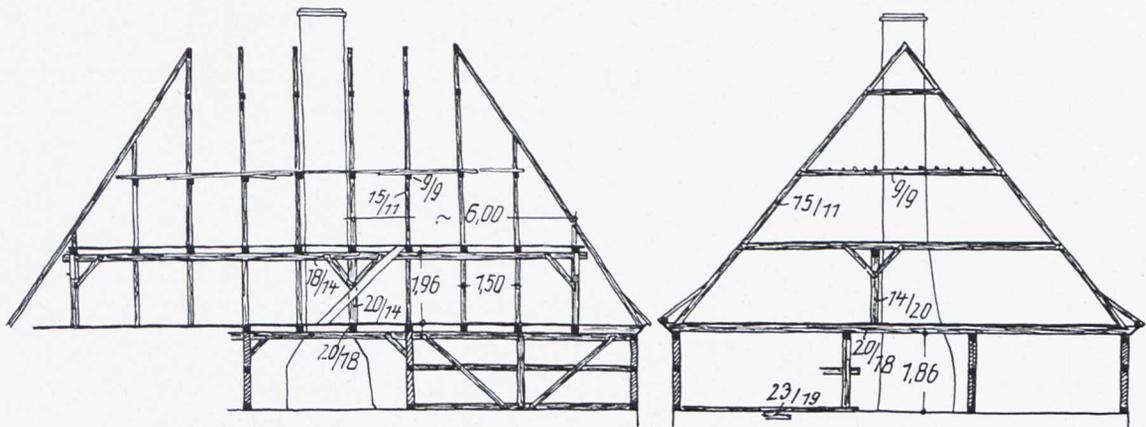


Abb. 119. Längsschnitt und Querschnitt des Dachstuhles vom Hause in Klein-Waltersdorf.

Es handelt sich also zweifelsfrei um das Werk einer Zeit, die technisch und künstlerisch noch durchaus auf der Höhe war — das Gitter der Straßenfront spannt sich über sieben Meter! —, der aber der einheitliche Aufbau des Gesamtwerkes, wie er in Udersbach erreicht wurde, nicht mehr so wesentlich erschienen ist. Doch wollen wir uns die Freude daran nicht beeinträchtigen lassen, daß es der Erbauer vorzüglich

verstanden hat, durch allmähliche Steigerung des Fachwerkausbaues nach dem Wohntheile hin die Bestimmung der einzelnen Haussteile klar zu kennzeichnen. Er hat dies in voller Übereinstimmung mit dem rein technischen Aufbau getan, so daß den Forderungen der Technik und allen sonstigen Ansprüchen des praktischen und ästhetischen Bedürfnisses gleichermaßen genügt worden ist. Nirgends ist auch nur versucht worden, mit rein äußerlichen Mitteln, unter Vergewaltigung des Baustoffes und unter Benutzung wesensfremder Motive, billige Wirkungen zu erzielen, wie es in der Renaissancezeit so oft geschehen ist.

Indem wir zu den engsäuligen Umgebänden übergehen, wollen wir noch auf das Gebäude in Waltersdorf bei Volkshain (Abb. 118) kurz einen Blick werfen. Es steht unterhalb der Volkoburg, soll einst im Oberstock zwei Säulchen für Gerichtszwecke enthalten haben und überhaupt eins der ältesten Gebäude des Ortes sein. Die Bewohner erzählen sogar, es sei so alt wie die Volkoburg. Die Verstrebungen der Umgebändesäulen füllen das Fachwerk nahezu aus, so daß es sehr ansehnlich wirkt. Um so mehr ist man überrascht, wenn man im Dache (Abb. 119) nur Kehlbalcken sieht und einen geradezu kümmerlichen Längsverband; es ist wohl anzunehmen, daß alle Dachverbandhölzer jüngeren Ursprungs sind. Auch das Hängesachwerk kann nicht so alt sein, wie behauptet wird. Die Anblattungsspuren am linken Spannriegel, der jetzt auf dem Mauerwerk aufliegt, erzählen davon, daß dort früher zwei Säulchen mit je zwei Kopfbändern das Oberstockfachwerk unterstützten haben müssen, so daß es nicht mehr als Hängesachwerk anzusprechen wäre. Es ist aber auch denkbar, daß dort die mittlere starke Säule des Oberfachwerkes bis auf den Gebäudesockel durchgelaufen ist, und daß man erst nach Abschneiden des Säulenfußes die jetzige Schwelle eingezogen und unterstützt hätte. Dann wäre die enge Säulenstellung ebenfalls ein Beweis für verhältnismäßig späte Entstehung.

Zweistöckige Umgebände, engsäulig

Die bisher besprochenen weitsäuligen Umgebändehäuser stammen aus Schlesien. Der engsäulige zweigeschossige Typus, mit dem wir uns jetzt beschäftigen wollen, ist jedoch hauptsächlich in der Oberlausitz und im Isergebirge heimisch. Wenn auch die schlesischen Bauten nicht sehr zahlreich und meist auch in schlechter Verfassung auf uns gekommen sind, so stehen doch die weit besser und zahlreicher erhaltenen engsäuligen Umgebände in technischer Hinsicht nicht auf derselben Stufe; die Zimmerleute getrauen sich nicht, größere Spannweiten als zwei Meter bis 2,50 Meter mittels Hängesachwerk zu bewältigen. Man vermißt die großartige Kühnheit der schlesischen Hängesachwerke und innerhalb der älteren Gruppe mit Anblattungsfachwerk auch die Mannigfaltigkeit der äußeren Erscheinungsform, die immer ein Zeichen schöpferischer

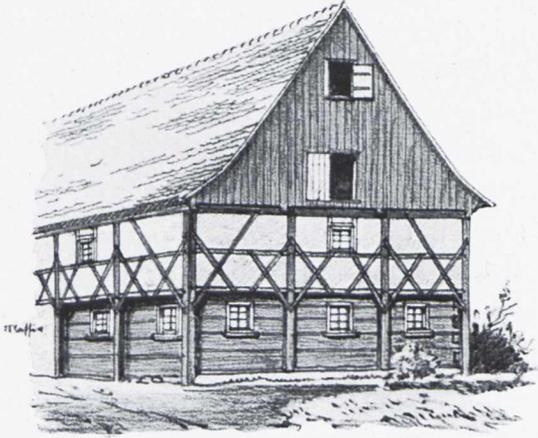


Abb. 120. Aus Rohnau bei Hirschfelde (Sa.).



Abb. 121. Aus Hirschfelde nahe dem Marktplatze.



Abb. 122 a bis c. Aus Rohnau bei Hirschfelde.
Engsäulige Umgebände.

Lebensfrische ist. Die geringe Holzstärke und manche Hinneigung zum Verlassen des folgerichtigen Aufbaues schon bei den ältesten Gebäuden dieser engsäuligen Gruppe sind Anzeichen dafür, daß es sich um technische Nachzügler handeln muß. Trotzdem sind für die Forscher diese engsäuligen Umgebände von nicht unerheblicher Bedeutung. Denn es haben sich im Hauptverbreitungsgebiete dieser Häuser die Säulen in ihrer ganzen Länge fast überall erhalten.

Wer also vom Säulenbau und seiner Wirkung einen deutlichen Begriff bekommen will, durchwandere das Zittauer Land, das Lausitzer Gebirge und besonders das Reifetal zwischen Nikrisch und Hirschfelde. Weil dieses Gebiet wegen seiner landschaftlichen Abgeschlossenheit bis auf den heutigen Tag sein Eigenleben hat führen können, so hat man dort auch am Umgebindebau bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts festgehalten. Dicht nebeneinander können wir die Zeugen verschiedener Stilwandlungen einer entwicklungsgeschichtlich jüngeren Zeit des Säulenbaues auf uns wirken lassen. Die Skizzen (Abb. 120 bis 122) aus Rohnau im

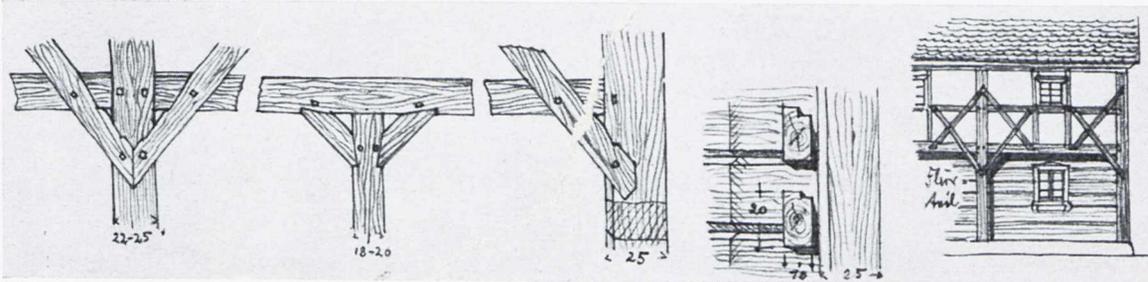
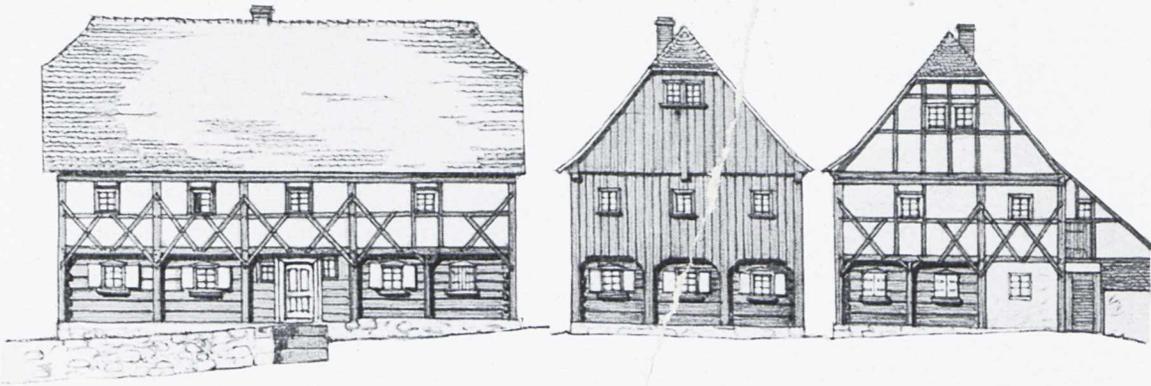


Abb. 123. Haus Nr. 9 in Rosenthal bei Hirschfelde (ähnliche Häuser Nr. 19, 20, 49 und 66).



Abb. 124. Dorfgasse in Rosenthal bei Hirschfelde.

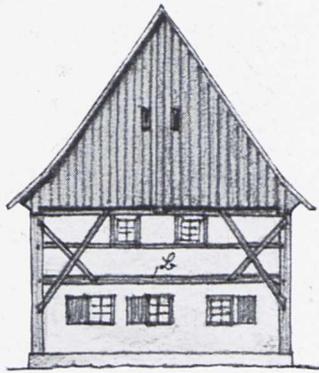


Abb. 125. Aus Olbersdorf bei Zittau. (Balken B oft durchgebogen.)

malerischen Reifetal, aus Hirschfelde und Olbersdorf bei Zittau zeigen die ältere Form der engsäuligen Umgebände. Besonders ins Auge fallen die langen Eckerschwertungen, die unterhalb des Spannriegels begi men und bis zum Rahmenholze durchschiefen.

Ausklang und Verfall

Überall werden noch die feil- oder schwalbenschwanzförmigen Anblattungen verwandt. Wo es aber gilt, größere Säulenentfernungen zu überspannen, wie z. B. am Hause in Rosenthal bei Hirschfelde (Abb. 123) an der Längsseite rechts und am bergseitigen Giebel, da setzt man schon eine Säule mit schwachen Kopfbändern unter. Denn es ist verabsäumt worden, die darüber stehenden beiden Fachwerkstiele, die das Fenster einfassen, als Hängesäulen mit oberen und unteren feilförmigen Blattverbindungen auszubilden. Dann hätte man nämlich den unteren Spannriegel des Fachwerkes am Rahmenholz aufhängen können.

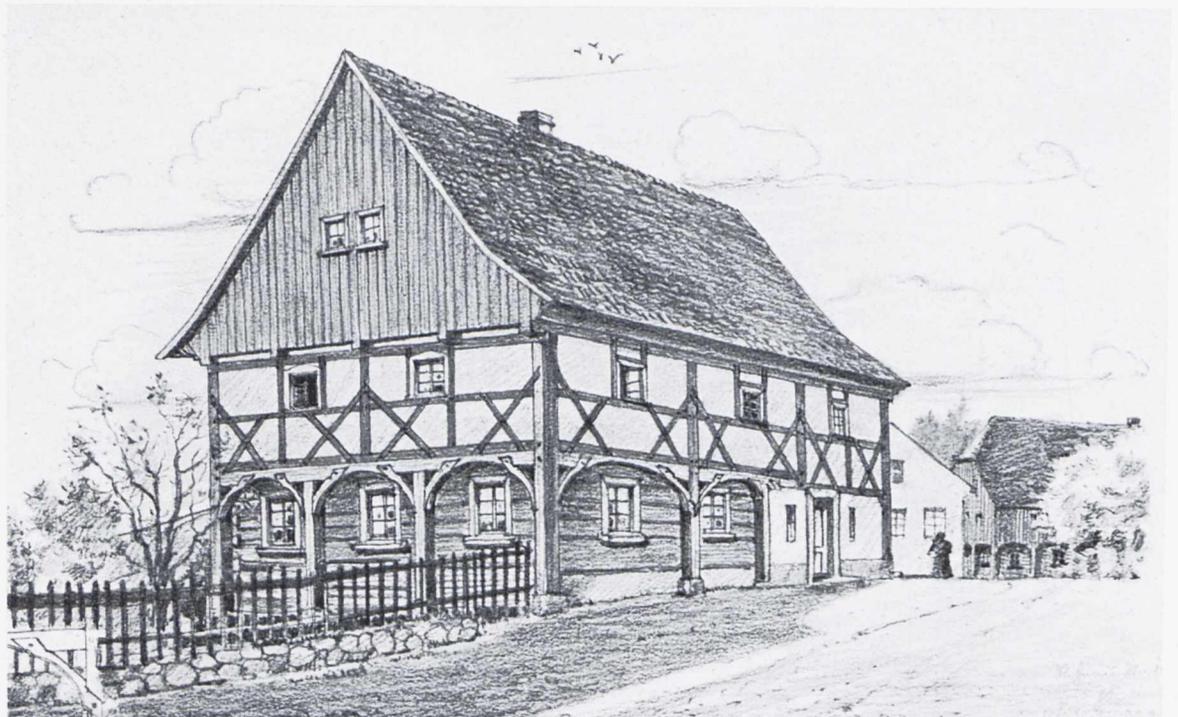


Abb. 126. Haus Nr. 16 in Rohrau bei Hirschfelde. Nachträglicher Umbau im Erdgeschoß.

Auch auf Abbildung 124, die uns in eine äußerst malerische Gasse des Dorfes Rosenthal hineinführt, sehen wir am Giebel und an der Längsseite der dortigen Häuser dieselbe Abwärtsentwicklung. Und wenn man sich doch einmal zu einem weitgespannten Fachwerk ohne mittlere Unterstüzung entschließt, wie bei einer Reihe gleichartig ausgebildeter Häuser in Oibersdorf bei Zittau (Abb. 125), dann hat sich der untere Spannriegel meist durchgebogen.

Beim Hause Rohnau Nr. 16 (Abb. 126), das noch streng nach den alten Regeln des Säulenbaues mit Blattverbindungen errichtet worden war, bietet sich Gelegenheit, einen nachträglichen Umbau zu verfolgen. Er gibt für die Bestimmung des Gebäudealters gute Fingerzeige und leitet gleichzeitig zu den Gebinden des 18. Jahrhunderts über. Bei einer Erneuerung des Gebäudes wurde nach Abschneiden der Mittelsäule am Giebel zwischen die Ecksäulen und auch zwischen die stehengebliebenen alten Säulen der Längsseiten ein neuer Spannriegel eingegezogen und durch neue Säulen mit geschweiften Kopfstreben unterstützt. Die Freude an den gefälligen Bogenstellungen, wie sie bei Neubauten im 18. Jahrhundert dort allenthalben üblich geworden waren, mag den Erbauer zur Anpassung an die neue Modiform bestimmt haben.

Und so vollzieht sich unaufhaltsam weiter der Bruch mit der Vergangenheit. Zwar hält man noch einige Zeit lang am Hauptmerkmal des alten Umgebinderbaues, an den vom Sockel bis zur Traufe durchschießenden Tragesäulen, fest. Dann behält man sie nur noch an den Hausecken bei und entledigt sich ihrer an den



Abb. 127. Aus Rohnau bei Hirschfelde, Unterdorf.

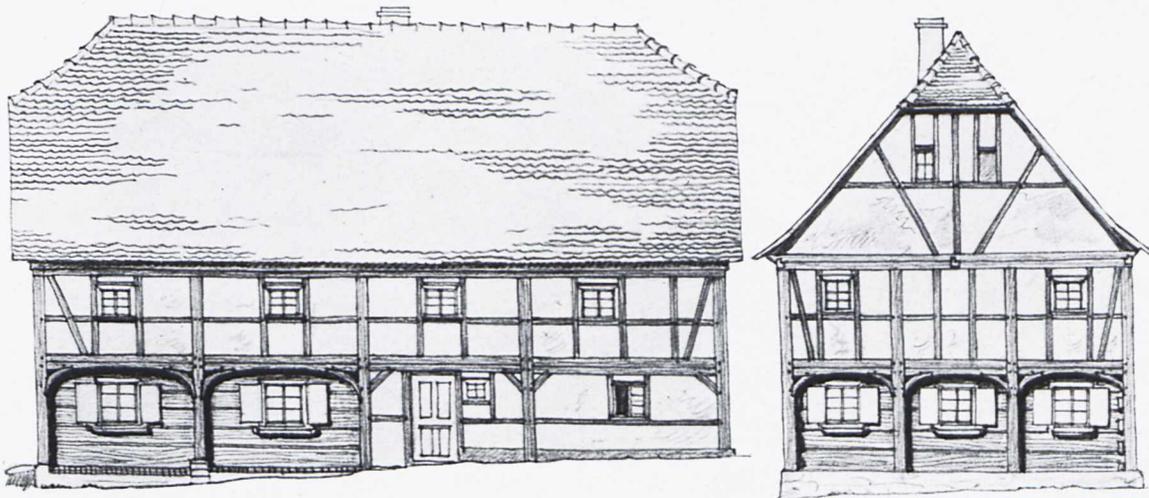


Abb. 128. Haus Nr. 7a in Rosenthal bei Hirschfelde.

Lückendorf i. Sa. an der böhm. Grenze

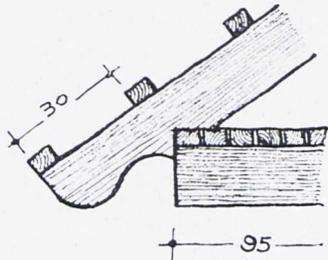


Abb. 129 b. Sparrenfuß.

Abb. 129 a. Ostgiebel.

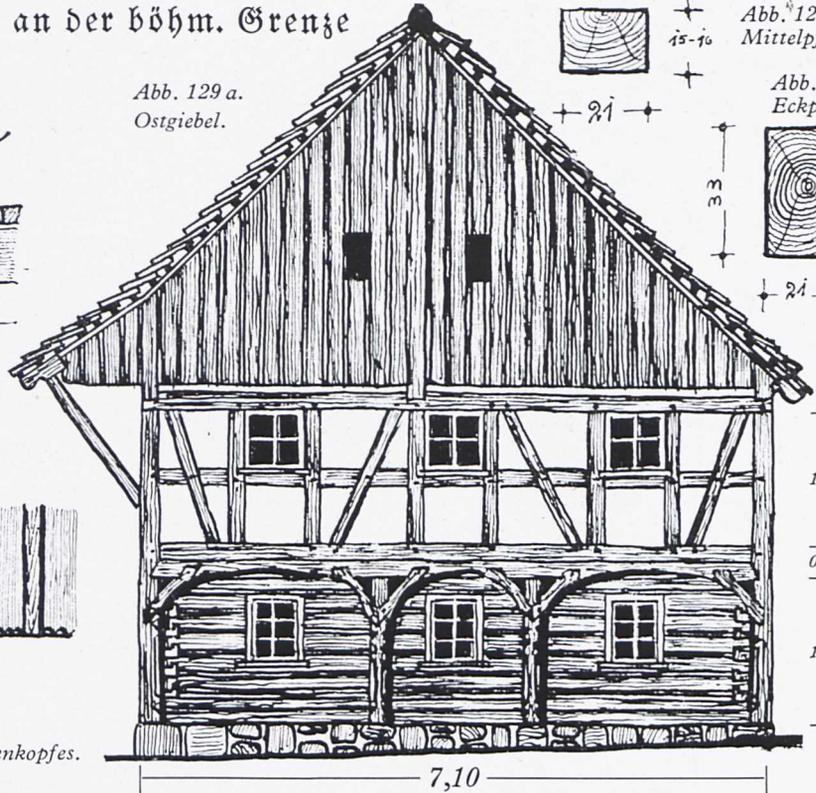


Abb. 129 c. Schutz des Balkenkopfes.

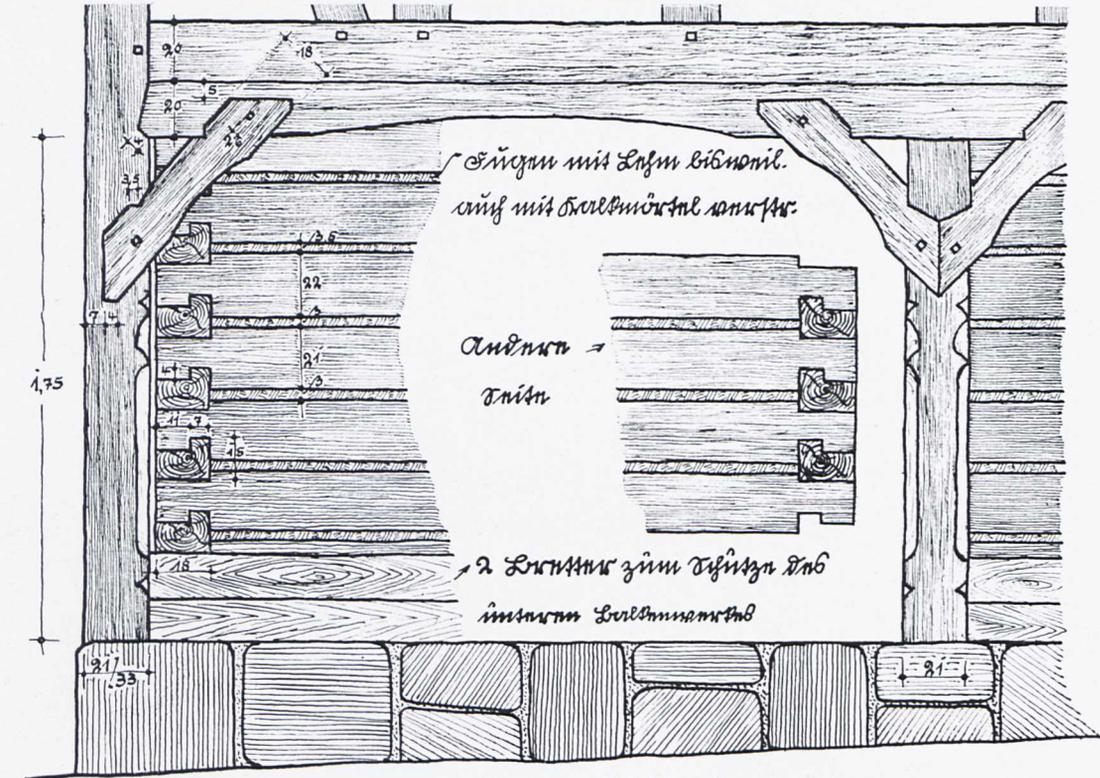


Abb. 129 f u. g. Giebel-Detail.



Abb. 129 d. Mittelpfosten.

Abb. 129 e. Eckpfosten.





Abb. 130. Haus in Johnsdorf bei Zittau.

Zwischenfeldern. Schließlich hören die Umgebinesäulen schon bei der Erdgeschoßdecke auf.

Hand in Hand mit dieser Änderung vollzieht sich die Abkehr vom Hängesachwerk. Unter dem Einfluß westdeutscher Bauepiflogenheiten und der Bequemlichkeit folgend, gibt man Überblattungen, die allein die Ausbildung des Hängesachwerkes ermöglichten, vollkommen auf und übernimmt das gewöhnliche Standsachwerk mit Zapfenverbindungen. Es wird zuerst zwischen die Säulen eingefügt und, da es sich nicht selbst tragen kann, mit einem zweiten Spannriegel unterstützt. Die Abbildungen 127 und 128 aus Rohnau (Unterdorf) und Rosenthal (Haus Nr. 7a) zeigen dies deutlich. Das Strebenwerk verschwindet fast völlig und beschränkt sich auf die Hausecken im Oberstock. Die organische Verbindung zwischen Unter- und Oberverstrebung ist hiermit beseitigt.

Wie sich dann Umgebinde und Oberfachwerk immer mehr getrennt haben und als verschiedene Bauteile übereinanderstehen, veranschaulicht uns der Giebel eines Gebäudes in Lückendorf (Sachsen) hart an der böhmischen Grenze (Abb. 129 a bis g). Nur noch die Ecksäulen verbinden beide Geschosse. Schließlich fallen sie konstruktiv völlig auseinander. Das Umgebinde beschränkt sich auf das Erdgeschoß; das Oberstockfachwerk setzt sich ohne jeden organischen Zusammenhang darauf.



Abb. 131. Aus Hain bei Oybin (Lausitzer Gebirge).

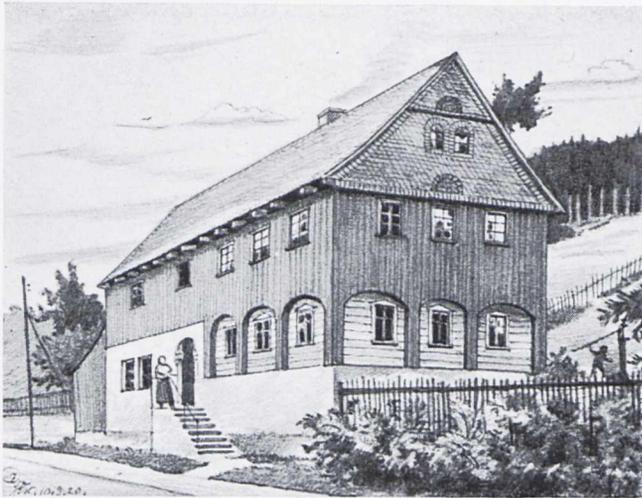


Abb. 132. Aus Buschullersdorf im böhm. Isergebirge.



Abb. 133. Aus Christiansthal im böhm. Isergebirge.



Abb. 134. Aus Ostrau bei Schandau.

Aus der großen Zahl von Beispielen in der Zittau-
Wernsdorfer Gegend, aus
dem Isergebirge, der Sächsi-
schen Schweiz, dem östlichen
Erzgebirge und aus dem
Riesengebirge sind in Ab-
bildung 130 bis 134 die bezeich-
nendsten zusammengestellt. Meist
umzieht das Umgebände nur noch
die Blockstube am Giebel. Das
Haus in Johnsdorf (Abb. 130)
zeigt das Oberfachwerk unver-
kleidet. Oft ist es jedoch mit
Brettern und Fugenleisten ver-
schalt wie in Dybin (Abb. 131),
wo viele solcher Laubenhäuser
stehen, sowie in Buschullers-
dorf (Abb. 132) und Christians-
thal (Abb. 133) im böhmischen Teil
des Isergebirges. Das primitiv
und nüchtern gewordene Fach-
werk hatte ja schönheitlich so wenig
zu bieten, daß man es ohne wei-
teres verdecken konnte. Durch
farbigen Gegensatz zwischen Bret-
tern und Fugenleisten, zwischen
Flächen- und Fensterfarbe,
zwischen Blockverschalung und
Säulen im Erdgschoß suchte man
jedoch die verlorene Sprache des
Fachwerkes einiger-
maßen zu ersetzen.

In Ostrau, Altendorf
und Postelwitz bei Schandau
in der Sächsischen Schweiz
ragt der Oberstock vielfach über
das Umgebände vor (Abb. 138).
In Postelwitz (Abb. 137) be-
lehren uns sämtliche Um-
gebände über die Folgen, die

Umgebinderhäuser aus Postelwitz bei Schandau (Sächs. Schweiz).

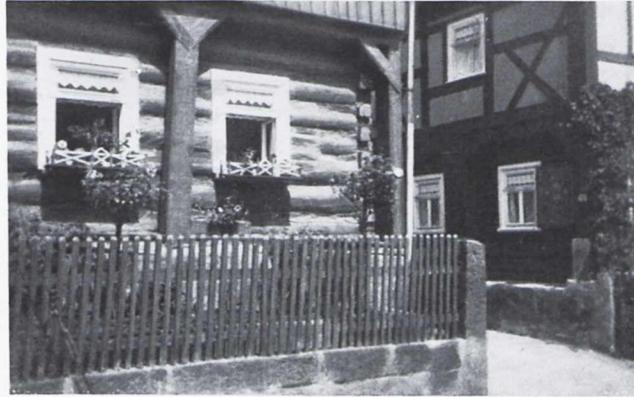


Abb. 135. Schiefstehende Mittelsäule.



Abb. 136. Schrägstellung der Giebelsäulen.
(Man vergleiche sie mit dem Oberstock.)



Abb. 137. Rechts nachträglich abgeschrittene
Schwelle mit Fußstrebe.



Abb. 138. Überstehendes Oberfachwerk. Schwelle unter den Säulen mit Fußstreben.

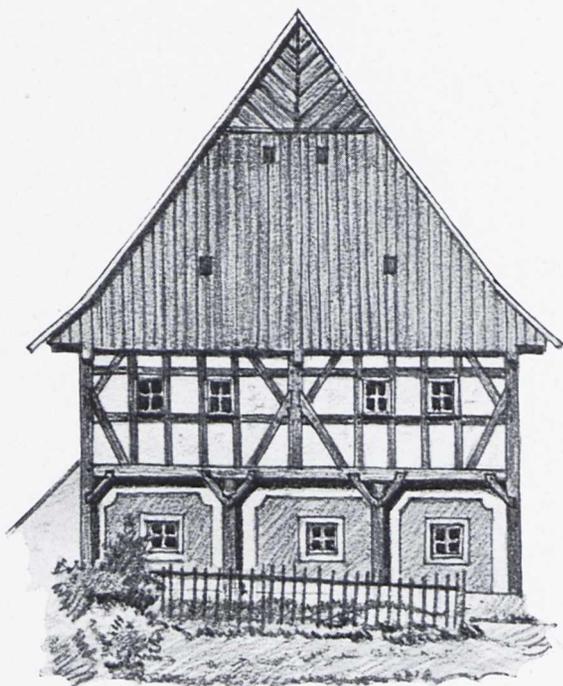


Abb. 139. Haus Nr. 36 in Wüsteröhrsdorf,
Kr. Landeshut.



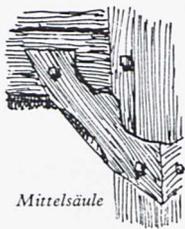
Abb. 140. Aus Einsiedel, Kr. Landeshut.

die konstruktive Trennung der beiden Geschosse notwendigerweise nach sich ziehen mußte: die Säulen stehen fast ausnahmslos schief. Die kurze Kopfstrebe am Rahmenholz war ja gar nicht imstande, die Säulen unverrückbar einzuspannen und an ihren Standort zu drücken; sie haben infolgedessen den Beanspruchungen durch Auflast und Winddruck nachgegeben. Diese Unzulänglichkeit muß einigen Erbauern zum Bewußtsein gekommen sein; sonst hätten sie nicht hier und da eine Schwelle unter die Säulen gelegt und beide mit kurzen Fußstreben verbunden (Abb. 138). Der Säulenschaft sollte also ebenfalls eingespannt werden, um die Schiefstellung zu verhindern. Daß es jedoch unzweckmäßig ist, eine Schwelle frei auf einen Sockel zu legen, wo sie von drei Seiten der Witterung und an der Auflagerfläche der seitlich eindringenden Feuchtigkeit ausgesetzt ist, wurde schon oben auf Seite 17 dargelegt. Tatsächlich hat man auch in Postelwitz (Abb. 137) an einer Stelle die Schwelle auf eine beträchtliche Länge wieder abschneiden müssen, weil sie morsch geworden war.

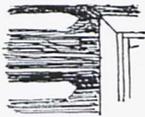
Schließlich führen uns die Abbildungen 139 bis 145 wieder nach Schlesien zurück. Auch hier hat das schlechte Beispiel, das der immer mehr eindringende westdeutsche Riegelbau

der Renaissancezeit mit seinen für unsere bodenständige Bauweise unzulänglichen, oft nagellosen Zapfenverbindungen gegeben hat, als Schrittmacher allgemeinen Verfalls und zunehmender Oberflächlichkeit gewirkt.

Daß dieser Verfall auch hier schon früh eingesetzt haben muß, beweisen der in Abbildung 139 dargestellte Giebel des Hauses Nr. 36 in Wüsteröhrsdorf, Kreis Landeshut, und die Ansicht eines Hauses in Einsiedel zwischen Ruhbank und Volkenhain (Abb. 140). Durchgehende Ecksäulen sind zwar noch vorhanden, aber die Verstrebungen an den Säulen des Oberfachwerkes sind schon miß-



Mittelsäule



Eigenartige Endigung
des Fugenverstrichs.

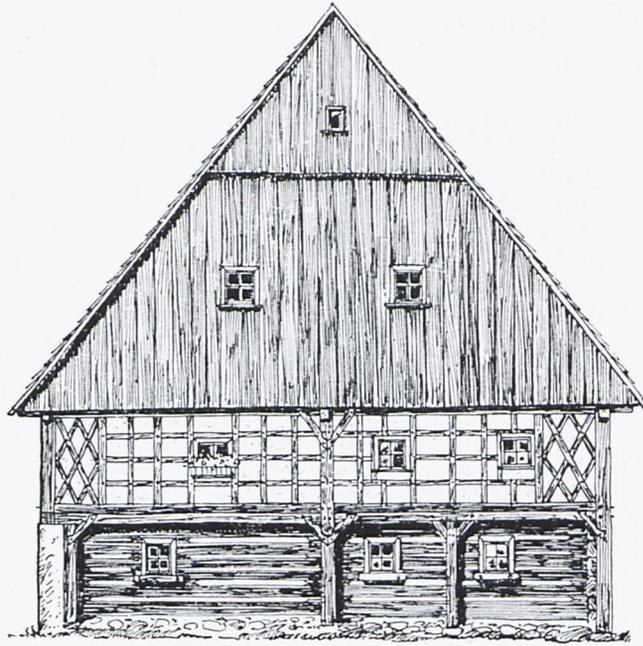


Abb. 141. Haus in Boberröhrsdorf bei Hirschberg.

verstandene Nachahmungen der alten Mannfiguren. Aus der schwach spitzbogigen Form des Türbogens (Abb. 143) und an der Art der Kopfbandverfäzung ebendort wird auf den Anfang des 16. Jahrhunderts geschlossen werden müssen.

Der Giebel aus Boberröhrsdorf bei Hirschberg (Abb. 141) erzählt vom Umbau eines älteren Gebäudes, wobei ein quadratisch aufgeteiltes Standsfachwerk

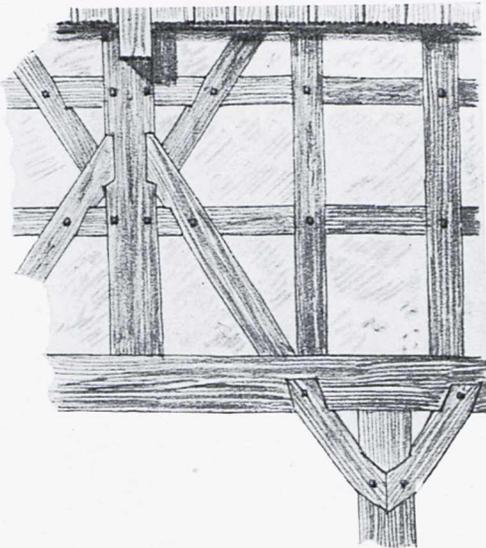


Abb. 142. Vom Giebel des Hauses Nr. 36.
in Wüsteröhrsdorf, Kr. Landeshut (vergl. Abb. 139).

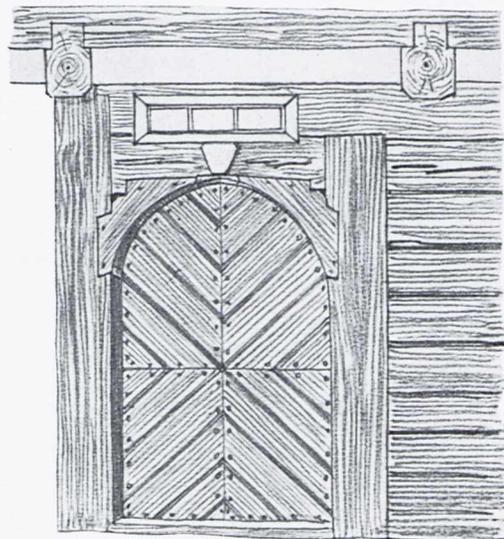


Abb. 143. Tür des Wüsteröhrsdorfer Hauses
(vergl. Abb. 139).

Haus Nr. 41 in Liebersdorf, Kr. Landeshut i. Schl.

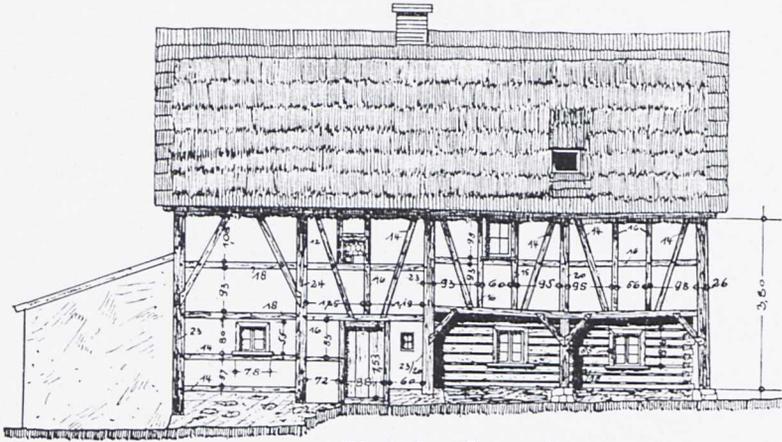
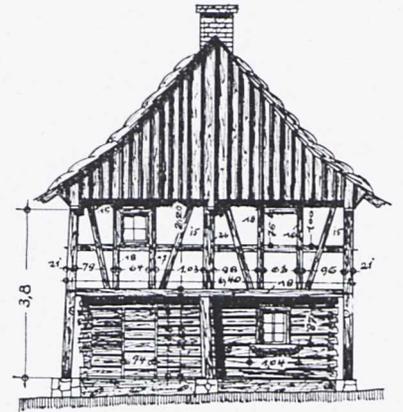
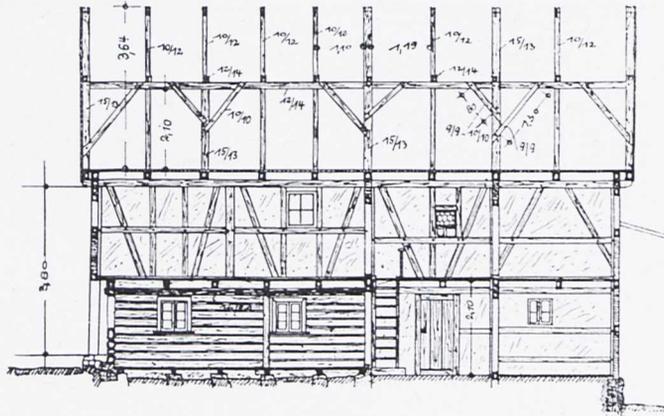


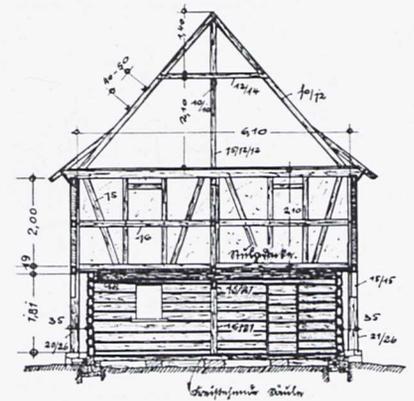
Abb. 144 a. Gartenseite.



Ab. 144 b. Straßenseite.



Schnitt Abb. 144 c.



Schnitt Abb. 144 d.

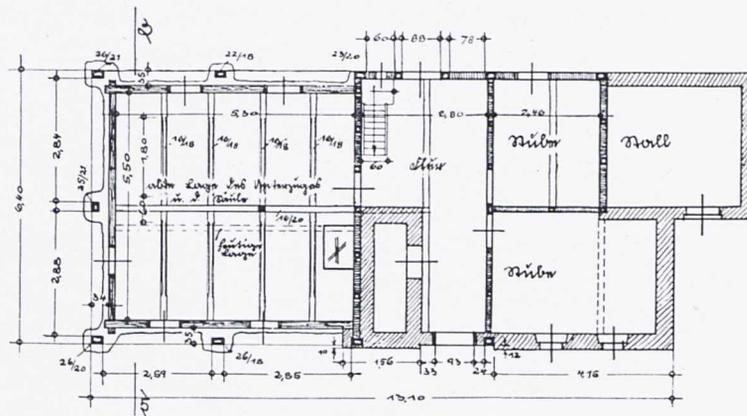


Abb. 144 e. Grundriß.



Abb. 145. Haus Nr. 44 in Rohrau, Kr. Landeshut.

auf zwei zwischen den Säulen eingespannte Riegel gestellt worden ist. Die rein dekorativen Rautenmuster an den Ecken finden sich auch an manchen Holzbauten im Tal des Kleinen Zacken, also in den letzten Ausläufern von Petersdorf im Riesengebirge.

Die Aufnahme des stark deformierten Hauses von Liebersdorf, Kreis Waldenburg (Abb. 144a bis e) bietet Gelegenheit, den Verfall der Gefügeart in mehreren Bauabschnitten zu verfolgen und sich im Unterscheiden verschiedener Fachwerksarten zu üben.

Kein Bauwerk zeigt aber deutlicher die Verwirrung in den statischen Vorstellungen der nachmittelalterlichen Baumeister, als das Bauernhaus Nr. 44 in Rohrau, Kreis Landeshut (Abb. 145). Der Aufbau ist sinnlos, weil er den technischen Anforderungen, die an ein Säulensachwerk gestellt werden müssen, nicht gerecht wird. Der Doppelspannriegel ist alles, was zwischen den Säulen hängt. Die übrigen Stäbe, ohne Blattverbindungen nur stumpf gegeneinander stoßend, sind lediglich Wandgerippe und belasten den Spannriegel, so daß sich die Last auf die Säulen nicht verteilt, sondern auf deren Mitte trifft und gefährliche Drehungsmomente erzeugt. So, wie gezeichnet, hat sich das Umgebände nach dem Giebel zu beträchtlich geneigt, hat also seinen Zweck nicht erfüllt.

Sehen wir von dem letztgenannten Bauwerk ab, so dürfen wir doch nicht verkennen, daß verschiedene dieser späten Bauten dem Säulenhausegedanken, mag er von ihnen noch so unvollkommen gemeistert worden sein, einen beträchtlichen Teil ihres Reizes verdanken. So segnet ein uralter richtiger Gedanke noch seine fernsten Ausläufer.

4. Kapitel

Die Gestaltungsreihe und ihr baukünstlerischer Wert

Beim Abschluß unserer Untersuchungen wollen wir noch einmal die mannigfachen Erscheinungsformen des Säulenbaues eng zusammenrücken und zu Stilen ordnen.

Als Zeugen ältesten Stiles, von würdevoller Einfachheit und Klarheit, treten uns die kurzstrebigen Hängefachwerke entgegen, das Holzwerk von monumentaler Stärke, die Gesamtform der Gebinde knapp und kurz im Ausdruck, die Säulen von pfeilerartiger Wirkung.

Diesem Fachwerk am nächsten stehen die Gitterwerke der Gerichtshallen, plastisch und schattenreich unter dem schweren Gebälk, von runenartiger Eindringlichkeit und überzeugend durch die Ausdruckskraft eines folgerichtig durchgeführten Gedankens.

Die langstrebigen Fachwerke suchen weniger durch die Wucht ihrer Erscheinung als durch Mannigfaltigkeit und Reichtum zu fesseln.

Ebenso wie die älteren weitsäuligen Holzbauten hängen aber auch die engsäuligen, die ihnen zeitlich folgen, allmählich verflachen und schließlich nur noch die äußerliche Form weiter pflegen, einer ununterbrochenen Gestaltungsreihe an, deren bezeichnende Merkmale selbst dann noch wiederkehren, als man sich von den ursprünglichen Regeln des Aufbaues schon abgewandt hatte.

In der Steinbaukunst vom frühen Mittelalter bis zum Barock greifen die Unterschiede viel tiefer. Es ist deshalb keine Frage, daß sich die ostgermanische Gruppe der Holzbaukunst als ungewöhnlich zäh erwiesen hat und daß sie auf eine Entwicklung zurückblicken kann, die unzweifelhaft schon lange vor der sogenannten geschichtlichen Zeit begonnen haben muß.

Diese ehrwürdige Kunst verdient es aber auch, daß man sich über ihren baukünstlerischen Wert Gedanken macht. In einer Zeit der Neuordnung aller Werte durch den völkischen Gedanken sind unsere Bauten wohl dazu angetan, klärend auf unsere Vorstellungen zu wirken. Wenn man wissen will, wie ein ehrlicher Ausgleich zwischen

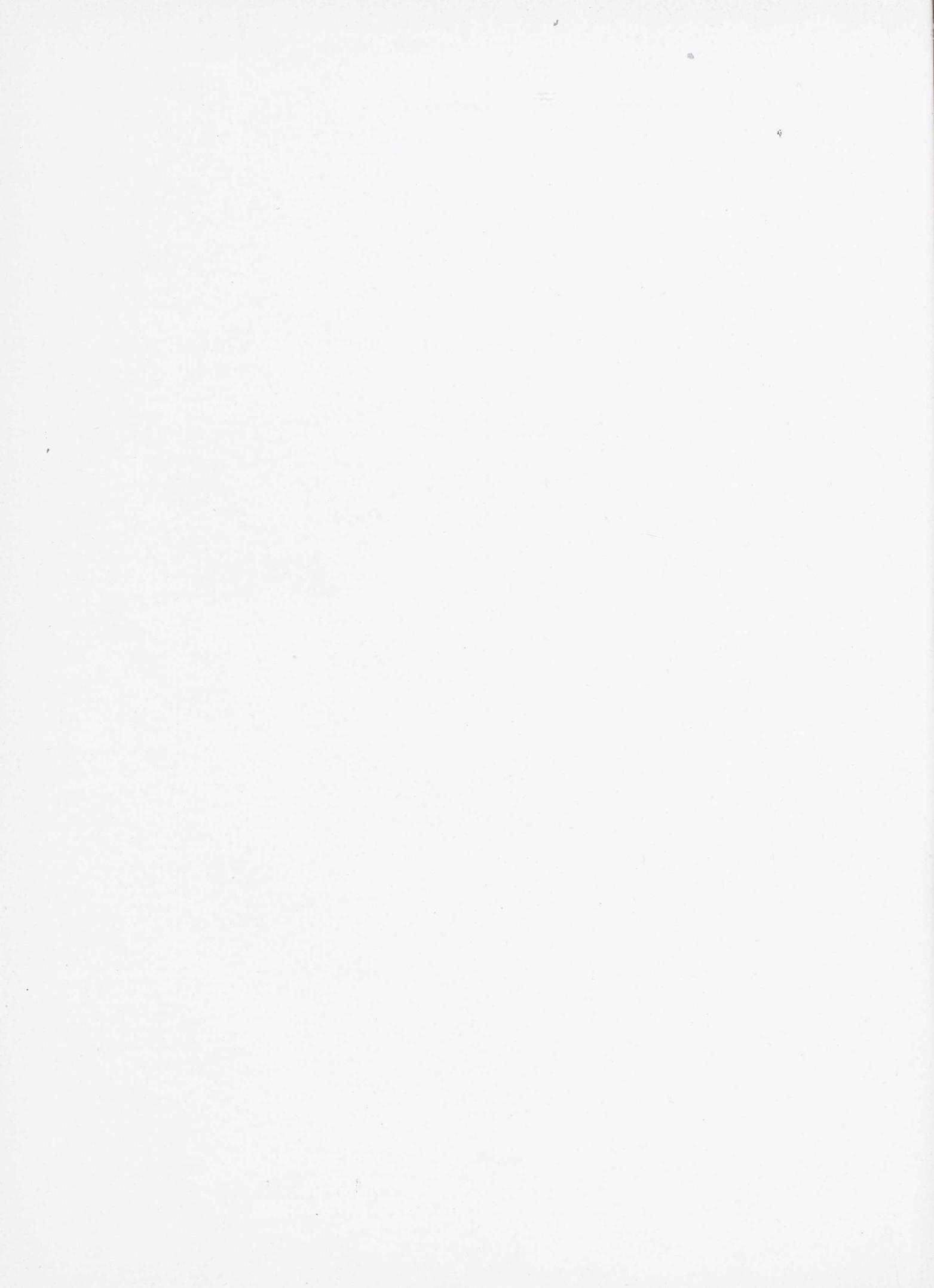
Zweck und Form aussieht, dann studiere man die hier gezeigten Beispiele. Wer nicht weiß, daß es möglich ist, selbst bei rein konstruktiven Aufgaben dem Schönheitsempfinden in vollendeter Form Rechnung zu tragen, dem werden unsere Bauwerke zu einer Offenbarung. In den sicheren Bahnen einer bewährten Überlieferung hat sich hier das Handwerk zu Leistungen emporgeschwungen, die den Keim zu weiteren fruchtbaren Entwicklungen gelegt haben.

Für diese Behauptung kann der Beweis leicht erbracht werden, wenn wir an den Gegensatz von Wand und Säule denken, der an unseren Bauwerken besonders stark hervortritt. Wand und Stütze sind die beiden Hauptelemente der Baukunst. Man hat sich nun darüber gestritten, ob sich die Säule aus der Wand oder die Wand sich aus der Säule entwickelt habe. Aus unseren Untersuchungen geht hervor, daß keines von beiden der Fall gewesen ist. Die Fragestellung, die bisher als besonders geistreich gegolten hat, ist aber bezeichnend dafür, wie man im Zeitalter völkischer Zersetzung selbst in den einfachsten Dingen von der Welt Probleme entdeckte, um sich damit interessant zu machen. Die Erkenntnis wird hiermit nicht gefördert, sondern nur verdunkelt. Selbst wenn sich die gestellten Fragen in dem einen oder anderen Sinne beantworten ließen, was würde denn damit gewonnen sein? Weit fruchtbarer wäre es gewesen, von Anfang an darauf hinzuweisen, daß gerade dieser Gegensatz von Wand und Stütze die unerschöpfliche Quelle neuer Gestaltungsmöglichkeiten gewesen ist und in alle Zukunft bleiben wird.

Die Freude an der Spannung zwischen diesen beiden Elementen, Wand und Säule, durchdringt das gesamte indogermanische und germanische Kunstschaffen im Gegensatz zum orientalischen. So liegt auch das Geheimnis der Jugendfrische unserer ostgermanischen Säulenhäuser in der Wechselwirkung von ruhigen und lebhaften, lagerhaften und stehenden, vorspringenden und zurückliegenden, plastischen und flächigen Baugliedern. Soviel Ausdrucksmittel hier Verwendung gefunden haben, so stören sie sich doch nicht, sondern ergänzen sich zu harmonischer Wirkung.

Deshalb gebührt unseren Bauten der Rang echter Kunstwerke. Ihre Erbauer waren Meister in des Wortes höchster Bedeutung. Sie entwickelten grundlegende Gesetze, deren auch die spätere Steinbaukunst nicht entraten konnte.

Vergleich mit verwandten Bildungen
und anderen Holzbaustilen



I. Kapitel

Norden, Osten, Sudetenländer, Mitteldeutschland

So viel Überraschendes unsere örtlich begrenzten Untersuchungen zutage gefördert haben, so würden sie doch nur beschränkte Bedeutung beanspruchen können, wenn sie nicht durch den Vergleich mit verwandten Erscheinungen in einen größeren Zusammenhang hineingestellt werden. Sie erscheinen dann wieder in anderer Beleuchtung, und es wird sich auch erweisen, ob die bisher gezogenen Schlüsse richtig gewesen sind. Deshalb lohnt es sich, darüber zu sprechen, was unsere Sudetenbauten mit der nordischen, oberdeutschen und alpenländischen Holzbaukunst verbindet, und was sie von ihnen trennt. Nicht minder aufschlußreich sind die Beziehungen zu mittelalterlichen Kirchenbauten des Ostens und der Gegensatz zur westdeutschen Gotik. Schließlich führt uns die Verfolgung des alten Wanderweges des Indogermanentums und der großen ostgermanischen Völker nach Südosten und bis nach Griechenland.

Skandinavien.

In Skandinavien ist ein Säulensachwerk im Sinne unseres Umgebinderbaues nirgends beheimatet. Der Blockbau herrscht unbedingt vor. Was an Fachwerkbauten vorhanden ist, gehört zum niedersächsischen Holzbaustil. Auch die norwegischen Stabkirchen aus dem Ende der Wikingerzeit bauen sich ganz anders auf als unsere Säulenhäuser; die dort angewandte Technik enthält alle bezeichnenden Merkmale des Schiffsbaues, so daß auf diese Übertragung auch manche konstruktiven Unklarheiten zurückzuführen sind.

Viele gemeinsame Züge finden sich jedoch bei den schlesischen und schwedischen Blockhäusern in Grundriß und Aufbau. Da ist zunächst der Grundriß hier wie dort zwei- oder dreiteilig angelegt, hat fast dieselben Raumabmessungen und wird in ganz ähnlicher Weise eingerichtet. Tür- und Fensterlage zeigen keine wesentlichen Unterschiede. Doch die Decken- und Dachausbildung weicht meist voneinander ab; so ist in Skandinavien noch die „Hochstube“ üblich, die sich in den Dachraum hineinzieht. Auch der Wandaufbau ist — der besseren Holzbeschaffenheit entsprechend —

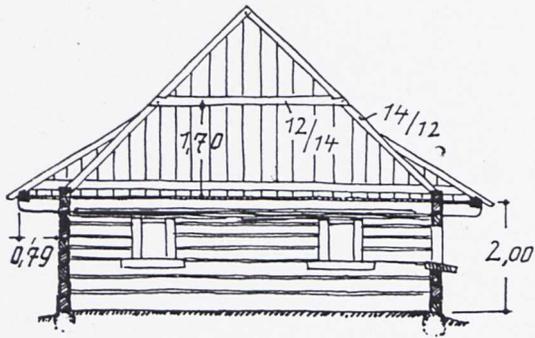
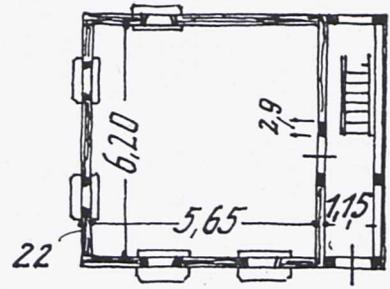


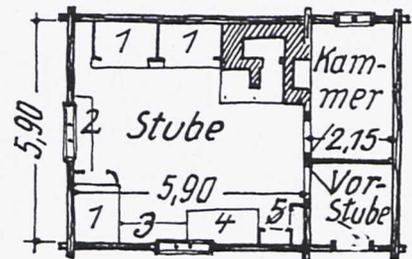
Abb. 146. Blockhaus auf der Schafwiese am Glatzer Schneeberg.



Grundriß.



Abb. 147. Sogen. „Morahaus“ in Schweden (Dalarna).



Grundriß. 1=Betten, 2=Arbeits-tisch, 3=Bank, 4=Tisch, 5=Regal.

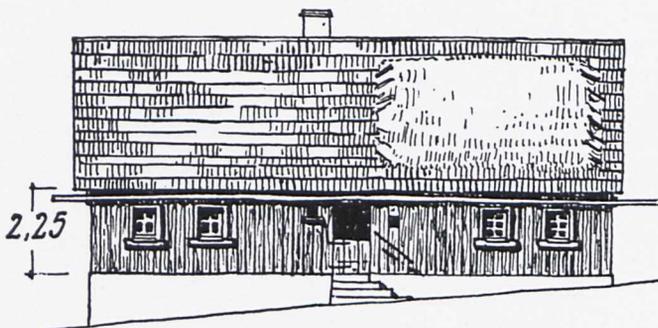
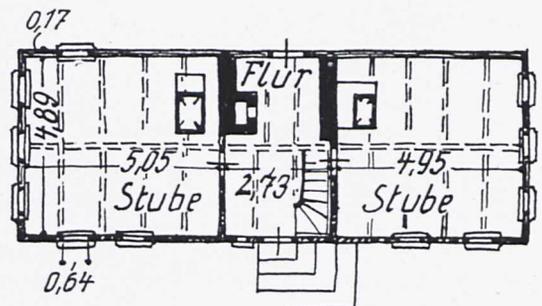


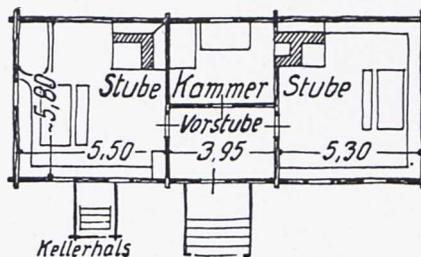
Abb. 148. Haus Nr. 19 in Steinau, Kr. Waldenburg.



Grundriß.



Abb. 149. Wohnhaus des Älvroshofes in Nordschweden



Grundriß.

verschieden, weil im Norden die Blockbalken dicht mit Falz aufeinanderliegen, was eine ganz andere statische Lage ergibt als bei den Sudetenbauten. Gegenüberstellungen, wie das Blockhaus auf der Schafwiese am Glazer Schneeberge (Abb. 146) und das sogenannte „Morahaus“ in Dalarna (Abb. 147) sowie das Haus Nr. 19 in Steinau, Kreis Waldenburg, Schlesien (Abb. 148), und das Wohnhaus des Älvroshofes in Nordschweden (Abb. 149), lassen sich beliebig fortsetzen. Auch die Vorliebe für offene Laufgänge (Söller) im Oberstock mit hoher Brüstung und zierlicher Pfostenausbildung, wie bei den Herbergen aus Yrstatorp in Västmanland (Abb. 150) und Överborg-Näs in Dalarna, ist gemeinsames Erbgut, wie der Vergleich mit unseren Petersdorfer Häusern (besonders mit Petersdorf Nr. 9, Seite 90) beweist. Dieselbe Form der Vorratshäuser, die für verschiedene Zwecke eingerichtet waren, als Geräte- und Vorratsschuppen, Spinnstuben und Schlafstellen für Gesinde und als Gastkammern für Besuch, finden sich auch heute noch vielfach im Zittauer Lande (Abb. 151 aus Olbersdorf).

Wenn wir nun im übrigen deutschen Sprachgebiete innerhalb und außerhalb der Reichsgrenzen nach Umgebunden, hängenden Säulenfachwerken und Dachgebunden mit Firnsäulen auf die Suche gehen, so haben wir nur im ehemaligen ostindogermanischen Kulturgebiete mit diesem Vorhaben Erfolg.

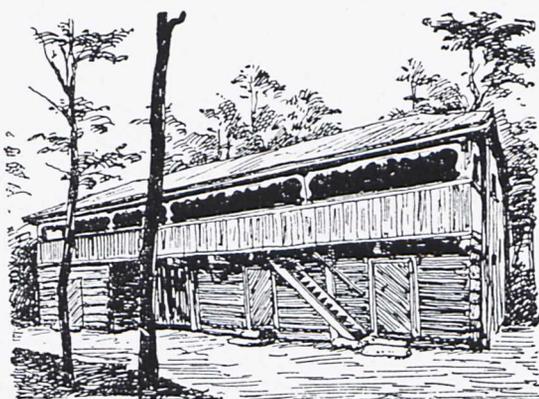


Abb. 150. Vorratshaus aus Yrstatorp, Västmanland, Schweden.

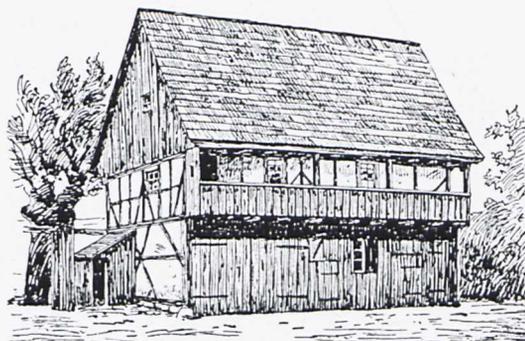
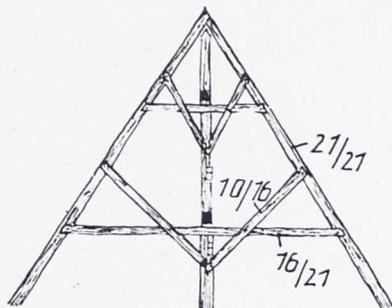
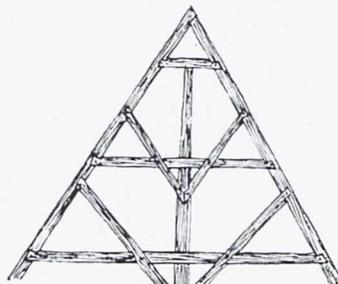


Abb. 151. Speicher in Olbersdorf bei Zittau (Sa.).



Langkafel



Zampelhagen

Abb. 152. Frühmittelalterliche Dorfkirchendachstühle in Pommern (nach Prieß).

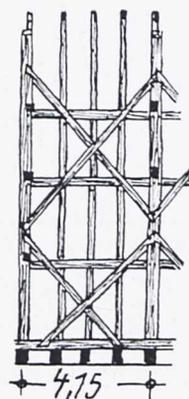
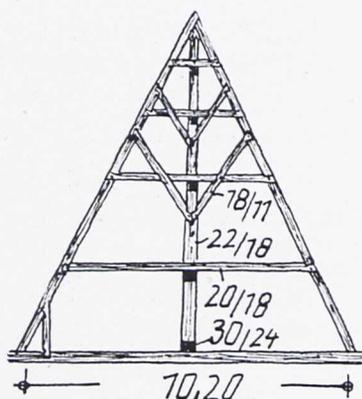


Abb. 153. Dachstuhl über dem Westgiebel der Kreuzkirche in Breslau.
1. Hälfte 14. Jahrh. (nach Ostendorf).

Dachverbände in Ostdeutschland

Wir müssen zunächst die überraschende Tatsache feststellen, daß nicht nur bei den bekannten oberschlesischen Schrothholzkirchen¹⁾, sondern bei den meisten bodenständigen Holz- und Steinbauten des frühen und späten Mittelalters in Pommern und Schlesien, im ehemaligen Westpreußen und Posen sowie in Ostpreußen dieselbe Form des Dachverbandes wie bei unseren Säulenhäusern zur Anwendung gekommen ist. Firstsäulen beherrschen die Dachräume mittelalterlicher Gotteshäuser auf dem Lande wie in den Städten; aber auch bei Bürgerbauten haben kunstvolle Längsverbände das Säulenwerk des Daches zusammengefaßt. Die Dächer der pommerschen Dorfkirchen in Langkafel und Zampelhagen (Abb. 152) haben denselben Querschnitt wie das schöne Dach in Udersbach in Böhmen (siehe Seite 100). Aber auch wesentlich größere Dachgebände mächtiger mittelalterlicher Dome, von denen nur das Gespärre hinter dem Westgiebel der Kreuzkirche in Breslau (Abb. 153) und auf dem Seitenschiff der Johannis Kirche in Thorn aus der ersten

¹⁾ Vergl. Seite 75.

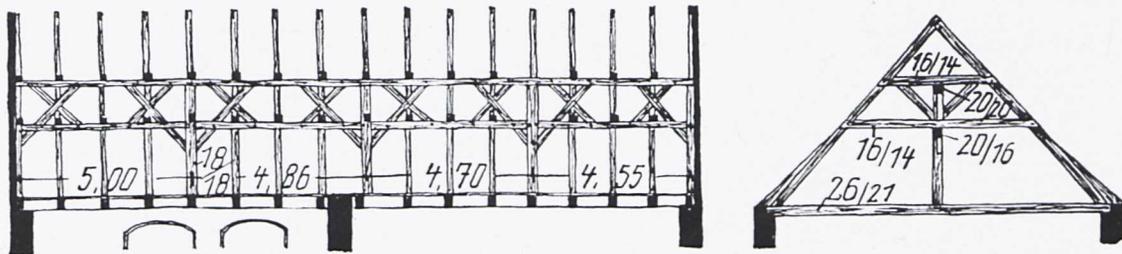


Abb. 154. Haus in der Junkernstraße in Frankfurt a. O.

Hälfte des 14. und aus dem 15. Jahrhundert genannt sei, sowie der Dachstuhl eines im Jahre 1682 erbauten Bürgerhauses in der Junkernstraße in Frankfurt an der Oder (Abb. 154), des Rathauses in Marienburg und des Ruchtores in Danzig sind beredte Zeugen der alles umspannenden Einheit der einstigen ostgermanischen Kultur.

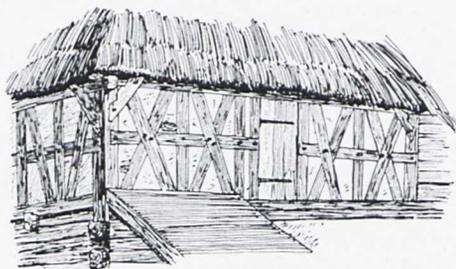


Abb. 155. Ermländisches Säulenschachwerk aus dem Oberland (linke Ecksäule abgesägt).

Umgebinderfachwerke in Ostpreußen

Was nun das Außenfachwerk anbelangt, so kommt für unseren Vergleich zunächst das ostpreußische Ermland in Betracht, und zwar das sogenannte Oberland bei Braunsberg und Frauenburg, wo heute noch, wenn auch durch spätere Zutaten vielfach verändert, verschiedene Fachwerkgebäude stehen, die genau nach den Konstruktionsgesetzen des Säulenbaues errichtet worden sind. Daß sich, wie die Abbildungen 155/156 zeigen, der Charakter des Umgebinder nicht so deutlich ausprägt, liegt hier ebenfalls daran, daß die Tragesäulen im unteren Teil abgeschnitten und später Block- oder Ziegelwände dem Oberfachwerk untergeschoben worden sind. Das Überraschendste sind aber die Fachwerksfiguren am Hause in Kleefeld (Abb. 156); sie stimmen mit den eingangs in Abbildung 1 Seite 13 gezeigten burgundischen Stabbildungen restlos überein. Ein Blick auf die Völkerkarten (Abb. 11/12, S. 27 u. 29) bestätigt in der Tat, daß der Landstrich am Frischen Haff, der ehemals die nordische Grenze des Venetertums bildete, später am östlichen Rande des burgundischen Reiches gelegen



Abb. 156. Ermländisches Bauernhaus in Kleefeld (Ostpr.).
Man vergleiche mit Abb. 1 Seite 13.

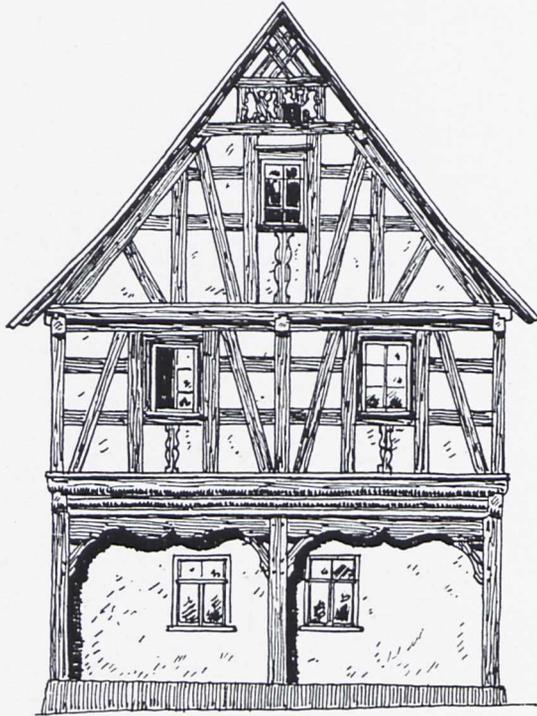


Abb. 157. Vom Bauernhof in Jonaswalde
(Geraer Gegend).



Abb. 158. Aus Rüdersdorf bei Gera.

hat. Bisher hat man allerdings angenommen, daß es sich um eine Bauweise handle, die im 12. Jahrhundert von schlesischen Ansiedlern, die der Frauenburger Bischof gerufen habe, dorthin verpflanzt worden sei. Aber selbst in diesem Falle würde ihr Vorhandensein nur von dem außergewöhnlichen Alter dieser Bauweise Zeugnis ablegen.

Umgebäude in Thüringen und im Vogtlande, im Erzgebirge und in Böhmen

Zeichnet sich im Ermland die bisher erkennbare Grenze des Umgebäudehauses nach Osten hin ab, so scheint sie im Westen im Vogtlande und in Thüringen gelegen zu haben. In Ruppertsgrün (Vogtland), in Rüdersdorf, Kraftsdorf, Jonaswalde und Niederndorf bei Gera sowie in Lehma (Sachsen-Altenburg) am nordwestlichen Rande und im Vorlande des Erzgebirges treten Umgebäude später Formgebung auf, die nur das Erdgeschoß umziehen und mit dem Oberfachwerk konstruktiv nicht anders zusammenhängen, als daß sie es unterstützen. Erst hier tritt die Verschmelzung mit dem „fränkischen“ Fachwerk ein, das Oberstoß und Giebel beherrscht (Abbildung 157). Recht eigenartig wirkt es, daß oft zwei Säulen zu einem Paar

vereinigt werden (Abb. 158), und daß man das Umgebäude wie aus alter Gewohnheit selbst um Steinmauern herumlegt. Ein derartiges Festhalten an vertrauten Formen ist nur möglich bei einer seit den ältesten Zeiten eingewurzelten Bauweise.

Auch am östlichen Nordrande des Erzgebirges sind Nachklänge des Säulenbaues nachzuweisen. In den Dörfern Kleinwaltersdorf, Luttendorf und

Erinnerungen an den Säulenbau im Erzgebirge

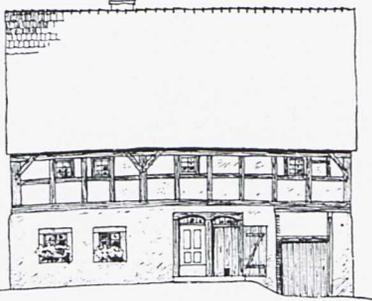


Abb. 159. Haus Nr. 98 in Klein-Waltersdorf bei Freiberg (Sa.).

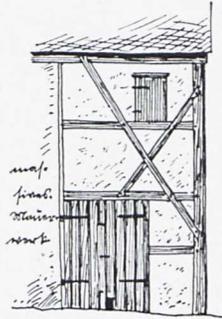


Abb. 160. Erhaltene Ecksäule mit Verschwertung vom Hause Nr. 12 in Tuttendorf bei Freiberg (Sa.).

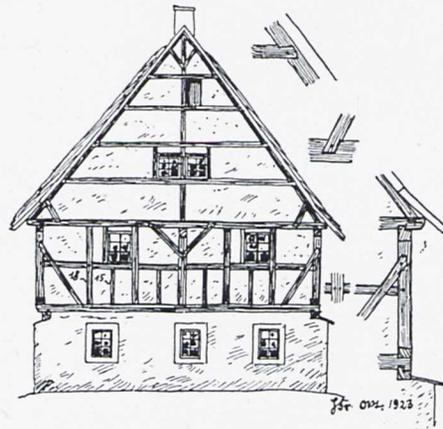
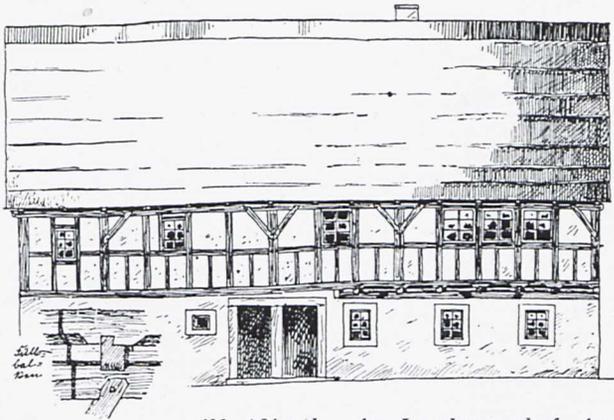


Abb. 161 a | b. Aus Langhennersdorf, Amtshauptmannschaft Freiberg (Sa.).
(Am ehemaligen Rahmenholz, dicht über den drei Fenstern, deuten die schwarz erscheinenden Anblattungsstellen von Kopfstreben auf die frühere Säulenstellung des Umgebundes hin.)

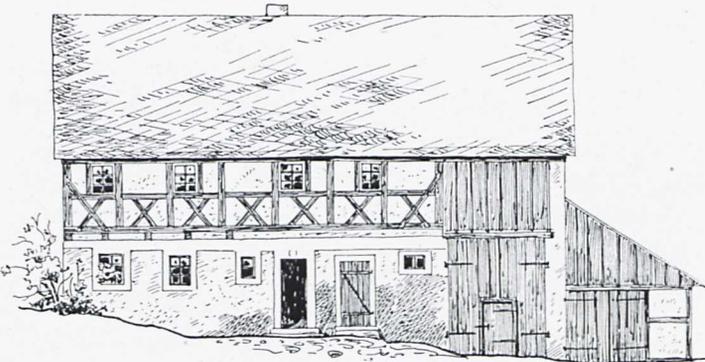


Abb. 162. Aus Tuttendorf bei Freiberg (Sa.).
(Anblattungen der Streben nur links am Giebel.)



Abb. 163. Aus Langhennersdorf bei Freiberg (Sa.).

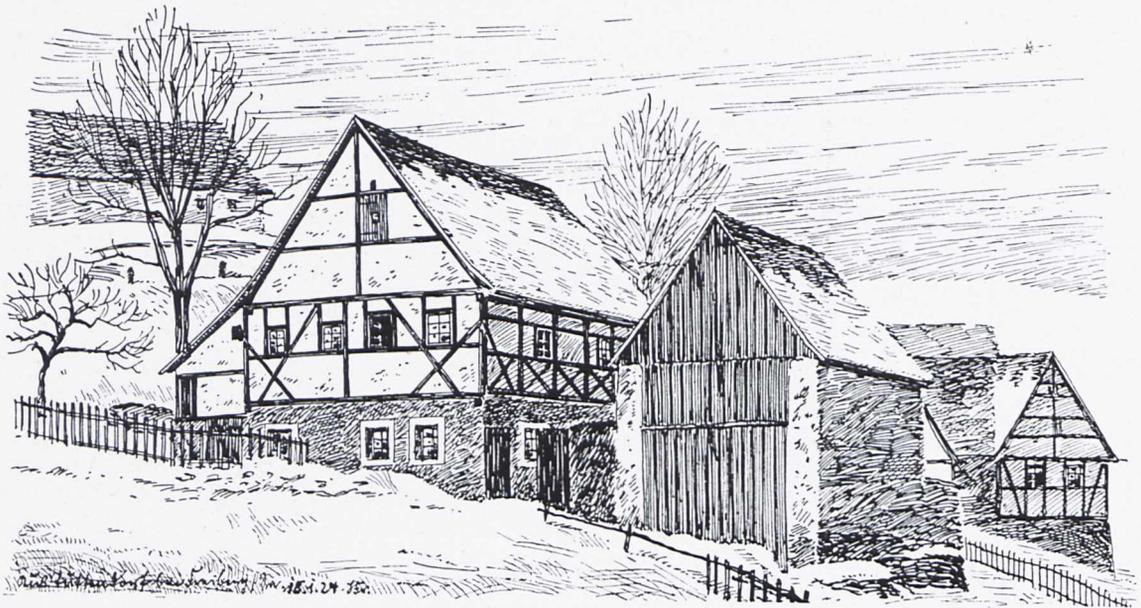


Abb. 164. Aus Tuttendorf bei Freiberg (Sa.).

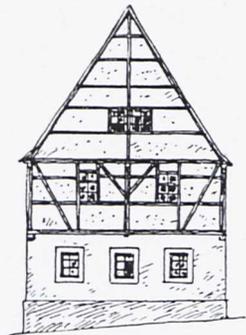
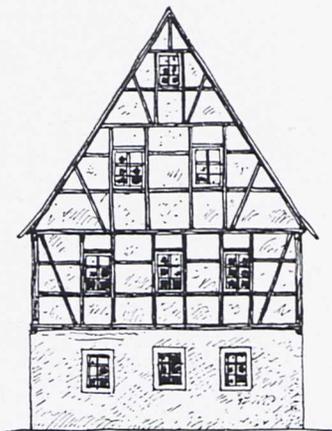
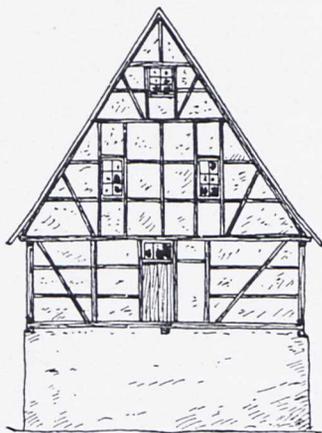


Abb. 165 a und b. Westdeutsch beeinflusste Giebel-dreiecke in Langhennersdorf bei Freiberg (Sa.).

Abb. 165 c. Ostdeutsches Giebel-dreieck in Langhennersdorf.

Langhennersdorf unweit der alten Bergstadt Freiberg in Sachsen sind spärlich verstreut einige Oberfachwerke zu finden, die unseren hochwertigen schlesischen Säulenschwächen rein äußerlich auffallend ähnlich sind (Abb. 159 bis 164). Sie liegen sämtlich auf gemauertem Erdgeschoß. Nur in einem Falle, in Tuttendorf Nr. 12 (Abb. 160), war noch die Ecksäule mit langer Strebenverschwärzung unversehr erhalten, und in Langhennersdorf (Abb. 161) ließen sich unter den hervortretenden Balkenköpfen der Geschosdecke wenigstens die Anblattungsstellen (in der Zeichnung schwarz) von Kopfbändern einer beseitigten Säulensstützung wie bei den Postelwitzer Häusern feststellen. Sonst aber entdeckt

man bei genauer Betrachtung dieser Fachwerke, daß die Andreas-kreuze ohne Anblattung und ohne Nagelung zwischen die Gefache gesetzt worden sind. Höchstens die Eckverstrebenungen sind an die Stiele mit Blättern angeschlossen (Abb. 162 links oben vom Hause in Tuttendorf). Schließlich verrät die Mittelsäule am Giebel, die zugleich Endfirstsäule des Dachgebindes ist (Abb. 161 und 163 aus Langhennersdorf und Abbildung 164 aus Tuttendorf), daß es sich hier um Nachklänge unseres Säulenbaues handeln muß. Denn bei allen späteren westdeutsch beeinflussten Dorfbauten, die in verschiedenen Dörfern die Nachzügler unserer Bauweise an Zahl erheblich übertreffen, sind die Giebelfachwerke, dem Aufbau ihres — oft liegenden — Dachstuhles entsprechend,

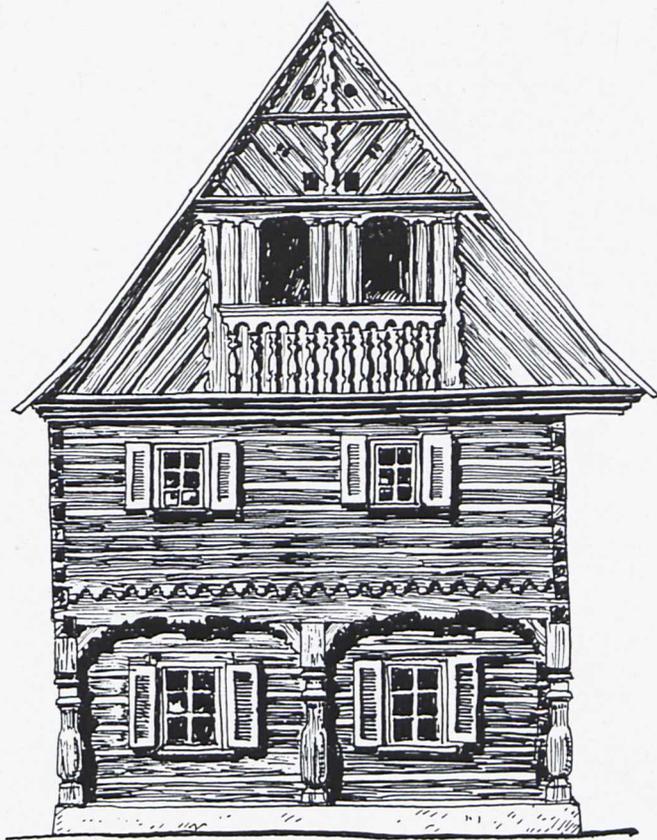


Abb. 166. Aus Chlum bei Dauba in Böhmen.

in ganz anderer Weise aufgeteilt (Abb. 165 a u. b). Somit kann es als feststehende Tatsache gelten, daß am gesamten Nordhange des Erzgebirges in frühester Zeit eine bauliche und kulturelle Einheit bestanden und daß sie mit der vandalisch-burgundischen Kultur zusammengehangen hat.

Aber auch südlich des Gebirgswalles, der links und rechts der Elbe Böhmen nach Norden zu abschließt, muß dies der Fall gewesen sein. Für das böhmische Mittelgebirge, das Elbtal und das Hügelland zwischen Dauba (Chlum), Hirschberg und Riemes (Heutor, Kummer) sind Umgebinderhäuser später Ausprägung mit reichem Schnitzwerk an Säulen und Bögen und mit Blockwänden im Oberstock charakteristisch. Noch heute werden im böhmischen Elbtale Laubenhäuser errichtet. Dagegen ist im östlichen Nordböhmen zwischen Jeschken-, Iser- und Riesengebirge fast nur das engsäulige langstrebige Umgebinderfachwerk des mittleren Meißnertales (vergleiche Abb. 123. S. 113) vertreten, so in Ober- und Niederwittig bei Kražau, in Raspenau, Haindorf, Ferdinandstal, Franzendorf, Reinowitz, Morchenstern usw.

Haus in Reichenberg (Böhmen) Windgasse II

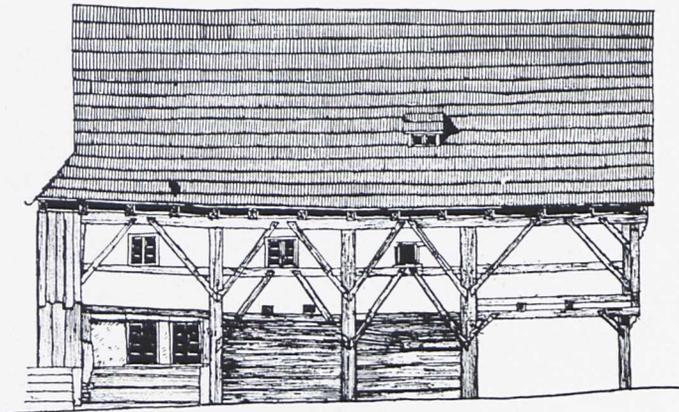


Abb. 167a. Ansicht von der Seitengasse.

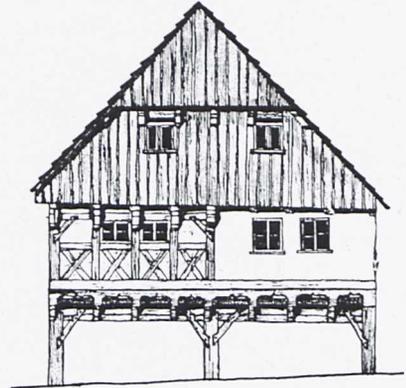


Abb. 167b. Ansicht in der Windgasse.

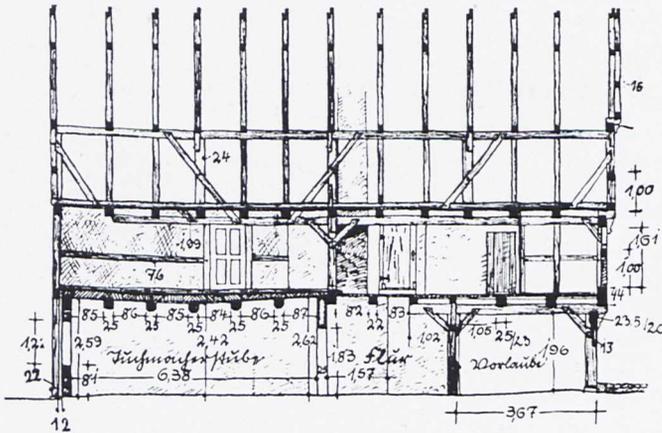


Abb. 167c. Längsschnitt.

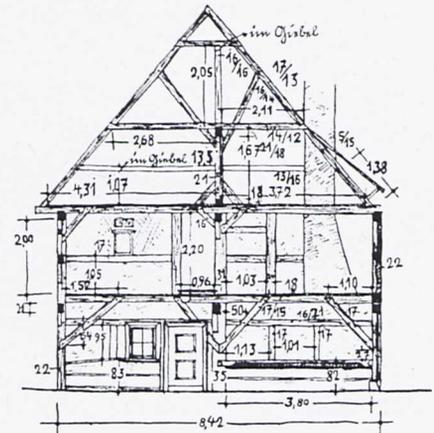


Abb. 167d. Querschnitt.

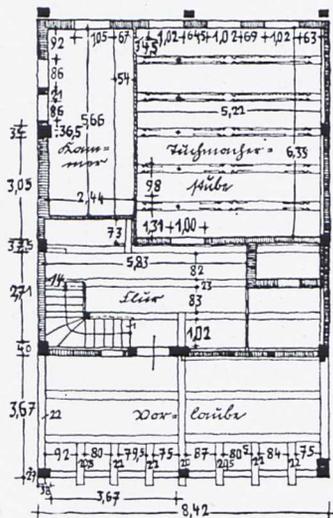


Abb. 167e. Erdgeschoß.

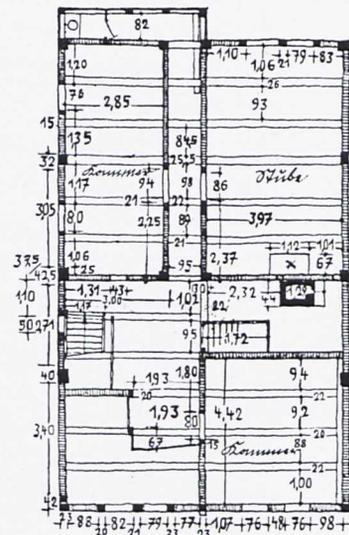


Abb. 167f. Obergeschoß.

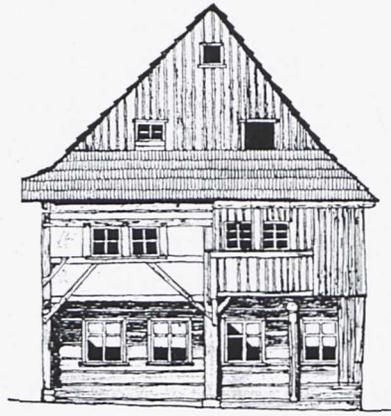


Abb. 167g. Gartenseite des Hauses in Reichenberg in Böhmen, Windgasse.

Städtische Vorlaubenhäuser

In diesem Zusammenhange muß noch ein Streiflicht auf die Vorlaubenhäuser geworfen werden, die in manchen schlesischen und nordböhmischen Grenzstädten wie Schömburg, Kreis Landeshut (Zwölf-Apostel-Häuser), Schönberg in der Lausitz (Ring), Mittelwalde in der Grafschaft Glatz (Grußlicher Straße) und Reichenberg in Böhmen (Windgasse) als Sehenswürdigkeiten gelten. Wie die drei Windgassenhäuser in Reichenberg beweisen, die nach Ausweis ihrer wenig sorgfältigen Bauweise und nach einer in den Gefachlehm eingedrückten Jahreszahl im Jahre 1670 errichtet worden sind (Abb. 167), gehören sie zum Typus des ostgermanischen Säulenbaues, sind jedoch als eine städtische Abart desselben anzusehen. Das Konstruktionsprinzip — Überleitung aller Lasten auf die Säulen — ist dasselbe geblieben; da jedoch die Häuser dicht aneinander rücken, tritt im Erdgeschoß an die Stelle der Blockwand hinter den Säulen eine Fachwerksausfüllung zwischen ihnen, womit die charakteristische Form des Umgebundes verschwindet. Dafür werden jedoch — wie bei dem ebenfalls eingebauten griechischen Megaron und der bronzezeitlichen Häuserreihe von Buch bei Berlin — Vorlauben unter dem Giebel gebildet. Es sind die Vorläufer der steinernen „Lauben“, die die Marktplätze und Ringe vieler ostdeutscher Städte umziehen. Es war deshalb abwegig, die Laubengänge als Übertragungen aus Italien hinzustellen. Die systematische Prüfung des Säulenbaues läßt keinen Zweifel daran, daß wir es mit einem alten ostindogermanischen Kulturgute zu tun haben. Wohl könnte man aber darauf hinweisen, daß die Vorliebe für Bogenstellungen und Laubengänge im deutschen Osten, in Tirol und in Oberitalien auf ein gemeinsames Erbgut hindeutet, auf die lange nachwirkende Hinterlassenschaft der alten Veneterkultur.

Ländliche Vorlaubenhäuser

Während bei den städtischen Bauten die Vorlaube hier und da noch Bestandteil der das ganze Haus umziehenden Tragesäulenstellung ist, sind bei den ländlichen Vorlaubenhäusern derartige Zusammenhänge kaum mehr festzustellen. Dies gilt von den prächtigen Gutshäusern im Weichsel-Nogat-Delta ebenso wie von den bescheidenen Fischerhütten in Gilge in Ostpreußen, den Bauernhäusern in der Tucheler Heide (Koslinke), im Neke- und Warthegebiet (Fitzlehne), in der Mark (Jugendherberge „Das Löwingshus“ in Lüdersdorf, Kreis Angermünde) und schließlich im Niederlausitzer Spreewalde (Dlugi, Burg, Leipe).

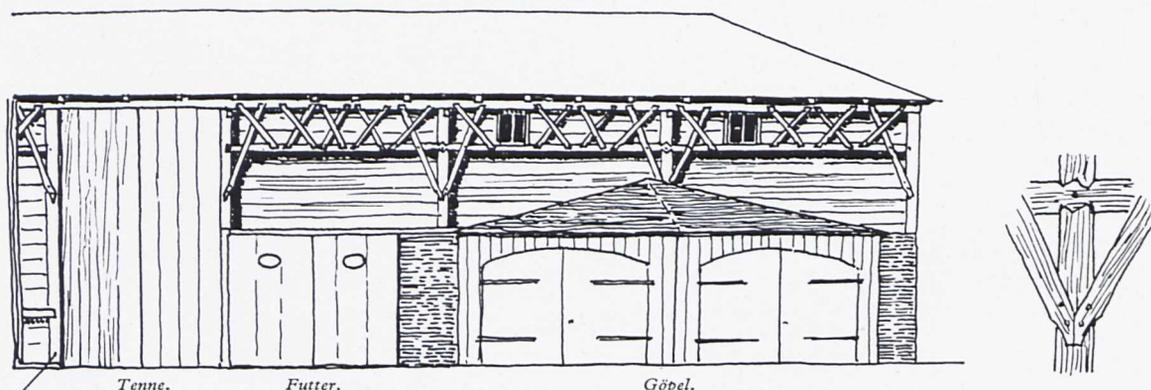
Da die obengenannten städtischen Vorlaubenhäuser alle im Kerngebiet des Säulenbaues, und zwar an seinem südlichen Rande, liegen, die dem Umgebungscharakter schon entfremdeten dörflichen Gebäude dagegen an der nördlichen Randzone des Ausstrahlungsgebietes, so wird der Schluß berechtigt sein, daß Umgebende und Gitterträger nach Süden festere und weitere Beziehungen gehabt haben müssen.

2. Kapitel

Süden und Südosten

Gitterfachwerke in Bayern

Tatsächlich sind auch solche vorhanden. Folgen wir dem Zuge der Markomannen aus Böhmen in das heutige Bayern, so überraschen uns auf dem Marsche über die Donau am Inn entlang im Bauernhof zum Stalleder bei Reuth, Bezirk Simbach in Niederbayern (Abb. 168), sowohl beim Kuhstall wie beim Stadel regelrechte hängende Gitterfachwerke zwischen Säulen, die ohne Schwelle auf gemauertem Sockel stehen. Eine der Säulen (links auf dem Bilde) reicht noch bis



Noch erhaltene Säule.

Abb. 168. Stadel des Bauernhofes zu Stalleder bei Reuth, Bez. Simbach, Niederbayern.

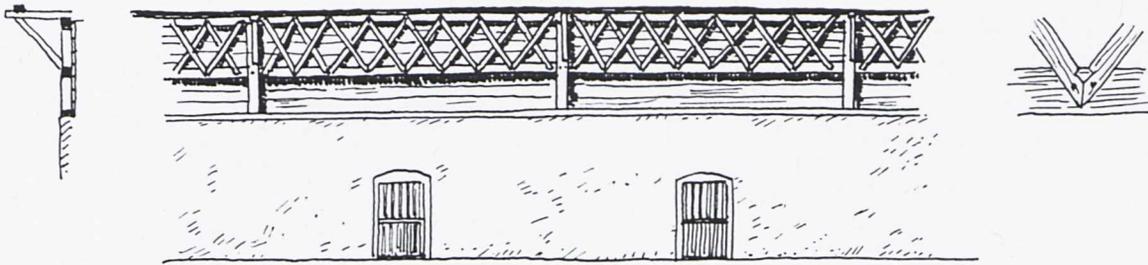


Abb. 169. Stall des Bauernhofes zum Oberzauner bei Egstetten (Niederbayern).

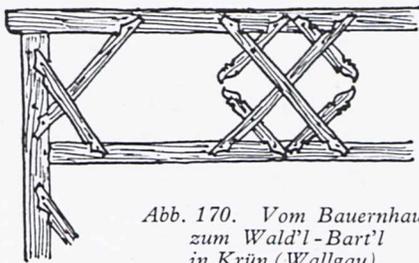


Abb. 170. Vom Bauernhaus zum Waldl-Bartl in Krün (Wallgau).

auf den Gebäudesockel herunter. Dieselben Gitterwerke stützen das Stalldach des Bauernhofes zum Oberzauner bei Egstetten, Bezirk Simbach (Abb. 169). In beiden Fällen haben die Säulengitter die Aufgabe, die Last des Dachstuhles abzufangen, während die aus Brettern und Bohlen bestehenden Wandabschlüsse unbelastet bleiben. Ein bezeichnendes Merkmal ostindogermanischen Hauses ist also auch hier anzutreffen. Seine kon-

struktive Eigenart ist sogar im Allgäu nachzuweisen. Am Bauernhaus zum Waldl Bartl in Krün bei Wallgau ist zwischen Säulen ein Parallelträger (Abb. 170) ganz besonderer Art ausgebildet worden, wonach man sich vorstellen kann, daß die Abwandlungen, die unsere Gebinde zulassen, unerschöpflich sind. Selbst der Grundriß dieses Hauses, die scharfe Trennung in Wohn-, Flur- und Stallteil, ist mit dem dreiteiligen nordisch-ostdeutschen Grundriß nahe verwandt. Ähnlichen Grundrissen begegnet man häufig im dortigen Gebirge.

Fachwerkgebände in Tirol, Kärnten, Steiermark

Indem wir somit in die Alpentäler vorrücken, nähern wir uns einem indogermanischen Siedlungsgebiete, dessen Bewohner ihre ureingeseffene Kultur bis heute liebevoll gepflegt haben, ohne sich durch Völkerzüge aller Art, die im Laufe der Jahrhunderte die Durchgangsstraßen von Nord nach Süd und von Westen nach Osten belebt haben, allzusehr stören zu lassen. Es ist das ganze Ostalpengebiet, Vorarlberg, Tirol, Kärnten, Steiermark und hiervon insbesondere das Ober- und Ostalpengebiet sowie das Tal der Drau und der Mur mit ihren Nebentälern. Wie unauslöschliche Runen bezeichnen der Bintschgau (Val Venosta) von Mals bis Meran, die Ortschaft „Windisch-Matrei“ und die über ihr thronenden Gipfel des großen und kleinen „Benedigers“ die Sitze des ältesten Volkstums,

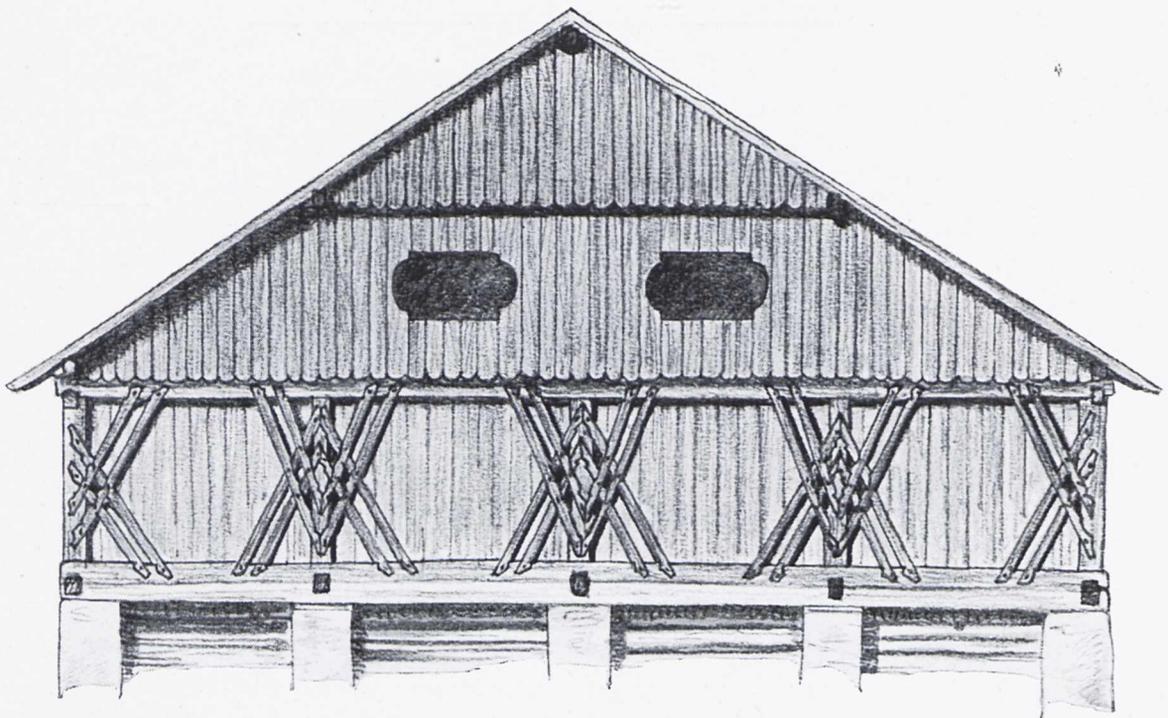


Abb. 171. Aus dem Mölltal in Kärnten.

der indogermanischen Veneter oder Wenden; ebenso eindeutig haben die „windische Mark“ zwischen Gurk, Kulpa und Save, die „Windisch Büheln“ nordöstlich von Marburg zwischen Drau und Mur, das alte steirische Dynastengeschlecht der Fürsten von Windisch-Grätz, und schließlich die Städte Venedig, Wien und Vineta die Erinnerung an die Gründer der ältesten mitteleuropäischen Kultur bewahrt.

Die in den Abb. 171/172 wiedergegebenen offenen Gebinde aus Tirol und Kärnten stehen unseren ostdeutschen Gitterträgern rassisch näher als die alemannischen Holzbauwerke Württembergs und der Schweiz. Die flachere Neigung des Daches hat die Form des Hauses insofern beeinflusst, als dieses breiter angelegt werden mußte, um den großen Dachboden zu erhalten, der für den landwirtschaftlichen Betrieb unentbehrlich war. Auch hat derselbe Grund oft dazu geführt, die unzureichende Höhe des Dachraumes durch ein Halbgeschoß, den Kniestock, aufzubessern. Dieser wird aber niemals massiv, sondern stets in gitterartig verschränktem Bindwerk ausgeführt und nur auf der Innenseite mit Brettern verschalt, so daß die Stabfiguren, „wilde Männer“ und Streben, vor der raumschließenden Fläche stehen und dadurch besonders eindringlich wirken. Die Kniestockumgebände sind für diese Bauten im Binschgau und Pustertal, in Kärnten und Steiermark ebenso bezeichnend wie für einen großen Teil der ältesten Holzbauwerke Schlesiens.

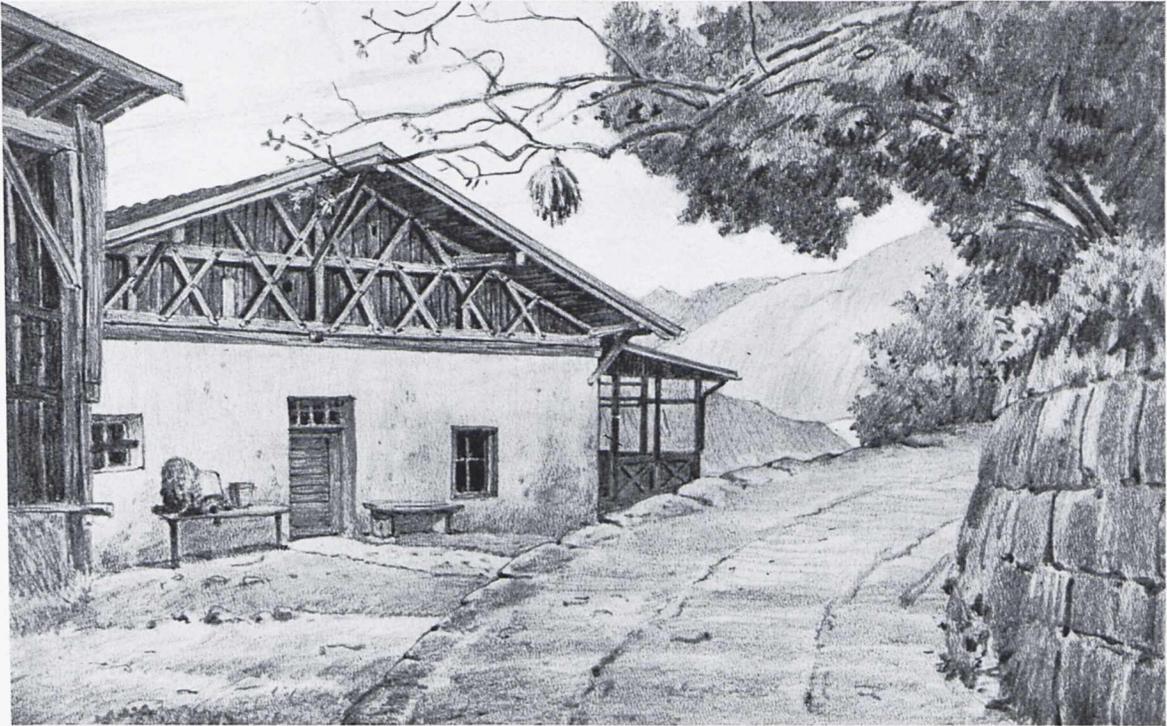


Abb. 172. Bauernhaus bei Meran am Nordhang des Naiftales.

Ostindogermanische Baugewohnheiten sind aber nicht nur in den Ostalpen, auf dem Wege zur Adria, sondern auch im Zuge der anderen großen, nord-südlichen Wanderwege, am West- und Oststrande der Karpathen anzutreffen. Das Bauernhaus im Nösnergau in Siebenbürgen (Mittelpunkt Bistritz, im Mittelalter Nöfen genannt), in der Bukowina und am Sereth in der Dobrudscha (siehe Abb. 173/174) verwendet das Umgebände in reinster Ausprägung; nur rückt die das ganze Haus umziehende Säulenstellung so weit von den Wänden ab, daß ein gedeckter Umgang entsteht, der gelegentlich durch eine Brüstung zwischen den Säulen abgeschlossen wird. Zweifellos haben die dortigen klimatischen

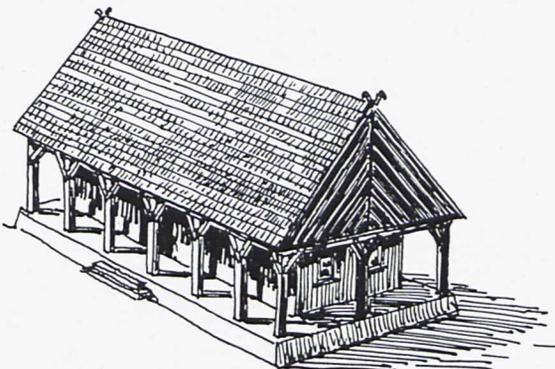


Abb. 173. Aus dem Nösnergau (Siebenbürgen).

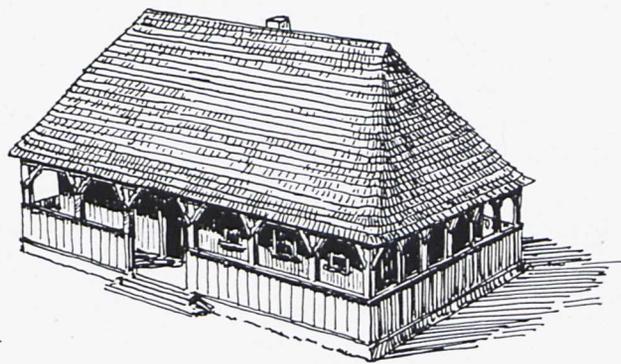


Abb. 174. Aus der Bukowina.

Verhältnisse das ostgermanische Umgebendehaus entsprechend abgewandelt. Der breite Umgang soll Schnee und Sonne von den eigentlichen Hauswänden noch weiter fernhalten als das sudetenländische Umgebende. Diese Form des Säulenhauses führt uns nahe an die Pforten Thraziens, Kleinasiens und Griechenlands.

3. Kapitel

Griechenland

Daß Beziehungen nach Griechenland führen müssen, ist von anderer Seite verschiedentlich angedeutet worden. Sobald man erkannt hatte, daß die hellenische Kultur die Entfaltung eines Geistes gewesen ist, dessen Wurzeln und Vorstadien in nördlicheren Gefilden zu suchen sind, begann auch das Rätselraten über die Herkunft des griechischen Megarons und des dorischen Tempels. Über die Herkunft des Megarons (vergl. Abb. 2/3 S. 14) und seine Allgemeinbedeutung in der ganzen indogermanischen Kulturwelt herrscht bereits Klarheit. Das bronzezeitliche Dorf in Buch bei Berlin¹⁾, dessen Ausgrabung wir dem verdienstvollen Vorgeschichtsforscher der Mark, Dr. Kiehebusch, verdanken, und das der indogermanischen Lausitzer Kultur angehört, hat den Beweis dafür erbracht. Die Grundrisse der dortigen Reihenhäuser sind denen des Megarons von Troja, Mykene und Olympia sehr ähnlich. Als man jedoch versuchte, den griechischen Tempel aus dem Megaron abzuleiten, zeigte sich die Unmöglichkeit, auf diesem Wege zu einem befriedigenden Ergebnis zu gelangen. Dasselbe Schicksal teilten alle Bemühungen, das griechische Tempelschema auf den norwegischen Stabbau oder auf den Pfahlbau als Urform zurückzuführen. Trotz aller Deutungsversuche mußte man bei der altbekannten, urkundlich belegten Tatsache stehenbleiben, daß die ältesten Tempel aus Holz errichtet und gelegentlich wohl mit Terrakottaplatten bekleidet waren. Wie man sich aber den steinernen Tempel in holzgemäße Formen und Gebinde übersetzt denken sollte, darüber fehlten alle Anhaltspunkte. Infolgedessen wucherten phantastische Vorstellungen vom Aussehen des ältesten Holztempels empor, die jede Kenntnis vom Wesen des Holzbaues vermissen ließen.

Auf eine Rekonstruktion in allen Einzelheiten kommt es jedoch nicht so sehr an. Zur Zeit ist es jedenfalls wenig aussichtsreich, nach den letzten Verbindungsgliedern zwischen Stein- und Holzbau zu suchen und diese nach bloßen Vermutungen zeichnerisch darzustellen. Es gilt vielmehr zu erkennen, wo der gemeinsame Wesensgehalt beider Bauarten liegt, und welche Gliederungen des alten Holzbaues auf die Neubildungen in Stein einen entscheidenden Einfluß ausgeübt haben.

¹⁾ Siehe „Die Ausgrabung des bronzezeitlichen Dorfes Buch bei Berlin“ von Dr. A. Kiehebusch. Verlag: Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) Berlin.

Daß man sich für diesen Vergleich nicht das Wohnhaus primitivster Art und nicht das eingebaute Reihnhaus, das Megaron, aussuchen darf, ist selbstverständlich. Ebenso wenig geht es an, nach Ähnlichkeiten in Kulturkreisen zu suchen, die mit den südostindogermanischen nichts zu tun haben; es hat von jeher zu Trugschlüssen geführt, wenn man die griechische Kultur aus denselben Wurzeln wie die römische herleitet, die als westliche Kultur ihrem ganzen Wesen nach als Widerpart der östlichen zu gelten hat. Das Griechentum gehört rassisch und seinem inneren Wesen nach zum östlichen Kulturkreise.

Es kommen deshalb für unseren Vergleich nur Bauten höherer Ordnung in Betracht, die im ostindogermanischen Siedlungslande bodenständig sind und in ihrem Aufbau klar und deutlich alle Merkmale aufweisen, die auch am griechischen Tempel wiederkehren. Es sind die Umgebinder oder Säulenhäuser der Sudetengau und ihr eigenartigster Typus, die Gerichtshalle mit dem unausgefüllt gebliebenen Gitterfachwerk; als Bindeglieder zu südlicherer Ausdrucksform sind dann noch die reichverstreuten Kniestöcke der Ostalpen und die Umgänge der Karpathenhäuser hinzuzuziehen.

Der griechische Tempel ist seinem Wesen nach ein Umgebinderbau. Um die festgeschlossene Wand der rechteckigen Cella herum sind die Säulen gestellt. Sie tragen ein hohes, dreischichtiges Steingebälk, auf dem auch die Dachsparren und die Deckenbalken des Umganges ruhen. Die Dachneigung ist gering wie bei den dörflichen Hochgebirgshäusern; hieraus geht hervor, daß es sich um einen Gebirgsbau südöstlicher Prägung handelt.

Für die Wirkung entscheidend ist der Säulenumlauf und der Kniestock. Dieser Kniestock ist der für die Beziehung zum Holzbau wichtigste Bauteil. Er wurde bisher immer als Gebälk bezeichnet, das aus Architrav, Triglyphenfries mit zwischengeschalteten Metopenplatten und Kranzgesims („Geison“) besteht. Die bisherigen Vermutungen über den ursprünglichen Sinn seiner Zusammensetzung befriedigen noch nicht. Die Triglyphen sollten an die Stelle der Stirnbretter getreten sein, die man vor die Köpfe der Deckenbalken zum Schutze gegen Fäulnis genagelt hätte. Diese Deckenbalken hätten auf dem Längsbalken (Architrav) über den Säulen geruht. Dann müßten jedoch — angesichts der beträchtlichen Abmessungen der Triglyphen — die Deckenbalken eine Querschnittshöhe erreicht haben, die alles übersteigt, was selbst aus den stärksten Hölzern herauszuholen ist. Es erscheint undenkbar, daß etwa beim Heraion in Olympia, das zuerst aus Holz bestand und dann später in Stein umgebaut wurde, eine derartige Ausführung nachgewiesen worden sei. Lastete doch gerade bei den ältesten Tempeln, wie dem Ceresempel in Pastum, ein erheblich höheres „Gebälk“ auf den Säulen als in späterer Zeit; und es sind gerade die Triglyphen, deren große Höhe die architektonische Wirkung dieser alten „Gebälke“ entscheidend bestimmt hat. Außerdem zeigen die Querschnitte der endgültig ausgebildeten klassisch-dorischen Tempel nirgends eine Balkenlage, die sich auf den Architravbalken legte. Die Balken der Kassettendecke liegen stets über dem Triglyphenfries.

Hätten die Triglyphen die Balkenköpfe bezeichnet, dann würde diese Auf-
lagerung den Gepflogenheiten des Holzbaues widersprochen haben. Deckenbalken
unter der Traufe hat man aus technischen Gründen stets vor die Außenfläche des
unterstützenden Rahmenholzes überstehen lassen, was hier nicht der Fall ist.

Die Triglyphen sind auch keine „Dreischlize“. Sie haben vielmehr zwei
Abfasungen an den Ecken und zwei Einkerbungen in der Fläche. Man muß das
Wort mit „Dreistäbe“ übersetzen, nicht nur weil die beiden mittleren Einkerbungen
drei dicht nebeneinander stehende Stäbe zur Erscheinung bringen, sondern weil
dieses Bauglied, als Ganzes genommen, ein dreigliedriger Stab ist. Selbst im
Steinbau ist es keine Platte, sondern ein tief einbindendes, hochkant stehendes
Werkstück. In seitlichen Nischen desselben sind die dünnen Metopenplatten, wie die
Ausfachung eines Holzfachwerkes, eingelassen. Nirgends ist dies deutlicher wahr-
zunehmen als an der Südseite der Ruine des Parthenon auf der Akropolis bei
Athen. Dort sind die Metopen verschwunden, und die Werkstücke mit den Tri-
glyphen ragen über den Architrav wie eine Reihe selbständiger Stäbe in den
Himmel, als ob sie recht eindringlich das Geheimnis ihrer Herkunft verkünden
wollten.

Auch beim Vorläufer des Steintempels muß die Dreigliederung des „Gebälks“
als konstruktiv und formenmäßige Einheit vorhanden, müssen die senkrechten
Stäbe des Frieses beherrschend gewesen sein. Diese Charakteristik trifft nur auf
die kniestockartigen Gitter zwischen den Säulen unserer schlesischen Gerichtshallen
zu und auf die indogermanischen Kniestockfachwerke in den Ostalpen. Diese wären
demnach als die Vorläufer oder Urformen des dorischen Gebälks anzusprechen.
Dem Spannriegel, dem unteren Riegel des Gitters, entspräche der Architrav oder
das Epistyl, dem balkentragenden Rahmenholz das Kranzgesims, den versteifen-
den Gitterstäben die Triglyphen, und schließlich der Belegung der hinter das
Gitter genagelten Verbrettung der plastische Schmuck der dünnen Metopenplatten.
Daß bei Ausführung in Stein die Säulen enger aneinander rücken mußten, war
selbstverständlich, weil die auf ihnen ruhenden Steinbalken ihrer Natur gemäß
nur auf eine erheblich geringere Länge freitragen können, als es bei Holzbalken
möglich ist. Das reichverstrebt alpenländische Giebelfachwerk und seine mannig-
fach belebte rückwärtige Verbrettung erscheint wie eine lineare Vorzeichnung zum
plastisch voll ausgebildeten Figurenschmuck des griechischen Tempelgiebels¹⁾.

Mag man diesem technischen Vergleiche voll zustimmen oder nicht, so wird
doch eine Tatsache allseitig anerkannt werden müssen: der griechische Tempel
und der indogermanische Holzbau des Ostens unterliegen ein und
denselben rassistischen Bildungsgesetzen. In beiden ist der harmonische
Ausgleich aller Dimensionen, Breite, Tiefe und Höhe, vollzogen. Beiden gemein-

¹⁾ Dem jonischen Tempel fehlt der Triglyphenfries; das Gebälk muß sich in der urzeitlichen Holzform
aus zwei verdübelten starken Balken zusammengesetzt haben.

sam ist die Lagerhaftigkeit des Gesamtbaues, das Vorherrschen, der herbe Ernst und die unerbittliche Strenge der immer gleichbleibenden konstruktiven Formen, aber auch ihre gelegentliche Milderung durch Zutaten an konstruktiv unwesentlichen Stellen. Säule und Wand bleiben in beiden Fällen ihrer Bestimmung getreu: die Säule hat zu stützen, die Wand Räume abzuschließen. Die Säule steht frei vor der Wand; diese selbst liegt im Schatten des übertragenden Gehältes.

Letzten Endes offenbart sich aber in beiden Formungen, in Holz und Stein, eine in sich selbst ruhende, erdverbundene Seele, die sich geheimnisvoll aus den Tiefen des Volkstums erhebt. In beiden Gestaltungen wohnt die Kraft, die auf ruhenden Lasten in ihrer ganzen Schwere zu ertragen und zu meistern, Druck und Gegendruck wahrheitsgemäß zur Darstellung zu bringen.

Nichts aber zeigt deutlicher die Verbundenheit dieser östlichen Kulturen miteinander als der Gegensatz zu den Bildungsgesetzen des westlichen Geistes, die sich in der französischen Gotik am meisten ausprägten. Sie drängte dahin, die Schwerkraftgesetze für das Auge aufzuheben, die Massen aufzulösen, die Höhenabmessungen einseitig zu steigern, den Triumph der Einzelleistung zu verkünden, statt eines Ausgleichs der Verhältnisse von Innen- und Außenbau mit einer Fülle von Abwechselungen und Maßstäben zu reizen und das Gemüt zu erregen. Säule und Pfeiler erscheinen bei diesem Vergleiche als Erkennungszeichen zweier verschiedener Welten: auf der einen Seite die aus gewachsenem Holze natürlich entwickelte Säule, später auf Stein übertragen, auf der anderen Seite der Pfeiler als Ergebnis einer künstlich aufgelösten Wand.

So sind uns die Säulenhäuser der Sudeten mehr als die letzten bodenständigen Bauten Schlesiens; sie gehören zu den wichtigsten Zeugen einer weitumspannenden Kultur, die einst den Osten beherrschte.

4. Kapitel

Das neue Kulturbild vom Ostgermanentum

Die systematisch durchgeführten bautechnischen Untersuchungen haben nicht nur bestätigt, was die Wissenschaft des Spatens an neuen Erkenntnissen vermittelt hatte, sie haben diese Erkenntnisse noch erweitert und in das helle Licht des Tages gerückt. Die Zeiten tastender Wiederherstellungsversuche sind vorbei. Zum Grundriß hat sich der Aufriß gesellt. Jedermann kann sich jetzt von den Hauptzügen des ostgermanischen Hauses eine deutliche Vorstellung machen.

Darüber hinaus sind aber Vorgeschichte und technische Hausbauforschung die Verkünder einer neuen Lehre. Wo man bisher nur eine Kolonialkultur vermutet hatte, tritt uns eine bodenständige Kultur entgegen, weit zurückreichend in die Vandalenzeit, zugleich ein Vermächtnis der indogermanischen Welt. Der gewaltige Kulturrückschlag in der sogenannten Slawenzeit hat das allmähliche Absterben der ostgermanischen Holzbaukunst eingeleitet. Auch die deutsche Kolonialbewegung im 12. und 13. Jahrhundert konnte sich die technischen Errungenschaften und Formgesetze des Ostens, die den westdeutschen Einwanderern vielfach wesenfremd erscheinen mußten, naturgemäß nicht ganz zu eigen machen; sie hat vielmehr die Einheitlichkeit der alten Kultur zweifellos durchbrochen. Denn es wurden neue Vorstellungen in ein Gebiet hineingetragen, dessen eigenartige Kultur auf dem Gegensatz zu diesen Vorstellungen beruht hatte. Nur in der ostdeutschen Gotik lebt ein Zweig der alten Zimmermannskunst vorübergehend wieder auf: viele Dachverbände gotischer Stein- und Holzkirchen, Rathäuser und Stadttore sind nach den Gesetzen des Säulenbaues errichtet worden, höchstwahrscheinlich von Angehörigen des Restbestandes der altgermanisch-indogermanischen Bevölkerung, die ununterbrochen im Lande verblieben war. Heute aber sind Zeugen der ältesten Baukunst des Ostens im Flachlande kaum mehr anzutreffen. Dort bietet sich im ländlichen Bauwesen schon seit langem das Bild kultureller Erstarrung, zielloser Gleichgültigkeit und Willkür. Im Gebirgslande dagegen und in der Vor- gebirgslandschaft steht es besser; beide haben die letzten Bestandteile der alten bodenständigen Bevölkerung in sich aufgenommen und schützend den Mantel des Geheimnisses um sie gebreitet. Abseits der großen Durchgangsstraße des Völkerverkehrs ist es ihnen möglich gewesen, ungestört noch jahrhundertlang ihr Eigenleben zu wahren, bis endlich die liberalistische Welle des 19. Jahrhunderts auch Berge und Täler erreichte und den Lebensnerv der alten Kultur langsam abzutöten begann. Das wenige, was uns noch erhalten geblieben ist, bedeutet aber immer noch ein wertvolles Vätererbe, das wiedererworben werden muß. Wer ernstlich daran gehen will, aus dem ungeordneten Kulturzustande der Gegenwart wieder eine lebendige bodenständige Gesittung und Gesinnung aufzubauen, der muß das Heldenzeitalter des Ostgermanentums unablässig vor Augen haben. Wenn man unseren schwer ringenden Grenzländern wieder das Bewußtsein des eigenen Wertes geben will, dann ist es notwendig, mit allen Mitteln den Anschluß an die einstige Selbständigkeit und Größe herbeizuführen.

Die Natur des Ostens selbst erleichtert diese Aufgabe. In seiner seelischen Haltung, die sich auch in unseren Säulenbauten widerspiegelt, liegt eine kulturschöpferische Kraft verborgen, die heute nützlicher ist als die Schärfe des westlichen Geistes. Wo es gilt, das deutsche Volk aus der Verstädterung zu befreien und wieder auf das Land hinauszuführen, wo es gilt, auch die ländlichen Gemeinwesen wieder zu Kulturträgern zu machen, wie sie es vor langer Zeit gewesen waren, da

bietet die Ruhelage des Ostens die beste Gewähr für das Gelingen einer solchen Umstellung. Wie seine bauliche Hinterlassenschaft durch Jahrhunderte hindurch unverändert dasselbe Antlitz zeigen konnte, so wird es auch für den kommenden Gesundungsprozeß der deutschen Kultur von größter Bedeutung sein, daß er im Osten artgemäß und organisch vor sich gehen kann. Er wird hier durch Überspannungen des Tempos und durch ständigen Wechsel des Ausdrucks nicht gestört.

Möge sich deshalb der deutsche Osten auf seine eigene Mission besinnen.



Wiederbelebung bodenständiger Bauweise

I. Kapitel

Das Bodenständige

Die Zukunftsaufgaben

Was soll nun in Zukunft geschehen? Wenn die Zerstörung so ungehemmt weitergeht wie bisher, dann werden wir bald nicht mehr wissen, wie bodenständige Bauten in den Sudetenländern ausgesehen und in der Umgebung gewirkt haben. Aus Mangel an Beweisstücken wird das Märchen von der Unselbständigkeit der ostdeutschen Kultur noch mehr Gläubige finden und dazu beitragen, der eingesehnen Bevölkerung den Glauben an sich selbst stark zu beeinträchtigen. Wer mit Stolz auf die Leistungen der Vorfahren weise sein kann, steht auch den Zukunftsaufgaben entschlossener gegenüber; im Grenzlande bedarf vor allem die heranwachsende Jugend der sichtbaren Anhaltspunkte für die Vertiefung der Heimatliebe. Es wäre deshalb unverzeihlich, in den Grenzgebieten die Reste ältesten Bauwesens weiterem Verfall und Abbruch preiszugeben. Haben doch in der heutigen Zeit die ländlichen Denkmäler der Baukunst eine viel größere Bedeutung gewonnen als die Prachtbauten der städtischen Kultur.

Über lediglich den alten Bestand zu konservieren, würde Stillstand bedeuten. Wenn das Volkstum wieder aufgebaut werden soll, kann nicht darauf verzichtet werden, auch das Bauwesen von Grund auf zu reformieren. Es bedarf keines Beweises, daß zuerst auf dem Lande damit begonnen werden muß, wenn die Weiterentwicklung organisch vor sich gehen soll. Es wäre verfehlt, weiter zu dulden, daß städtische Bauepflogenheiten auf das Land übertragen werden und seine Eigenart untergraben. Nur auf dem umgekehrten Wege ist es möglich, die Gesundung einzuleiten, die unser erstarrtes Bauwesen wieder mit frischem Leben erfüllen kann. Die deutsche Baukunst hätte ihre frühere achtunggebietende Höhe nicht erreicht, wenn nicht im ländlichen Bauwesen die Vorbedingungen für diesen Aufstieg geschaffen worden wären. Wir haben ja auch an unseren Sudetenbauten gelernt, welcher weitreichenden Einfluß die scharfsinnige Denkarbeit der alten Zimmermeister selbst auf die hohe Baukunst ausgeübt hatte; grundlegende Vorstellungen und Begriffe

wurden auf dem ländlichen Zimmerplazze geprägt, die sich später auch in der Steinhaukunst bewähren sollten.

Es liegt also kein Grund vor, diesen Weg, der zu solchen Erfolgen geführt hat, nicht abermals zu beschreiten. Weite Kreise sind sich aber nicht darüber klar, welche umfassende Bedeutung ein bodenständiges Bauwesen für unsere gesamte Kultur und für die Hochzucht der Rasse besitzt; selbst über den Begriff des Bodenständigen herrschen vielfach irrige, meist aber oberflächliche Ansichten. Die einen schwelgen in romantischen Vorstellungen, die anderen sind geneigt, schon eine ländlich anmutende äußere Form für bodenständig zu halten. Und schließlich sind noch viele der Auffassung, daß eine Wiederbelebung bodenständiger Bauweisen ein hoffnungsloses Beginnen sei und in unsere Zeit der Maschine und künstlichen Baustoffe nicht mehr hineinpasse.

Die Vertreter dieser Anschauung sollten sich zunächst einmal darüber äußern, wie sie sich die Weiterentwicklung und die Zukunft des deutschen Bauwesens eigentlich vorstellen. Wenn sie darüber nachdenken, werden sie wohl bald erkennen, daß man auf den Grundlagen, die uns das 19. Jahrhundert beschert hat, und auf denen wir noch heute stehen, nicht weiterbauen kann. Denn sie sind vollkommen brüchig geworden. Wie sollte auch die planmäßige Zerstörung organischer Lebensgesetze, die immer radikalere Abkehr von wertvollem Erbgute, nicht zuletzt aber die rein kapitalistische Wirtschafts- und Rohstoffpolitik anderes als Auflösung zur Folge gehabt haben? Wohin wir blicken, überall ist die Willkür am Werke gewesen. Mag es sich um Einzelbauten oder um Siedelungen handeln, die Willkür in der Wahl der Baustoffe und Bauweisen, die Willkür in der Gestalt von Extremen, wie übersteigertem Individualismus und Schematismus, und schließlich die Willkür bei der Umkehrung aller organischen Aufbaugesetze durch die Verkünder der neuen „Sachlichkeit“ hat das gesamte Bauwesen an einen Abgrund getrieben, der ein Weiterstreiten unmöglich macht. Wohin soll der Weg gehen, wenn

1. das Durcheinander im Baustoffwesen nicht geordnet wird, wenn Haupt- und Hilfsbaustoffe verwechselt und die Naturbaustoffe in den Hintergrund gedrängt werden?
2. jeder sein Haus nach seinem eigenen Geschmacke baut und es vom Nachbarn so auffällig wie möglich unterschieden haben will?
3. die Grundhaltung aller Siedlungsträger voneinander abweicht, so daß noch in den letzten beiden Jahren in ein und demselben Siedlungsgebiet nebeneinander grundverschiedene Anlagen entstehen konnten, die sich gegenseitig ins Gesicht schlagen (Abb. 175)?
4. „der Geist der Zeit“, der in den Tagen des Kulturbolschewismus mit besonderem Eifer beschworen worden ist, auch weiterhin als Richtschnur für den Architekten gelten soll?

Diese Fragen aufwerfen, heißt die Unhaltbarkeit dieser Zustände erkennen.

Dicht nebeneinanderliegende Siedlungen
mit verschiedener Grundhaltung



*Abb. 174. Siedlungs-Konglomerat.
Bedeutet diese Willkür nicht restlosen Zerfall der Volkssitten?*



*Abb. 175. Flachdach — Steildach, Alpenland- und Vorstadtmotive,
doch nichts Bodenständiges im schlesischen Berglande.*



Abb. 176. Hier hat man Stadt und Land, Berg und Tal verwechselt!
(Diese neue Siedlung liegt auf einem Bergrücken im Gebirgslande.)

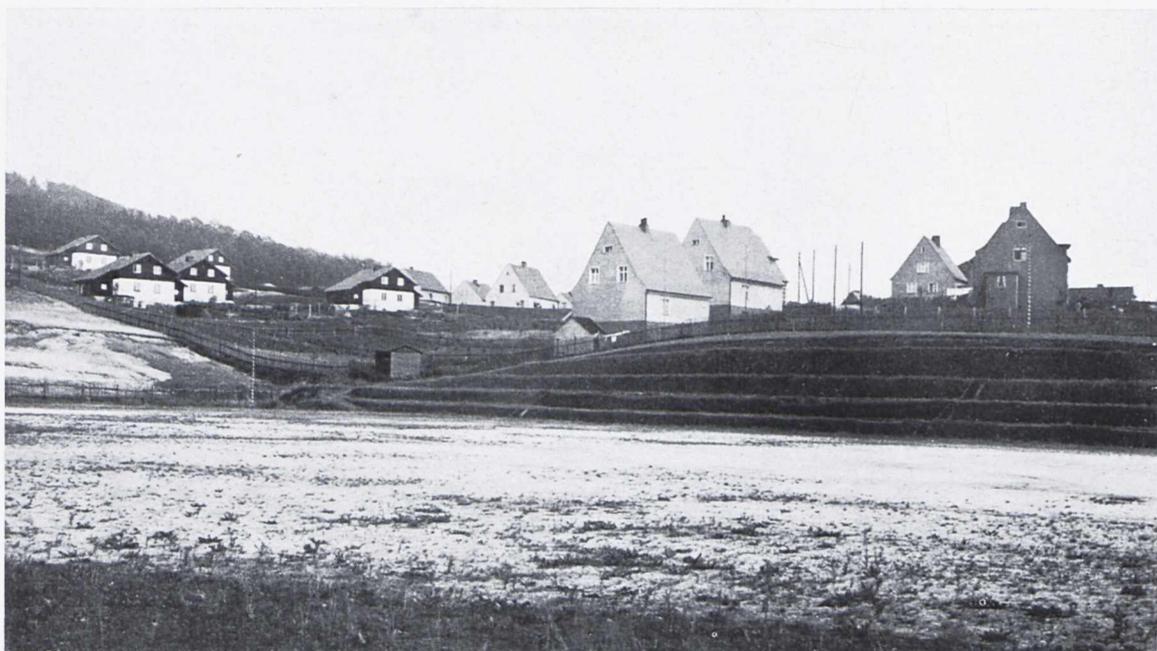


Abb. 177. Typischer „Resortgeist“ im Siedlungsbild.

Wer jetzt mit geschärftem Blick die Dorfstraßen durchwandert und von günstigem Standpunkte aus das Gesamtbild der alten und neuen Siedlungen betrachtet, wird nicht mehr im unklaren darüber sein, was wir verloren haben. Mag sich in einigen Bezirken Deutschlands der alte Bestand noch unversehrt erhalten haben, so ist doch überall im weiten Umkreise der Städte und Industrieorte, vor allem aber

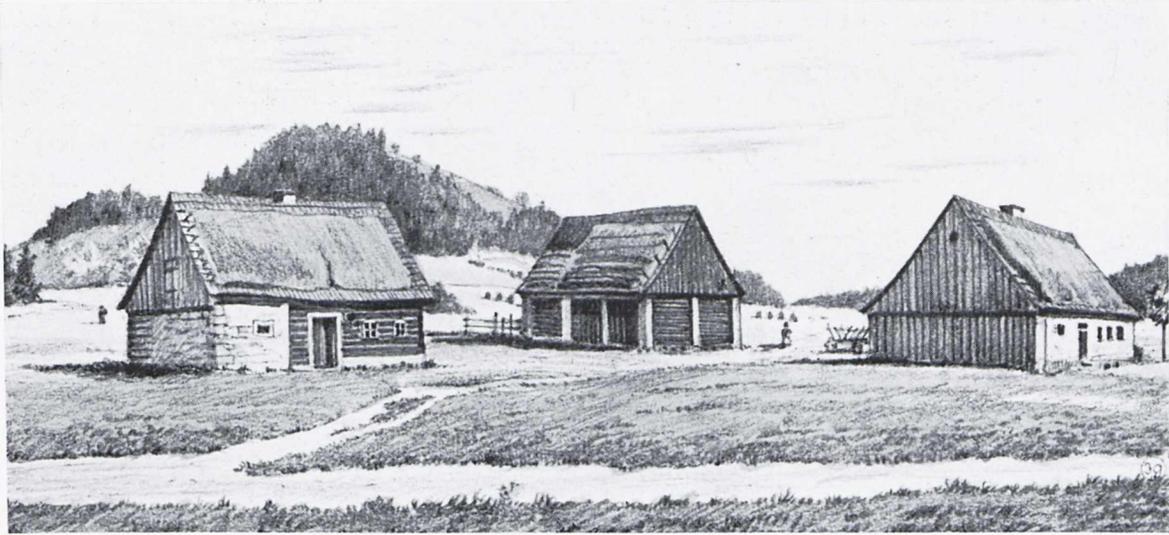


Abb. 178. Aus Raspenau bei Friedland (Bez. Breslau).

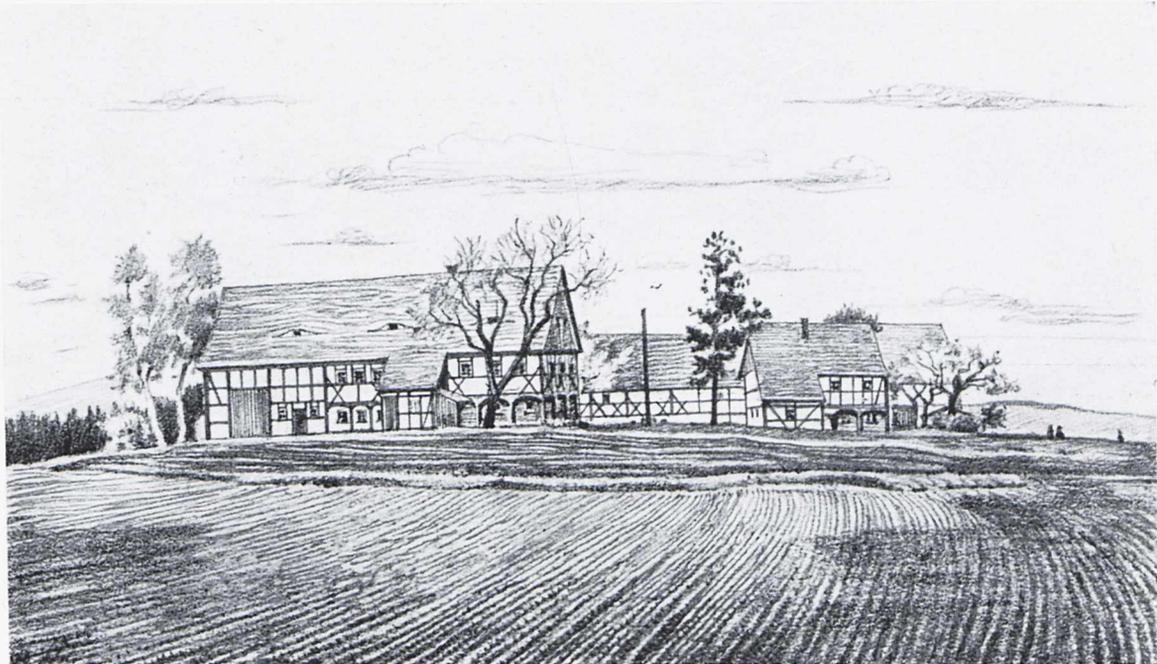


Abb. 179. Aus Rohnau bei Hirschfelde (Sa.).

in den ostelbischen Provinzen und ihren Gebirgsländern das Zerstörungswerk unaufhaltsam fortgeschritten und immer noch nicht zum Stillstande gekommen. Wer nicht in der Lage ist, dies selbst festzustellen, findet in den Abbildungen Nr. 176 bis 183 Gelegenheit, die Werke des Ortsgeistes mit denen des „Geistes der Zeit“ zu vergleichen.

Aus dem niederschlesischen Bergland



Abb. 180. Die städtische Mietskasernen in der Dorfstraße.



Abb. 181. Städtische Miethausblocks im Gebirge; noch dazu in völlig verkehrter Richtung ohne jede Rücksicht auf die Geländeneigung.



Abb. 182. Dieselben Häuserzeilen wie Abb. 181. Hier zeichnet sich der abfallende Berghang in der sägeförmigen Staffelung des Daches und der Traufen sehr unschön ab.

Nur um diesen Vergleich zu vertiefen, soll noch auf einige Tatsachen hingewiesen werden, die für das Verständnis der eingetretenen beispiellosen Wandlung nicht unwesentlich sind. Wer das Absterben bodenständiger Gesinnung in seinen Anfängen selbst verfolgen konnte, wird sich erinnern, wie das Schlagwort „nicht schön, aber praktisch“ immer mehr um sich gegriffen hat. Die Werber einer ungezügelter, absatzhungrigen Baustoffindustrie und die geschäftstüchtigen Vertreter des Liberalismus in Handel und Presse sorgten dafür, daß die Freude am Bodenständigen als rückständig verhöhnt wurde. Mit Beharrlichkeit redete man dem Landmanne ein, daß der Holzbau feuergefährlich sei, dauernder Ausbesserungen bedürfe, dem Ungeziefer Unterschlupf biete und den hygienischen Ansprüchen nicht genüge, daß Wellblech und Pappe die besten und billigsten Bedachungsmittel seien, daß mit dem Allheilmittel Zement die Ausbesserungskosten auf ein Minimum herabgesetzt werden könnten usw. Unter diesem Ansturm erlag der Widerstand des Landmannes; indem er sich bei Um- und Neubauten dem Geiste des „Fort schrittes“ in die Arme warf, machte er sich schließlich selbst die obengenannte lächerliche Entschuldigung zu eigen.

Daß die Neuorientierung mit der Bevorzugung ortsfremder Naturbaustoffe begann (Ziegel statt Schindeldächer, Ziegelrohbau statt Puzbau, Abbildung 183, Massivbau statt Holzbau und umgekehrt) und dann zur Verwendung von künstlichen und von Ersatzbaustoffen führte, verdient immer wieder hervorgehoben zu werden. Denn mit

den neuen Baustoffen haben auch die bisherigen Vorstellungen einen Stoß erhalten. Der Anblick neuer Mittel wandelt die alten Begriffe um und drängt zur Umkehr vom Gewohnten. So ist das Verständnis für die alte Bauweise zusehends geschwunden.

Dieser Vorgang ist auch vom volkswirtschaftlichen Standpunkte aus zu beklagen, weil mit dem Verlust des Alten durchaus nicht immer etwas Besseres eingetauscht worden

ist. Dies liegt schon in dem fortwährenden Wechsel der neuen Bauarten begründet, ganz abgesehen von der verminderten Güte der Herstellung. In unzähligen Fällen hat sich das Neue so wenig bewährt, daß die Ausbesserungen nicht aufhören wollen. Diese Arbeit kann dazu von heimischen Kräften oder im Eigenbetrieb teils überhaupt nicht, teils nur schlecht ausgeführt werden, weil diese Bauweise ortsfremd ist und auswärtige Unternehmer verlangt. Mit geringen Kosten hat früher der Besitzer selbst mit Hilfe einheimischer Handwerker sein Haus instandhalten und erweitern können. Nun sind ganze Handwerkerstände auf dem Lande mangels ausreichender Beschäftigung zugrunde gegangen, während sich in den Kreisstädten großstädtisch orientierte Unternehmer niedergelassen haben, die in weitem Umkreise das gesamte Bauwesen als ihre Domäne betrachten. Mit dem Verlust bewährten Erbgutes, ortsüblicher Techniken und heimischer Handwerker ist nicht nur materiell sondern auch ideell unendlich viel zerstört worden: Dem Geschäftsgeist ist eine Kultur zum Opfer gefallen.

Nur eine entschlossene Umkehr von liberalistischen Gedankengängen vermag hier Wandel zu schaffen. Planmäßige Ordnung muß an die Stelle der Willkür treten. Wenn das gesamte Bauwesen in die völkische Planwirtschaft mit einbezogen wird, so läßt sich auch die Voraussetzung dafür schaffen, daß sich organisch von unten herauf wieder bodenständige Bauweisen entwickeln können.

Das Wesen des Bodenständigen

Doch über das Wesen des Bodenständigen müssen wir vollständige Klarheit gewinnen, wenn Rückschläge vermieden werden sollen. Vom geschichtlichen Bestande, auf den sich die bodenständige Baukunst stützen muß, wird man nur das Gesunde und Fortpflanzungsfähige, das wirklich Wertvolle, Ewige und Unzerstörbare für die Neugestaltung der Heimat zum Vorbilde nehmen. Das zeitlich Ge-



Abb. 183. Verputzter Holzbau und Ziegelrohbau.

bundene und Zufällige sowie alle krankhaften und überspitzten Bildungen früherer Baukunst werden für die Gestaltung der zukünftigen Entwicklung ohne Bedeutung bleiben.

Was aber die Gesetze in sich trägt, die die Zeiten überdauern, das ist bodenständig.

Daraus folgt, daß nicht der „Geist der Zeit“, sondern der Geist des Ortes für die bodenständige Gestaltung maßgebend sein muß.

Nach dem Abreißen der lebendigen Überlieferung sind die Bedingungen des Standortes das einzige, woran sich wieder anknüpfen läßt. Der „Geist der Zeit“, in der Begrenzung, die ihm liberalistisches Denken gegeben hat, ist viel zu flüchtig und oberflächlich, als daß er die Schöpferkraft aus der Tiefe heraufholen könnte. Die Schöpferkraft wächst aus dem Boden heraus; sie wird nur dem verliehen, der den Geist des Ortes zum Reden bringen kann. Er ist ganz auf das Bleibende gerichtet; er fordert von allem, was in seinem Bereiche entsteht, möglichst lange Lebensdauer: von den Baustoffen, dem Baugesüße, der Nutz- und Kunstform des Hauses; er fordert insbesondere vom Einzelbauwerk die typische Gestalt, die durch Zufälligkeiten und Sonderwünsche nicht erschüttert wird, und ein einheitliches, dem gleichbleibenden Charakter der Landschaft angepaßtes Siedlungsbild. So entsteht die volksmäßige Form, die von allen Ständen und Volksschichten gleichmäßig verstanden wird.

Was aber dauern will, muß wirken und leben. Deshalb kann auch nur das als bodenständig gelten, was innerhalb des naturgegebenen Rahmens neue Erscheinungsformen hervorbringen kann. Die geschichtlichen Bildungen belehren uns darüber, daß die bodenständige Form nicht als Fessel empfunden worden ist, daß sie weitherzig genügenden Spielraum gelassen hat, den Typus abzuwandeln. Unsere Umgebände und Säulenhäuser sind hierfür klassische Beispiele. Überall ist der Reiz der Abwechslung zu spüren, nicht nur im Laufe einer längeren Ent-

wicklungszeit, sondern ebenso an gleichzeitigen Bauwerken. Sie sind Abbilder des Volkes selbst; innerhalb des Artgemäßen zeigen sie Unterschiede im selben Maße, wie die Individuen dieser Art voneinander verschieden sind. In welchem Umfange auch einzelne Bauteile die Phantasie der Baumeister angeregt haben, führt uns eine Reihe verschiedener Giebelausbildungen eindringlich vor Augen (Abbildungen 184 a bis f). Diese lebensprühende Kunst wird auch den Zweifler davon überzeugen, daß nur ein im Heimatboden verwurzelttes Handwerk zu solchen Leistungen fähig ist.¹⁾



Abb. 184 a. Rudolfswaldau Nr. 61.

¹⁾ Siehe auch Anhang Seite 204—206.

Verschiedene Giebel-Ausbildung beim sudetendeutschen Hausbau.

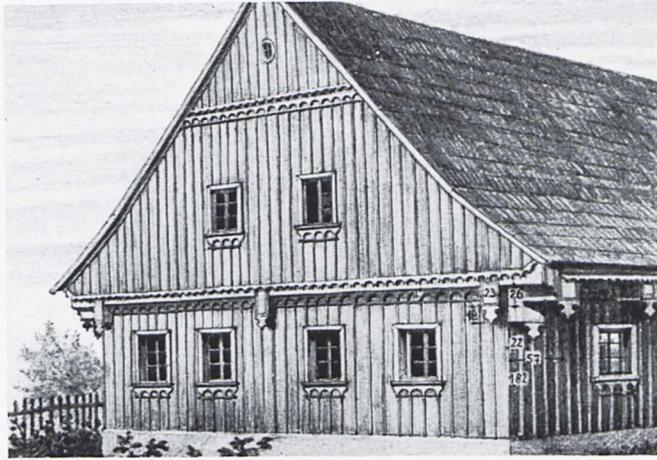


Abb. 184b. Aus Friedrichswald i. Isergebirge.

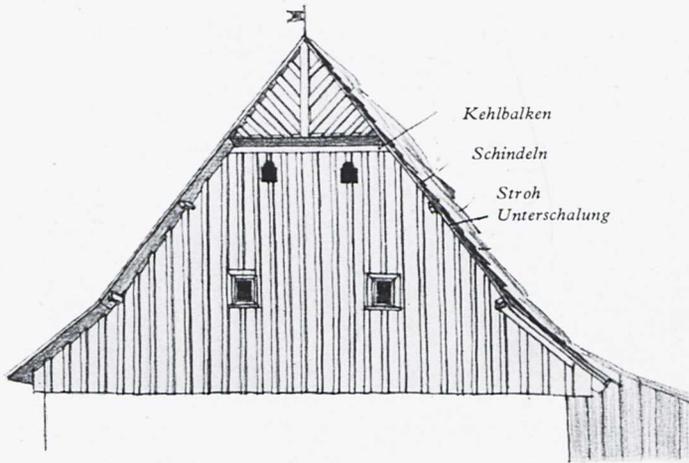


Abb. 184c. Giebel des abgebrochenen Hauses in Ober Reimswaldau, Kr. Waldenburg. Heute steht dort die Andreasbaude.

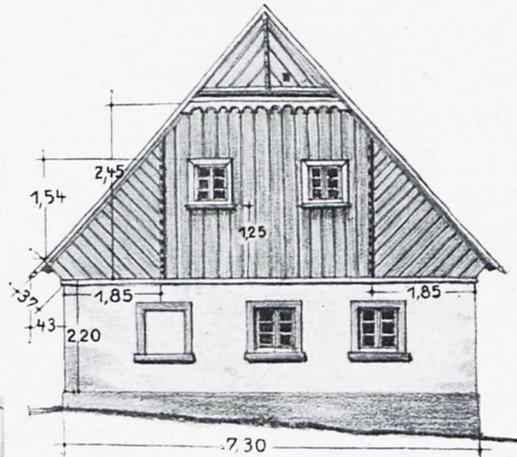


Abb. 184d. Aus Rosenau bei Friedland, Kr. Waldenburg Schles.

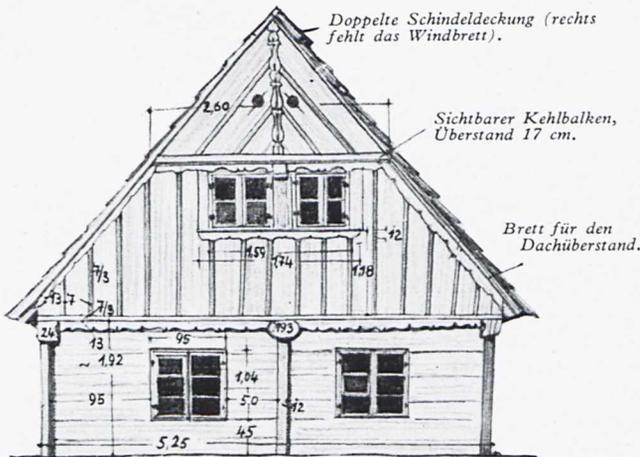


Abb. 184e. Aus Reichenberg i. Böhmen, Grabengasse 93.



Abb. 184f. Aus Reichenberg i. Böhmen, Ladegasse.

Bodenständig kann niemals eine Bauweise sein, die in einen Landstrich mit gänzlich anderen örtlichen Bedingungen verpflanzt worden ist. Sie wird stets ein Sonderdasein führen und allmählich absterben. Wenn dies bei großer Zähigkeit der Bevölkerunginsel gelegentlich auch geraume Zeit dauern kann, so ist ihr doch eine allgemeingültige Entwicklung versagt. Nur aus dem Ursprungslande selbst kann dieses ewige Leben seine Nahrung ziehen. Jede neue Heimat wird mit der Zeit ihre Rechte geltend machen und die Einwanderer zur Anpassung zwingen. Nur wo die neuen Standortbedingungen den alten gleichen, werden auch wieder dieselben Bildungen entstehen. Der Geist des Ortes wird letzten Endes immer der Sieger bleiben¹⁾.

So ist es auch heute verfehlt, in einen Landstrich eine willkürlich festgesetzte ländliche Bauweise künstlich einzuführen und diese als bodenständig auszugeben. Möge sie auch noch so zweckmäßig erscheinen, einleben wird sie sich niemals; d. h. sie wird ohne jede Nachfolge bleiben.

Die Elemente des Bodenständigen

Jede bodenständige Bauweise ist in erster Linie von den heimischen Naturbaustoffen abhängig, also von den Hauptbaustoffen, wie Holz, Werkstein, Schiefer, Lehm, Stroh, Rohr und dergleichen, die in den letzten Jahrzehnten von den künstlichen Hilfsbaustoffen in den Hintergrund gedrängt worden sind. Kunstziegel, Zement- und Kunststein, Bauplatten, Eisenbeton, Stahl, Dachpappe, Zinkblech, Kunstschiefer usw. passen nicht an die Stellen des Bauwerkes, die seinen Eindruck entscheidend bestimmen; sie werden dort unwillkürlich als fremd empfunden, stören die Harmonie mit der umgebenden Natur und können deshalb niemals bodenständig wirken. Sie sollten deshalb zwangsmäßig auf bestimmte Aufgabenkreise beschränkt werden. Den Naturbaustoffen dagegen sieht man es an, daß sie organisch gewachsen sind; deshalb erfüllen sie mit ihren natürlichen Abwandlungen und Mannigfaltigkeiten auch den neuen Organismus, das Haus, mit innerem Leben. Sie besitzen aber im Gegensatz zu den ganz auf das Rationelle zugeschnittenen Kunst- und Hilfsbaustoffen noch eine wichtige Eigenschaft, die bisher unter der verwirrenden Fülle neuer künstlicher Baustoffe und Baumethoden nahezu vergessen worden ist: Sie bieten nämlich dem formenden Geiste den Überschuss an Masse dar, ohne den gestaltende Kunst überhaupt nicht möglich ist. Deshalb ist auch die bodenständige

¹⁾ Hieraus erklärt es sich, weshalb an verschiedenen Standorten ein und derselben Massen- oder Völkergemeinschaft die dort entstandenen Bauweisen sich nicht mehr vollkommen gleichen, sondern abgewandelt haben, so daß nur dem tiefer eindringenden Forscher der Zusammenhang fühlbar bleibt. Deshalb ist auch die Suche nach fehlenden Verbindungsgliedern verwandter Bauarten oft ohne Erfolg, denn solche Verbindungsglieder sind vielfach gar nicht entstanden. So lösen sich auch bei geschichtlichen Rückblicken manche Rätsel, wenn man dem Geiste des Ortes die Beachtung schenkt, die ihm als schöpferischer Macht gebührt.

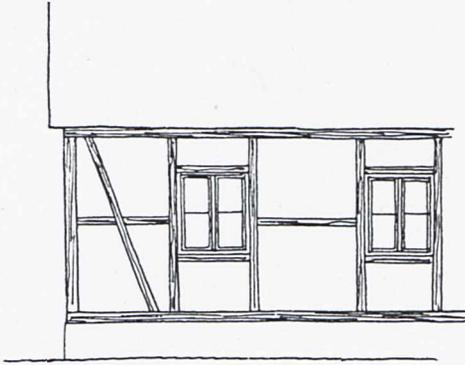


Abb. 185a. Nichtbodenständige Holzstärken.

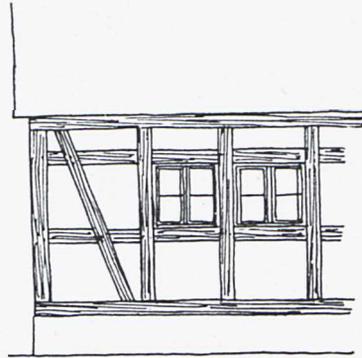


Abb. 185b. Bodenständige Holzstärken.

Form, die so vieles in sich vereinigen soll, was über Tragfähigkeit und sonstige rein materielle Forderungen hinausgeht, ohne diesen Massenüberschuß nicht denkbar. Würde man z. B. nur die Stabanordnung eines sichtbaren Holzfachwerkes nach den alten Regeln ausführen, die Holzstärken indessen — wie es vielfach geschehen ist — auf das geringste zulässige Maß herabsetzen, so würde dies dem Grundgesetz bodenständiger Bauweise zuwiderlaufen (Abb. 185a). Es wird eben übersehen, daß die Kraftreserve, die im Massenüberschusse liegt, von jedem Beschauer unwillkürlich als wohltuend und sinnvoll empfunden wird. Sie erhöht die Standfestigkeit und Lebensdauer des Bauwerkes und gibt ihm erst die Überzeugungskraft, die Wucht der äußeren Erscheinung, die jeder mit dem Begriff vom Echten, vom Bodenständigen verbindet (Abb. 185b).

Die bodenständige Form, also Grundriß, konstruktiver Aufbau, innere Einteilung und äußeres Gesicht des Hauses, wird aber auch von den Bildungsgesetzen und Anwendungsgrenzen der natürlichen Baustoffe weitgehend bestimmt; es ist nicht der Mensch allein, der alles nach seinem Willen und seinem Gutdünken einrichtet. So haben uns die Sudetenbauten eindringlich gelehrt, daß es nicht genügt, den Baustoff einfach so, wie er sich darbietet, also ohne Rücksicht auf seine Eigenschaften, zu verwenden. Die bösen Erfahrungen, die man damit gemacht hat, haben vielmehr frühzeitig dazu gezwungen, in die Wachstumsbedingungen der verfügbaren Baustoffe einzudringen und aus ihrer Eigenart die Gesetze abzuleiten, unter denen sie zu einem neuen organischen Gebilde, zu möglichst langandauernder technischer und künstlerischer Wirkung zusammenzufügen sind. Diese Einsicht ist auch heute vonnöten, wenn die Häuser „unserer Zeit“ ebenfalls die Verbundenheit der Erbauer mit den Gesetzen der Natur widerspiegeln sollen.

Zu den bodenständigen Baustoffen gehört also auch ein baustoffgerechter Aufbau. Es wäre deshalb verfehlt, bodenständige Baustoffe und Konstruktionen für willkürliche, immer wieder wechselnde Grundrisse und Hausformen zu verwenden. Man würde hiermit gerade das nicht erreichen, was un-

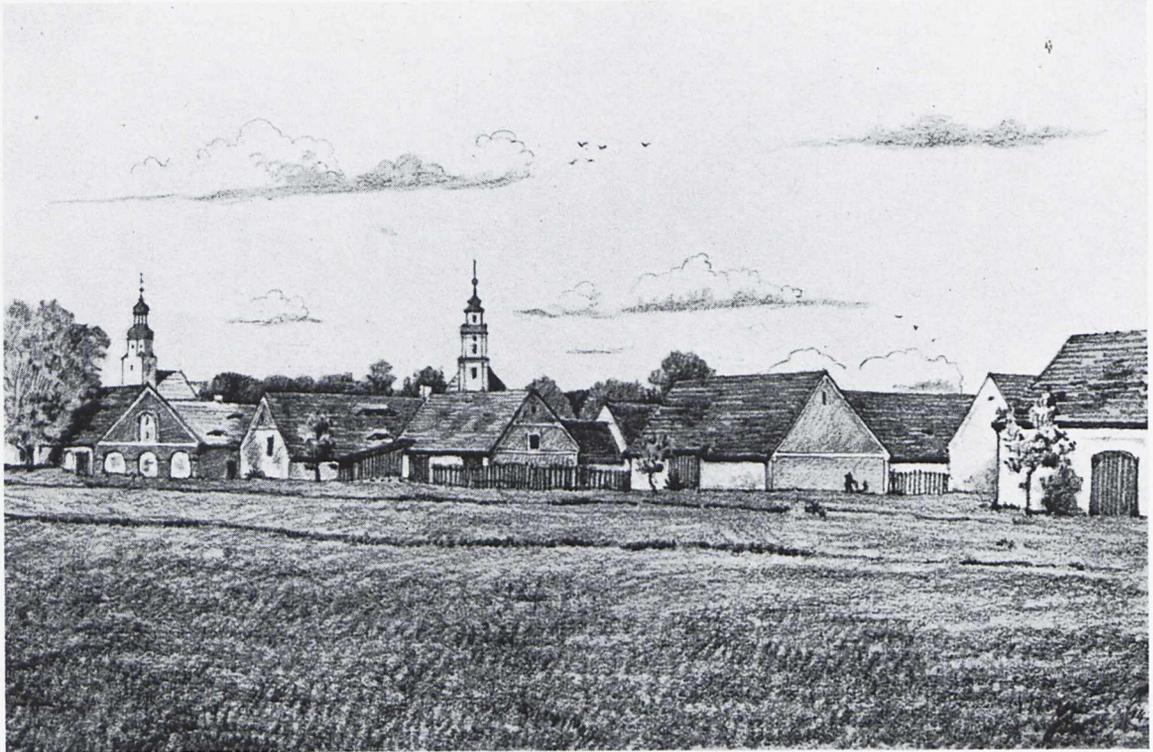


Abb. 186. Aus Salzbrunn (Schlesien).

bedingt wieder geschaffen werden soll, den Typus, die allgemeingültige Form in der betreffenden Landschaft. Selbst verschiedenen Bedürfnissen läßt sich mit dieser Form gerecht werden; es ist also gar nicht notwendig, für jeden Einzelfall immer wieder eine neue Form zu erfinden. Man braucht sich doch nur die Bauten zum Vorbilde zu nehmen, deren vertraute, immer gleichgebliebene Form unzähligen Geschlechtern Jahrhunderte hindurch als zweckmäßig und unübertrefflich gegolten hat. Ob es sich um Groß- und Kleinbauern, um Handwerker aller Art, um Bergleute, Wald- oder Heimarbeiter oder um andere Berufe handelte, immer war es im Grunde genommen ein und dieselbe Hausanlage (Abb. 187), in denen sie lebten, nur unterschieden nach Größe und Ausstattung sowie durch mehr oder weniger sorgfältige oder reichere Ausführung.

Ebenso falsch wäre es natürlich, in das andere Extrem zu verfallen, dem Typus eine starre schematische Form zu geben und ein Haus genau so wie das andere auszuführen. Dann erzeugen wir keine Heimstätten, sondern leblose Massenartikel, die in größerer Häufung unerträglich wirken. Das so entstandene Bild kann nicht als Siedlung, sondern nur als Generalunternehmung bezeichnet werden. Die vollkommene Gleichheit der Gebäude widerspricht nicht nur dem Eigenleben, das jedes Haus, jede Haushaltung, bis zu einem gewissen Grade für sich beanspruchen darf.

Sie widerspricht auch den Gesetzen des bodenständigen Aufbaues, der inneres Leben mit seiner naturgemäßen Abwechslung verlangt.

Nicht zuletzt führt die Verschiedenartigkeit der naturgewachsenen Baustoffe, z. B. beim Holz die Unterschiede in der Struktur und in den gerade verfügbaren Abmessungen, zu unwillkürlichen Änderungen des Aufbaues, und handle es sich nur um Länge, Breite und Höhe des Gebäudes. Die gewachsenen Unterschiede, die man früher so meisterhaft auszunutzen verstand, gehören zum wesentlichen Bestandteil bodenständigen Bauens.

Nicht durch Willkür und nicht durch Gleichheit, sondern nur durch Ähnlichkeit der Bauwerke entsteht das anheimelnde leicht bewegte Siedlungsbild des Ortes (Abb. 186); nur in dieser Form gehört es wirklich zur umgebenden Natur. In Wald und Flur, in Berg und Tal, in Ruhe und Bewegtheit, überall klingen Variationen ein und desselben Themas auf, überall erfreuen uns die unerschöpflichen Wandlungen unter dem alles beherrschenden Gesetz organischen Werdens.

Der Spielraum im bodenständigen Volks Hause

Wer also eine gesetzmäßige Ordnung schaffen will, muß auch dafür sorgen, daß dem Eigenleben der nötige Spielraum verbleibt, der es gesund und fruchtbar erhalten kann. So wird man auch eine bodenständige Bauweise daran erkennen, daß sie sich frei und ungezwungen gibt, die wünschenswerte Beweglichkeit behält und jede Engherzigkeit vermeidet.

Die meisten neueren Grundrisse stehen jedoch hierzu in vollstem Gegensatz. So verschieden sie voneinander sind, so stimmen sie doch fast alle in der übermäßigen Unterteilung des Grundrisses überein. Es entstehen auf beschränkter Gesamtfläche unverhältnismäßig viel kleine Räume, die meist nur Kammern sind, ferner soviel Trennwände und Türen, daß der Bau unter Umständen teurer wird als bei größerer Grundfläche und beschränkter Raumzahl. In der Regel fehlt es aber an einem wirklich großen Raum, wie er zu allen Zeiten auf dem Lande für unentbehrlich gehalten worden ist, damit dort auch Familienfeste gefeiert und Winterbräuche gepflegt werden können. Auch den Flurraum sucht man heute vielfach bis zur Bedeutungslosigkeit zu verringern, während er in früheren Zeiten mit vollem Bedacht als Reserve für unvorhergesehene Fälle und für mancherlei, besonders im Winter vorzunehmende Hantierungen reichlich bemessen worden war. Verschiebt man im neuzeitlichen Spargrundriß eine Wand nur um zehn Zentimeter, so ist das Gleichgewicht der Anlage schon gestört, wenn sie nicht sogar unbrauchbar geworden ist.

Wie großzügig war dagegen das bodenständige Haus eingeteilt (Abb. 187b)! Die typische Grundform enthielt nur die notwendigsten Trennwände, so daß

Blockhaus Nr. 19 in Steinau bei Waldenburg

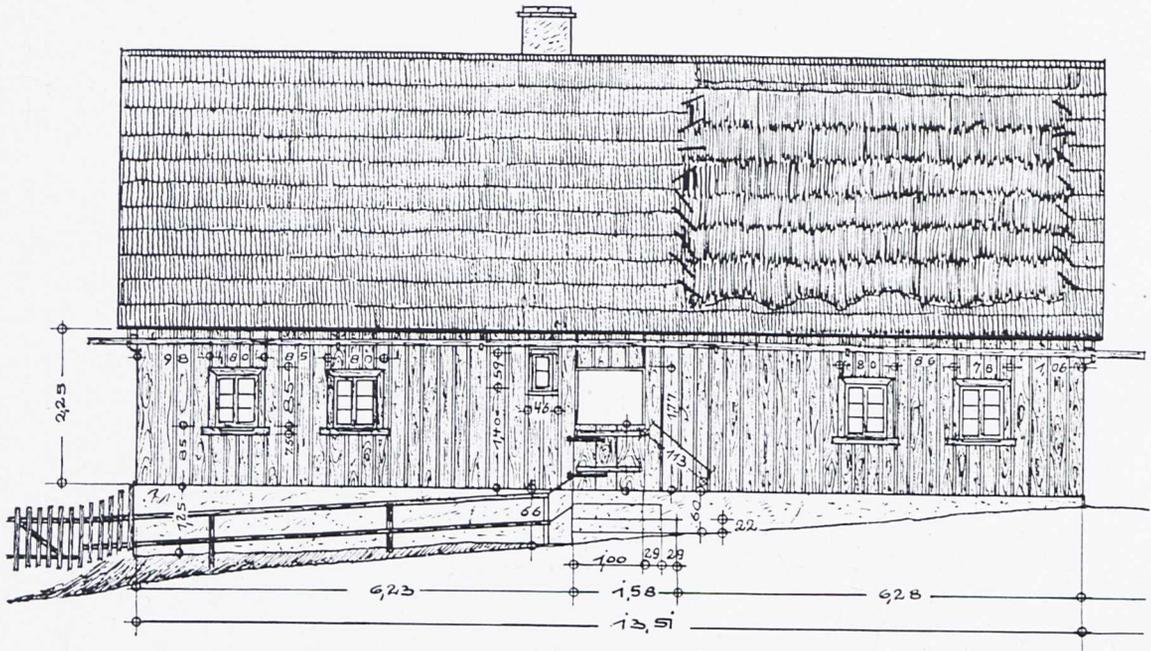


Abb. 187a. Straßenseite.

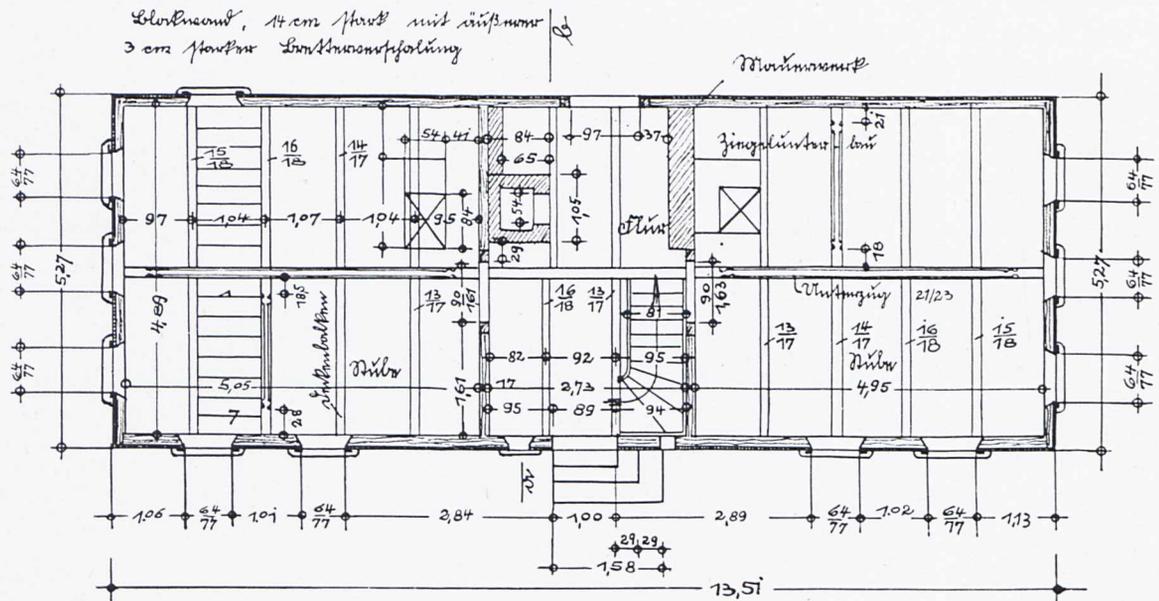


Abb. 187b. Grundriß.

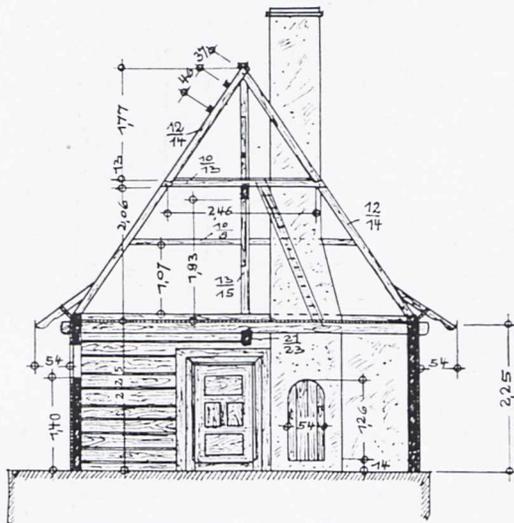


Abb. 187c. Schnitt A-B.



187d. Nordgiebel.

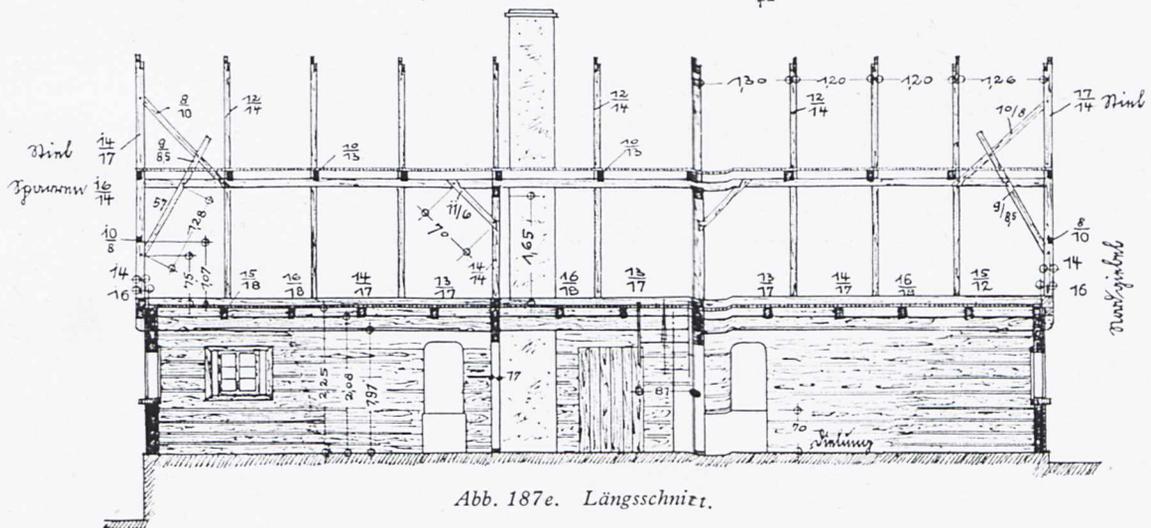
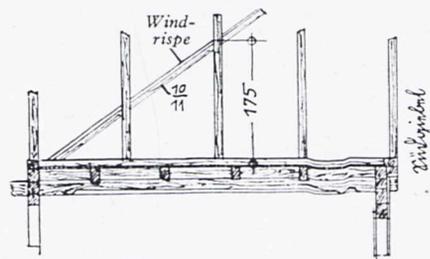


Abb. 187e. Längsschnitt.

Einzelheiten zum Blockhause Nr. 19 in Steinau bei Waldenburg

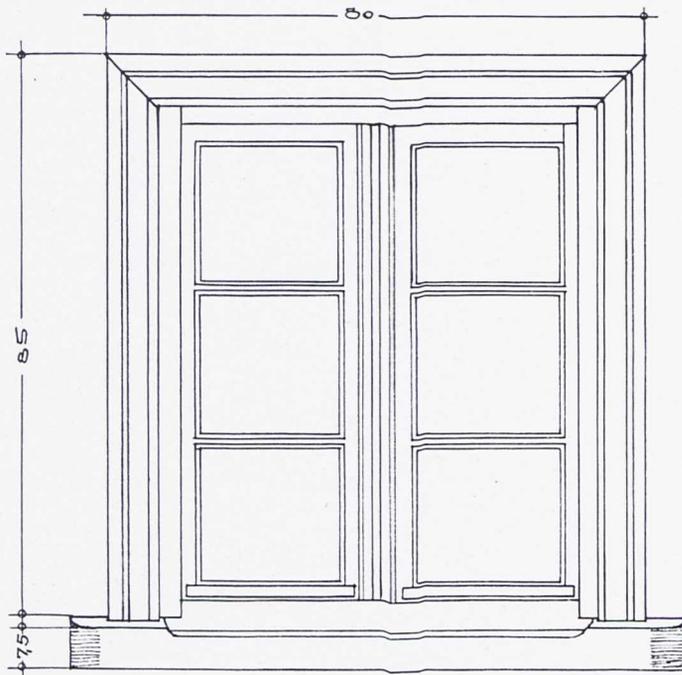


Abb. 187f. Fenster Außenansicht.

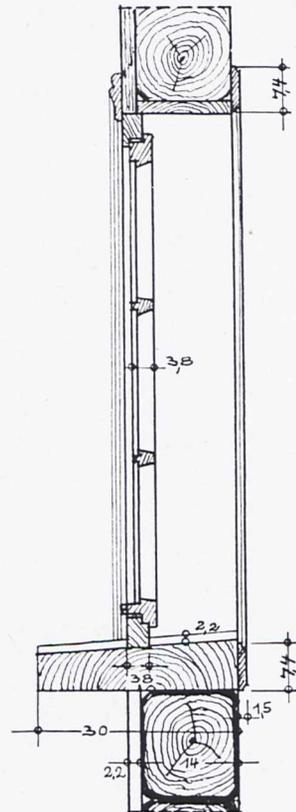


Abb. 187g. Schnitt durch das Fenster.

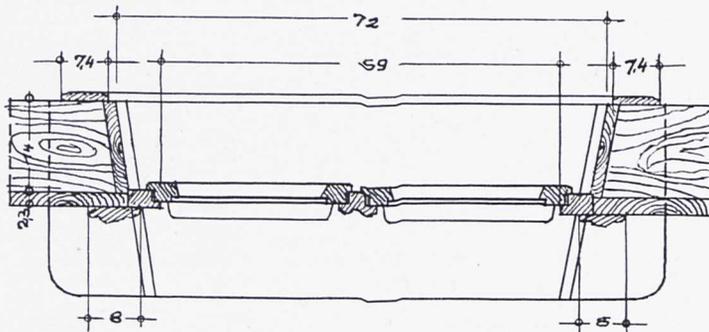


Abb. 187h. Grundriß des Fensters.

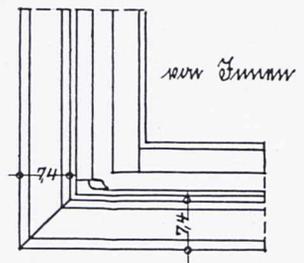


Abb. 187i. Teilstück des Fensters vom Raume aus.

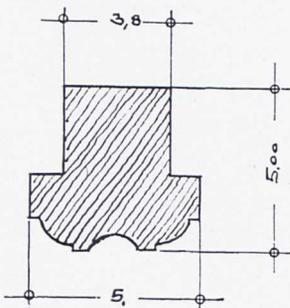


Abb. 187j. Fensterpfosten.

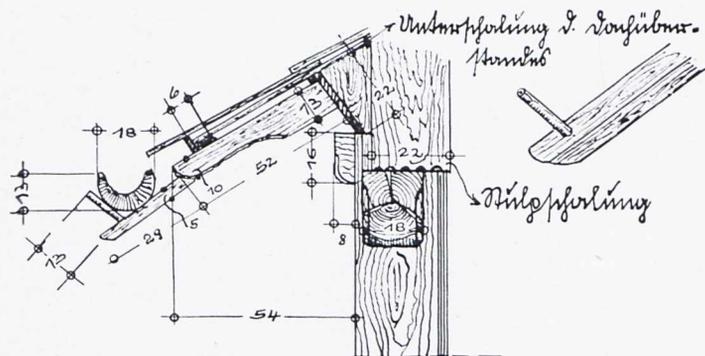


Abb. 187k. Traufe und Dachrinne.

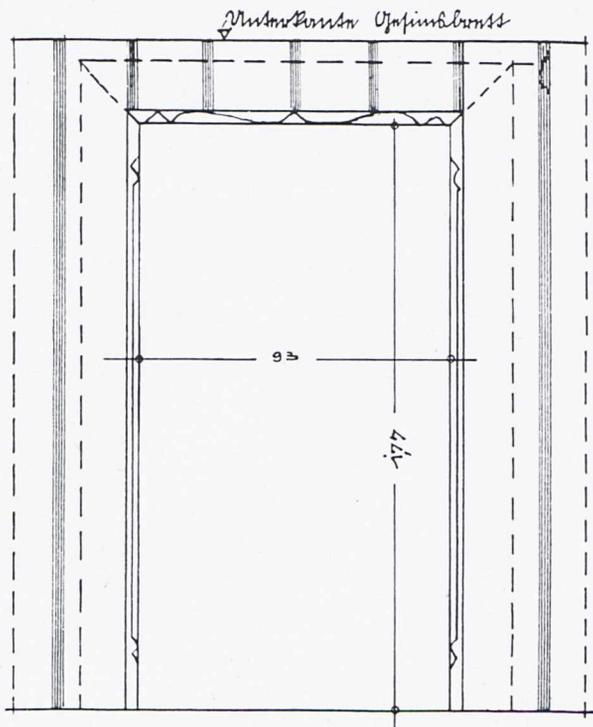


Abb. 187l. Pfosten der Hauseingangstür mit Bretterverkleidung.

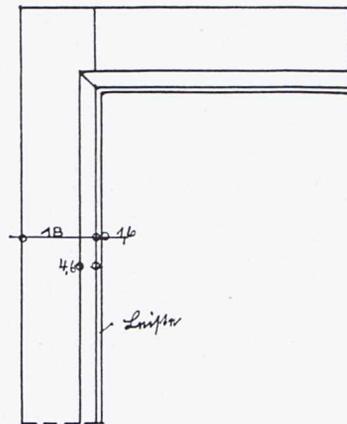


Abb. 187m. Umrahmung der Stubentür.

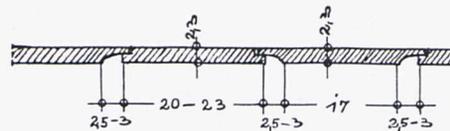


Abb. 187n. Äußere Stülpschalung.

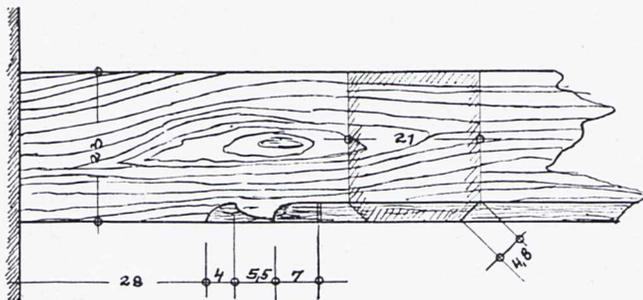


Abb. 187o. Unterzug.

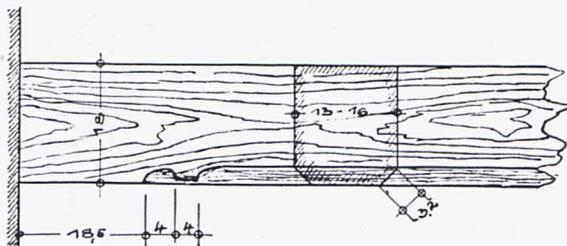


Abb. 187p. Deckenbalken.

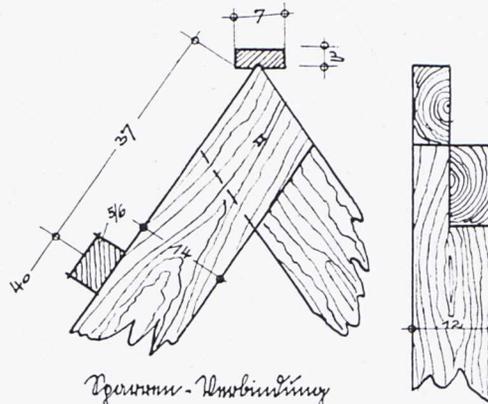


Abb. 187q. Firstlattung.

es möglich war, später nach Bedarf auch Veränderungen, Ein- und Umbauten vorzunehmen, ohne den Charakter des Hauses und seine Brauchbarkeit irgendwie zu beeinträchtigen. Eine ausgiebige Grundfläche, die die wünschenswerte Bewegungsfreiheit bietet, war den Erbauern wichtiger erschienen als die Raumhöhe. Hier legte man sich Beschränkung auf, erleichterte damit aber auch den technischen Aufbau und verbilligte die Baukosten. Das übersichtlich und leicht zu bewirtschaftende Haus hatte einen bleibenden Gebrauchswert, der den Bedürfnissen vieler Geschlechterfolgen gerecht zu werden vermochte.

Daß die bodenständigen Bautypen so lange gefielen und angewendet wurden, beruhte also auch darauf, daß Hausgröße und Einteilung im richtigen Verhältnis zueinander gestanden haben. Mochte das Gebäude noch so klein sein, der Grundriß wirkte niemals kleinlich. Er machte stets einen ungezwungenen, wohnlichen und behaglichen Eindruck. Die harmonische Ausgeglichenheit aller Teile des alten Volkshauses ist letzten Endes auch das Geheimnis ihres Stimmungsgehaltes. Es bedarf hierzu keiner besonderen Aufwendungen. Selbst die allereinfachste Ausführung in Holz ist von unfehlbarer Wirkung. Wer sich einmal in den Sudetenländern in einer großen „Holzstube“ aufgehalten hat, wird zugestehen, daß sie zu den behaglichsten Innenräumen der deutschen Baukunst gehört.

Der Maßstabfehler beim Grundriß eines neueren Siedlungshauses erzeugt jedoch das Gefühl liebloser Beengung; das Bewußtsein, am heimischen Herde zu sitzen, kann in diesen Räumen überhaupt nicht aufkommen. Besonders beklagenswert ist es aber, daß die meisten Siedlungshäuser auf die Gewohnheiten und geselligen Bräuche des Volkes nicht die geringste Rücksicht nehmen. Man sage nicht, daß es sich hier um Nebensachen handle. Es sind im Gegenteil Dinge von ausschlaggebendem Gewicht. Wer helfen will, eine bodenständige Kultur wieder in Gang zu bringen, muß die Volksseele belauschen und aus ihren Bedürfnissen die Gesetze ableiten, nach denen sich die Heimstätte als Hort des seelischen und rassischen Lebens aufzubauen hat.

Es gilt, den guten rassischen Kern zu erhalten, der noch in manchen Volksschichten der alteingesessenen Grenzbevölkerung lebt, und ihn durch Zuweisung größeren häuslichen Lebensraumes zu stärken und zu vermehren. Er verdient diese Fürsorge um so mehr, weil er selbst trotz schwieriger Daseinsbedingungen treu an seiner Scholle hängt, und weil seine Widerstandskraft durch besonders schwere wirtschaftliche Erschütterungen sowie durch die rassischen Nachteile des Grenz- und Durchzugslandes stark gelitten hat.

Die Wiederbelebung des Säulenbaues

Allgemeine und technische Vorteile

Bei der Wiederbelebung der bodenständigen Bauweise in den Sudetenländern wird man aber auch den alten Säulenbau wieder in seine Rechte einsetzen. Dies erscheint nicht nur deshalb zweckmäßig, weil seine Bauart von ausgesprochener Eigenart und ein vorzügliches Mittel ist, das Heimatgefühl des Grenzlandes zu stärken, sondern weil auch der technische Aufbau noch heute große Vorteile bietet.

Zunächst ist das Umgebände für das Volkshaus eine sehr gefällige Rahmenform, die schönheitlich immer befriedigen wird, und die sich auch dem Gedächtnis unauslöschlich einprägt. Sie ist aber auch in besonderem Maße dazu angetan, auf alle Willkürlichkeiten einen heilsamen Zwang auszuüben, so daß bei jedem Hause stets derselbe typische Ausdruck entstehen wird; die Unterschiede liegen dann nur in der Größe der Gebäude und in sonstigen Abwandlungen untergeordneter Art. Sodann ist es möglich, eine klare Trennung in tragende und raumabschließende Bauglieder vorzunehmen. Diese Trennung der Funktionen führt auch zu größerer Freiheit bei der technischen Wandausbildung und bei der inneren Einteilung des Hauses, weil die Wände zur Aufnahme von Deckenlasten nicht oder nicht ausschließlich herangezogen zu werden brauchen. Bei Anordnung der Trennwände wird man natürlich die Grenzen innehalten, die die Rücksicht auf die bodenständige Form gebieten, und auch nur wenige, aber auf möglichst viele Fälle anwendbare Grundrissypen herauszubilden suchen. Schließlich sind auch haustoffmäßig die Vorbedingungen für die Wiederanwendung des früheren Konstruktionsprinzips gegeben. Es liegen dieselben landschaftlichen und klimatischen Verhältnisse vor, die vor Jahrhunderten für die Entstehung dieser Bauweise mitbestimmend gewesen sind. Holz ist in ausreichender Menge vorhanden; da es die gleichen Eigenschaften wie früher besitzt, so muß es auch dem technischen Aufbau dieselben Gesetze vorschreiben, die in den Blütezeiten des Säulenbaues gewissenhaft beachtet worden sind.

Aus bodenständigem Holz hergestellte Blockwände bedürfen also auch heute noch der Entlastung durch das Umgebände, wenn sie dauerhaft sein and dichthalten sollen; und dies um so mehr, als das Holz vor dem Einbau heute im allgemeinen nicht entfernt so pfleglich behandelt wird wie früher und deshalb minderwertiger ist.

Es stehen aber für die Wandausbildung auch andere Möglichkeiten offen, ohne daß die äußere Erscheinung des Bauwerkes hierdurch wesentlich beeinflusst wird. Statt einer Blockwand können ebensogut Verwendung finden:

Bodenständiges Kleinsthaus mit Umgebände

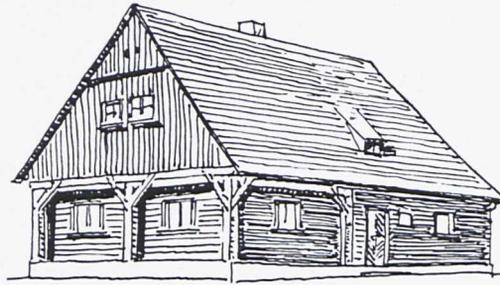


Abb. 188 a. Schaubild.

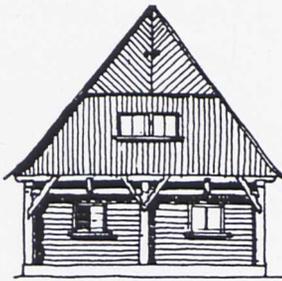


Abb. 188 b. Giebel.

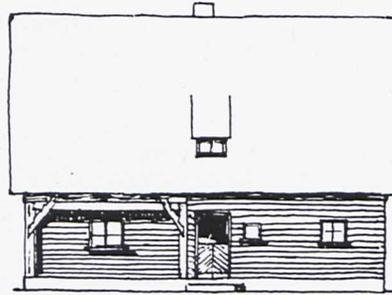


Abb. 188 c. Eingangsseite.
Verlängerung nach rechts zum Doppelhause
vielfach empfehlenswert.

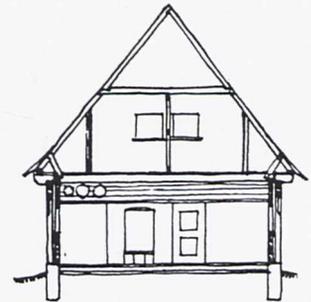


Abb. 188 d. Querschnitt.

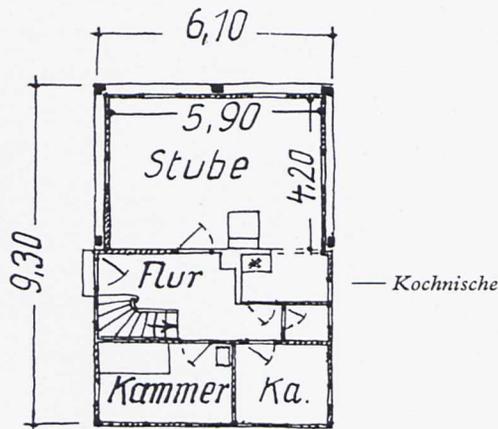


Abb. 188 e. Erdgeschoßgrundriß.

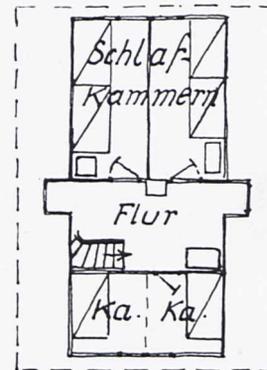


Abb. 188 f. Grundriß des Dachgeschosses
bei etwaigem späterem Ausbau.

1. Holzfachwerk, beiderseitig mit Brettern verschalt, ausgemauert oder mit Platten und sonstigen wärmehaltenden Stoffen ausgefüllt;
2. Holzplattenwände, wie sie von Spezialfirmen serienmäßig hergestellt werden;
3. Lehmwände, für deren Herstellung das überdachte Säulengerüst die geeignetste Vorbedingung schafft.

Unter den verschiedenen Möglichkeiten¹⁾ sei auf eine handwerkliche Ausführung hingewiesen (Abb. 190), die den Vorzug der Billigkeit besitzt und im Charakter der alten Bauweise bleibt. Das Profil der äußeren Verbretterung betont hier die Waagerechte in wirksamer Weise. Die Außenaufnahmen (Abb. 189 a bis c) vom selben Bauwerk, das die Preussische Staatsbauverwaltung nach dem Entwürfe des Verfassers im Jahre 1927 ausgeführt hat, belehren uns darüber, daß es sehr wohl möglich ist, den heimischen Säulensbau wieder anzuwenden, und daß es keine Schwierigkeiten bereitet, ihn auch neueren Bauaufgaben dienstbar zu machen.

Hat man sich mit dem Holzbau erst wieder vertraut gemacht, so wird man sich auch beim inneren Ausbau nicht mehr davor scheuen, die Raumwände zu verbrettern und die Balken offen zu zeigen, wobei natürlich dieses Holzwerk abzuhobeln oder mit dem Beil zu glätten ist. Die Zwischendecke braucht nur dünn zu sein, kann aber auch fortfallen, wenn die Balken mit einer glatten Bretter- oder einer Stulpdecke belegt werden, die wieder mit einem Lehmestrich zu versehen ist. Diese Ausführung ist lange üblich gewesen und in manchen Landstrichen noch dadurch vervollkommnet worden, daß man eine Ziegelflachsicht aufgelegt hat. So wurde ein feuersicherer Abschluß gegen den Dachboden geschaffen. An Stelle dieser schweren und teuren Decke genügt es in einem kleinen Einfamilienhause, wo es auf Billigkeit und nicht auf Schalldichte ankommt, die Balken mit einer dreißig Millimeter starken gespundeten Bretterdielung zu überdecken und diese auf der Unterseite mit dünneren feuerhemmenden Platten zu schützen.

Um zu sparen, läßt man das Holzwerk im Inneren einige Jahre ohne Anstrich und begnügt sich mit einer Leinöltränkung. Das ist sogar recht zweckmäßig, weil hierdurch die Lebensdauer des eingebauten Holzwerkes verlängert wird, worauf es ja bei einer bodenständigen Bauweise gerade ankommt. Denn die Atmung und Ausdünstung des Holzes soll in den entscheidenden ersten Jahren nach dem Einbau ungehindert aufrechterhalten werden. Der Verzicht auf sofortigen Anstrich zwingt aber auch zu größerer Sorgfalt bei Auswahl und Bearbeitung des Baumstoffes. Die Hoffnung auf die ausgleichende Wirkung deckenden Anstrichs hat oft dazu verleitet, für Bretter und Leisten minderwertiges und astreiches Holz zu liefern sowie die Kantenräume und Zusammenschnitte unsauber auszuführen.

¹⁾ Es bliebe zu wünschen, daß bei der Wand das Übermaß von Schichtenfolgen — oft 7 bis 8 — vermieden würde — ein Kennzeichen fast aller neuzeitlichen Holzhauswände. Es würde eine Annäherung an die bodenständige Bauweise bedeuten, wenn möglichst massive, dickere Wände geschaffen werden, wenn also zwischen beiderseitiger Holzverschalung nur ein einziger, allen Anforderungen gerecht werdender, billiger Füllstoff ohne Luftraum eingebracht werden könnte. Vielleicht bedeutet ein bereits zum Patentschutz angemeldetes Verfahren, Bitumenschlacke für Wand- und Deckenausfüllung zu verwenden, einen Schritt vorwärts in dieser Richtung.



Abb. 189 a. Umgebindehaus erbaut 1927 von der Preuß. Staatshochbau-Verwaltung.



Abb. 189 b. Längsseite desselben Hauses mit Umgebinde und Verbretterung.



Abb. 189c. Aufbau desselben Umgebendehauses.

Sorgfältig hergestellt wirken selbst einfache Verbretterungen (wie Abb. 189d) so schön und traulich in ihrer natürlichen Maserung, daß man unwillkürlich in ein engeres Verhältnis zu ihnen tritt, was keine noch so sorgfältig ausgeführte und gestrichene Putzwand zuwege bringt. Holzflächen sind schließlich gegen Beschädigungen viel weniger empfindlich als Putzwände und bewahren deshalb länger ein sauberes Aussehen.

Schließlich kann man natürlich alle Errungenschaften der Neuzeit verwerten, die die Wohnlichkeit erhöhen, dem größeren Bedürfnis nach Licht und Luft genügen

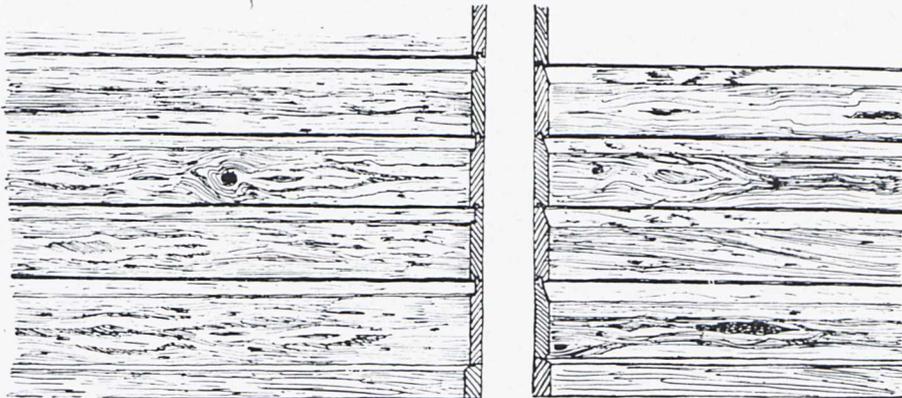


Abb. 189d. Wirksame einfache Verbretterungen.

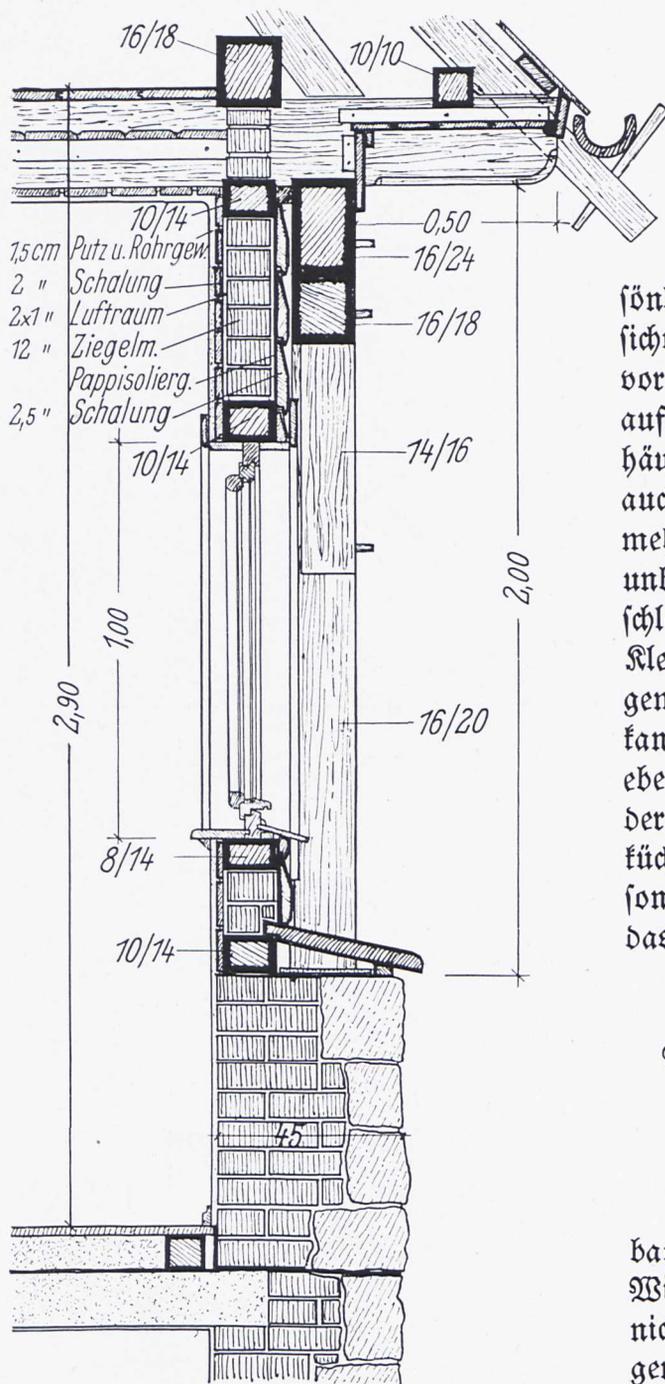


Abb. 190. Querschnitt durch die Außenwand des Umgebіндеhauses Abb. 189 a bis c.

Umgebінде und der weit vorspringenden Dachtraufe in leichter Bauart billig ausgeführt und dabei doch allen wärme- und schalltechnischen Forderungen angepaßt werden können.

und den gesundheitlichen Anforderungen entsprechen. Architekt und Bauherr können hier manche Verbesserungen vornehmen, ohne die Grundzüge der Anlage zu verwischen.

Eine Einschränkung der persönlichen Vorliebe wird durch die Rücksicht auf den Gesamtcharakter des Baues, vor allem aber durch die Kosten ohnehin auferlegt. So wird man in Kleinsthäusern besondere Futterküchen, die ja auch eine zweite Feuerstelle und vermehrten Brennstoffaufwand erfordern, unbedenklich fortlassen können; im schlesischen Berglande bereiten selbst Kleinbauern das Futter auf dem allgemeinen Herde. Auch zu Waschwzwecken kann im Kleinsthause diese Futterküche ebenso entbehrt werden wie eine besondere Waschküche. Gemeinsame Waschküchengebäude sind nicht nur billiger, sondern bringen auch Abwechslung in das Siedlungsbild.

Vorteile des Säulenbaues für die Ausbausiedlung

Die technischen Vorteile des Säulenbaues würden aber nicht genügen, seine Wiederbelebung zu fördern, wenn er nicht auch für die Siedler Erleichterungen brächte. Wir wollen bei Prüfung dieser Frage ganz davon absehen, daß die nichttragenden Erdgeschoßwände unter dem Schutze des davorliegenden

Wichtiger erscheint die Möglichkeit, hinter dem Stützengerüst des Umgebundes nur soviel Raum auszubauen, wie es der Geldbeutel des Siedlers zuläßt. Er braucht also zu Anfang geringere Kosten aufzuwenden oder eine geringere Schuldenlast zu übernehmen, als wenn er das ganze Haus auf einmal herstellen lassen würde.

Es bereitet jedoch Schwierigkeiten, diesen gesunden Gedanken, der mit Recht ein wichtiger Programmpunkt des deutschen Siedlungswerkes ist, befriedigend durchzuführen. Wenn man z. B. nur einen Teil des Hauses errichtet und später erst den Rest anbauen läßt, so klingt das sehr einfach; in Wirklichkeit haften aber diesem Ausbausystem manche Unzulänglichkeiten an.

Schon mit der Forderung, bodenständig zu bauen, läßt sich diese Lösung nur schwer vereinigen. Denn die bodenständigen Formen haben sich geschichtlich entwickelt und verkörpern Gesetze, die höher stehen als die zeitlich gebundenen wirtschaftlichen Gesichtspunkte. Der Gedanke der Volksgemeinschaft kommt nicht zum sichtbaren Ausdruck, wenn die endgültige Gestalt mehr oder weniger unbestimmbaren Faktoren überlassen bleibt. Eine Teillösung birgt immer die Gefahr in sich, daß der Typus, der geschaffen werden soll, nicht zur Entwicklung gelangt. Wie leicht kann die Teillösung zur Dauerlösung werden, wenn der Siedler den weiteren Ausbau nicht vornehmen kann oder will! Außerdem besteht nicht genügend Sicherheit, daß tatsächlich auch in der ursprünglich gedachten Form erweitert wird. Bis der Sinn für die bodenständige Form wieder Allgemeinut geworden ist, werden noch einige Geschlechterfolgen vergehen. Nach den zur Zeit vorliegenden Erfahrungen werden jedoch die Eigentümer in der seit Jahrzehnten üblichen Weise anbauen: ohne jede Rücksicht auf das Bestehende. Der Handel mit nicht bodenständigen Baustoffen hat dann wieder freie Hand, und die neuen Siedlungen werden allmählich zu Musterkarten baulicher Willkür herabsinken, genau so wie viele Sommerfrischen, wo an winzige Häuser drei bis viermal und jedesmal in anderer Bauart angeflickt worden ist.

Die folgenden Darlegungen werden zeigen, daß die Voranstellung der allgemeinen Gesichtspunkte, die Unterordnung der materiellen Forderungen und die Zusammendrängung der Raumerfordernisse nicht nur in technischer, sondern auch in finanzieller Hinsicht vorteilhafter sind.

Was zunächst die technische Durchführung von Gebäudeverlängerungen anbelangt, so glaube man nicht, daß sie sich immer leicht und einwandfrei ausführen ließen. Man denke nur an das Setzen neuen Mauerwerks, an den hierbei in Mitleidenschaft gezogenen Dachanschluß, ferner an die Schwierigkeit, an Fundamente und Geschossmauerwerk zuverlässig anzuschließen, sowie Putzkörnung, Putztechnik und Farbe in Übereinstimmung zu bringen. Auch sollte man die unvermeidlichen Verunreinigungen und Beschädigungen des Altbestandes nicht vergessen. Regen und Frostwetter können während des Anbaues Schäden anrichten, die nicht wieder gutzumachen sind. Leichter und besser gelingt der Anschluß beim Holzfachwerkbau besonders dann, wenn er mit Brettern, Schindeln oder Schiefer verkleidet wird. Aber auch hier wird sich die Verlängerung des Daches sehr deutlich abzeichnen.

Bodenständiges Umgebindehaus

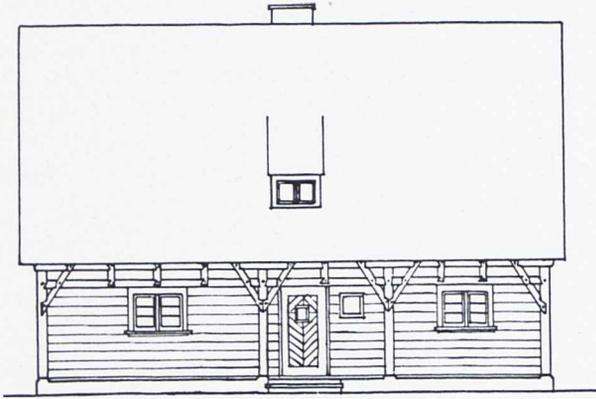


Abb. 191 a. Eingangsseite.



Abb. 191 b. Giebel.

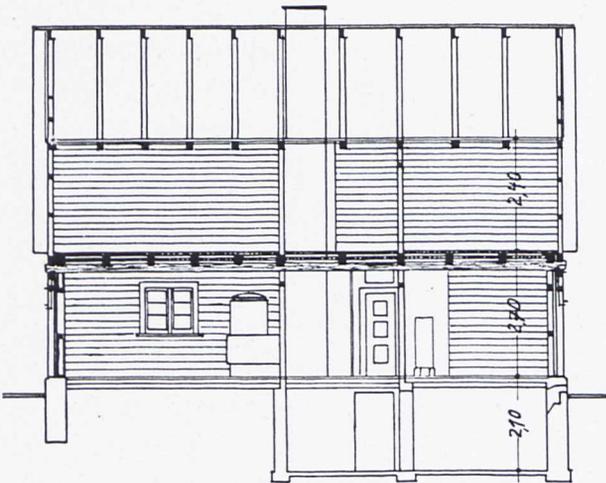


Abb. 191 c. Längsschnitt.

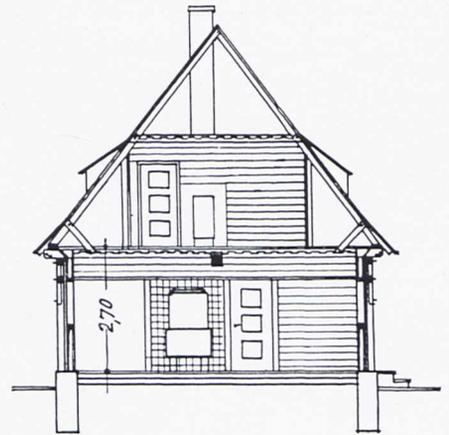


Abb. 191 d. Querschnitt.

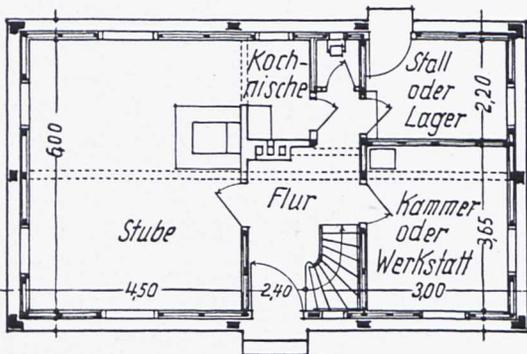


Abb. 191 e. Erdgeschoßgrundriß.

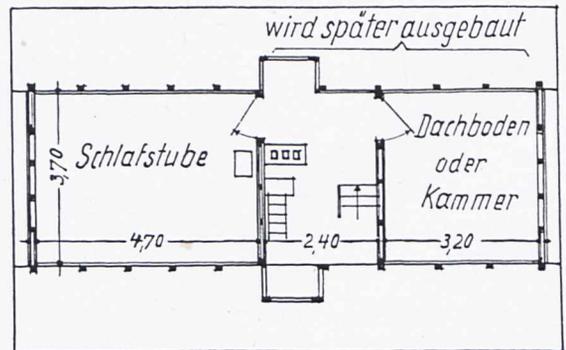


Abb. 191 f. Dachgeschoßgrundriß.

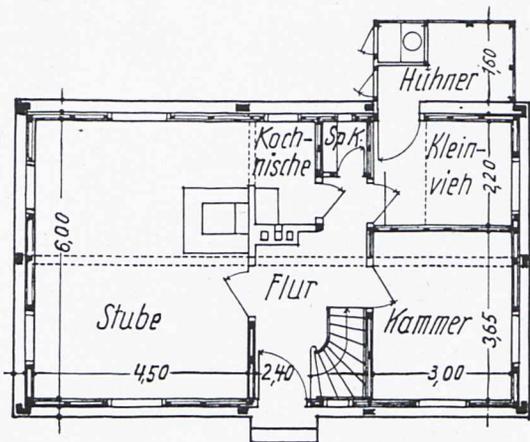


Abb. 191 g. Abwandlung des Erdgeschoßgrundrisses.

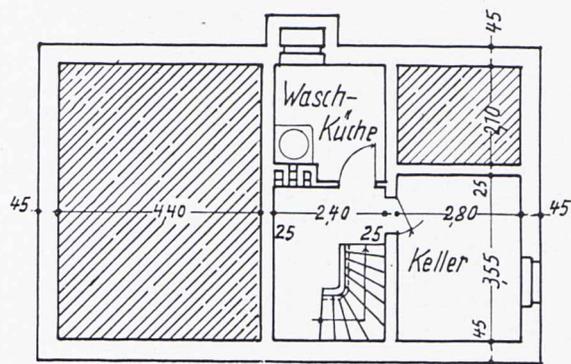
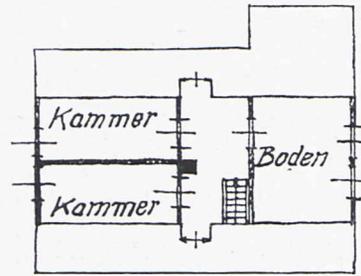
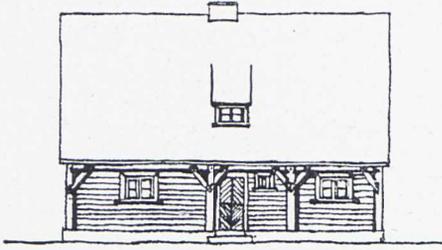


Abb. 191 h. Kellergrundriß.

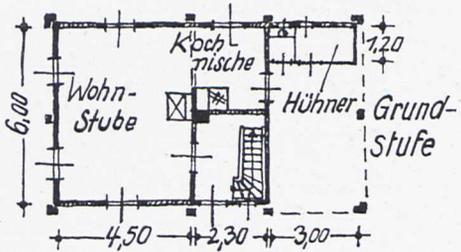
Die Anbaumethode, zur grundsätzlichen Forderung erhoben, ist auch in finanzieller Hinsicht keineswegs so vorteilhaft, wie es im ersten Augenblick erscheint. Da es sich um wenig umfangreiche und nicht von allen Siedlern gleichzeitig vergebene Bauarbeiten handelt, werden sie unverhältnismäßig teuer sein; denn erfahrungsgemäß erzielt man nur bei Vergebung größerer Mengen günstige Preise. Außerdem sind bei den kleinen Anbauten doppelt soviel verschiedene Handwerker zu beschäftigen, als es der Ausbau erforderte. Dachzimmerer, Dachdecker und Klempner brauchen im letzteren Falle nicht mehr bemüht zu werden. Daß der Siedler bei Ausführung von Anbauten in wünschenswertem Umfange mitarbeiten kann, wird kaum möglich sein; auch wird ihm oft in den Monaten, in denen der Anbau durchgeführt werden muß, nicht genügend Zeit zur Verfügung stehen. Schließlich sind die Kosten für unvorhergesehene Arbeiten zu berücksichtigen, die gerade bei Um- und Erweiterungsbauten eine erhebliche Rolle zu spielen pflegen. Wenn auch beim Anbausystem die erstmaligen Kosten niedriger sein werden, so wird für den Gesamtbau letzten Endes mehr aufzuwenden sein, als wenn in den späteren Bauperioden nur Ausbauarbeiten zu leisten sind. Ein in jeder Hinsicht günstigeres Gesamtergebnis läßt sich erzielen, wenn man von vornherein die bodenständige Mantelform des Hauses ausführt, den inneren Ausbau zunächst beschränkt und den Vollausbau in mehreren Abschnitten der Zukunft überläßt. Der bodenständige Charakter des Bauwerkes läßt sich dann nicht mehr verwischen. Selbst wenn der Siedler keinen weiteren Ausbau vornimmt, wird sein Anwesen zu jeder Zeit einen vollständigen und befriedigenden Eindruck machen.

Verdient der Holzbau im Siedlungswesen bevorzugte Berücksichtigung, so bietet er in der Form unseres Säulenbaues in Verbindung mit der altgermanischen dreiteiligen Grundrißform eine geradezu ideale Grundlage für die Ausbausiedlung. Die hier abgebildete Entwurfsstizze Abbildung 191 soll veranschaulichen, wie ungezwungen sich auf bodenständiger Grundlage ein Hauswesen organisch auf- und

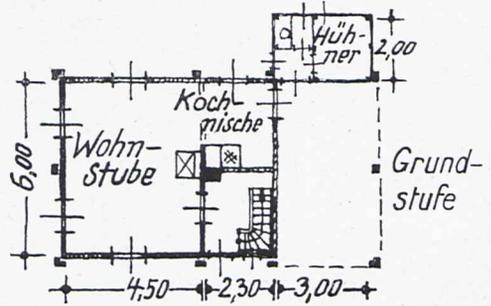
Verschiedene Umgebendehaus-Typen für die Ausbau-Siedlung.



Dachgeschoss



Typ A



Typ B

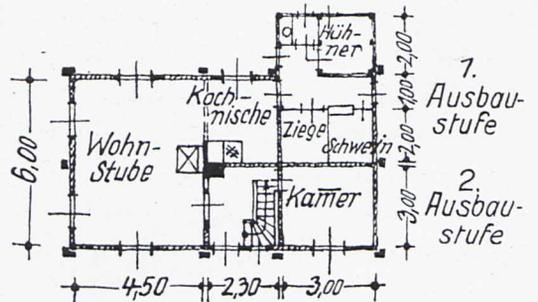
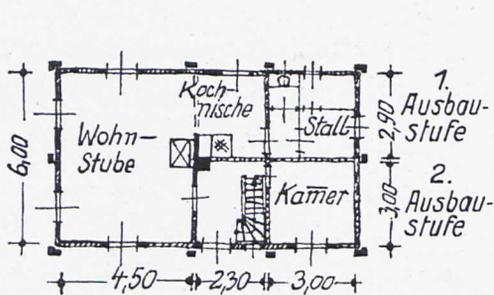
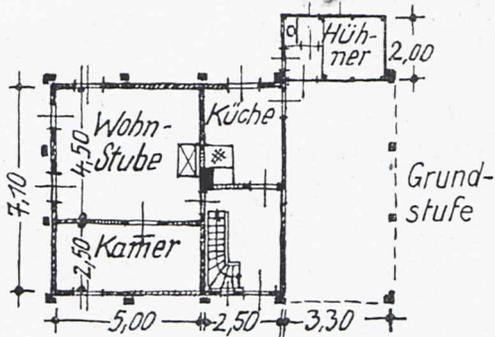
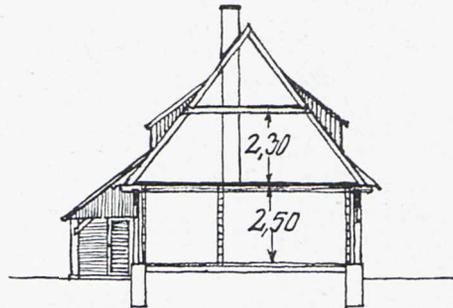
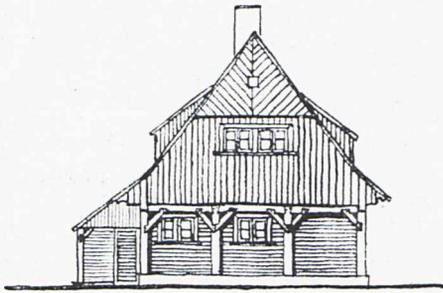
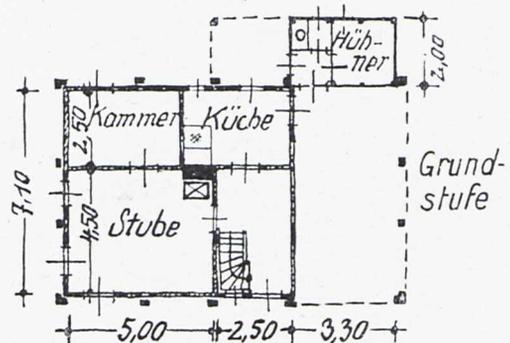


Abb. 192 a bis f.

Verschiedene Umgebendehaus-Typen für die Ausbau-Siedlung.



Typ C



Typ D

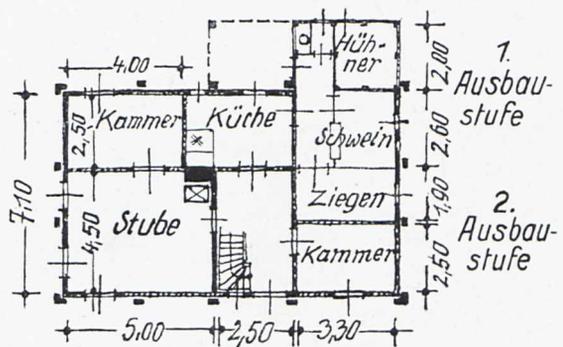
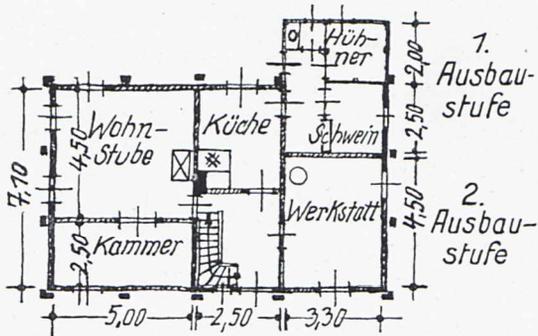


Abb. 192 g bis l.



Abb. 193. Aus Rudolfswaldau (Eulengebirge.)
Schuppen unter dem Schleppdach.



Abb. 194. Försterei Neuwiese im böhmischen Isergebirge.
Windfang und Nebenräume unter dem Schleppdach.



Abb. 195. Haus in Nieder-Klein-Aupa (Rsgb.)
mit „Schupfen“.

ausbauen läßt. Die oben geforderte große Stube hat die dringend erwünschte, annähernd quadratische Grundform und liegt an einer Stelle, die die Beobachtung der Zugänge und des gesamten Geländes erleichtert. Bei der ersten Einrichtung der Stelle werden der größere Dachraum für Aufbewahrungszwecke und der überdeckte offene Vorplatz für Arbeiten im Freien und zum Unterstellen von Wagen und Gerät nur willkommen sein. Der weitere Ausbau bereitet später keine Schwierigkeiten. Der Siedler wird im größeren Umfange, als es sonst technisch vertretbar ist, selbst mitarbeiten können. So wird ihm z. B. das Zurichten und Annageln von Verbretterungen leicht von der Hand gehen. Unter dem Schutze des Daches läßt sich bei schlechter Witterung ununterbrochen weiterarbeiten, was die Ausbaufkosten ebenfalls verbilligen muß.

Wenn auch das Umgebäude die Reihenfolge des künftigen Ausbaues vorschreibt, so läßt es dem Siedler doch mehr Spielraum für seine Sonderwünsche, als es bei Ausführung eines ganz neuen und teureren Baukörpers möglich sein würde. Er kann sich mit dem Ausbau eines Dachraumabschnittes begnügen und im Erdgeschoß die Vorlaube bestehen lassen; oder er kann wegen der geringeren Kosten schon früher zum Vollausbau seines Hauses gelangen oder diesen in mehreren Abschnitten, teilweise sogar behelfsmäßig, ausführen, ohne hierdurch dem Aussehen des Bauwerkes irgendwie zu schaden. Auch ein von

vornherein anzulegendes Schleppdach (Abb. 193/194) ist ein einfaches Mittel, die Aufführung eines mit besonderem Dach zu schützenden, unnötig umfangreichen Bauteiles zu vermeiden. Oder man lege einen „Schuppen“ an das Haus, wie es auf der Südwestseite des Riesengebirges üblich ist (Abb. 195).

Die anfänglichen geringen Mehrkosten für Stützengerüst, Balkenlage, Dachverband und Dachdeckung werden von den Vorteilen, die sie bringen, mehr als aufgewogen. Dem Siedler wird die überaus schwere Arbeit des Aufbaues erleichtert; und der Volksgemeinschaft, die ihm etwas mehr als das Allernotwendigste zum Leben gibt, wird diese sichtbare und weitherzige Fürsorge nur größere Festigkeit und um so stärkeren Zusammenhalt einbringen. Es geht nicht an, lediglich materielle Gesichtspunkte entscheiden zu lassen. Die ideellen Werte, die Triebkräfte der Nation, müssen ebenfalls in die Waagschale geworfen werden. Die höheren Gesichtspunkte bringen schließlich auch materielle Vorteile.

Lage des Gebäudes auf dem Grundstück

Die geschlossene, langgestreckte Grundrißform erleichtert auch die Lage des Gebäudes auf dem Grundstück. Es empfiehlt sich, das Haus möglichst an die Nachbargrenze in der Vorder Ecke des Grundstückes zu rücken, weil von dieser Stelle aus der beste Überblick möglich ist, nur ein Zugangsweg angelegt zu werden braucht, die Hofbildung günstiger gestaltet und die Anlage von Nebengebäuden, wie Schuppen und Scheunen, ermöglicht wird; auch die Gartenfläche hängt dann besser zusammen und läßt sich günstiger ausnutzen. Bei Errichtung von Doppelhäusern ist diese Lage ohnehin gegeben.

Die bodenständige Siedlung

Zeichnerisch, lichtbild- oder modellmäßig läßt sich die Wirkung von Häusergruppen und Siedlungsplänen nicht so wiedergeben, daß sich hieraus ein genügend zuverlässiger Maßstab für das Aussehen in der Wirklichkeit gewinnen ließe. Erst die natürliche Größe und die Lage in der Natur selbst geben Gewißheit darüber, ob der Siedlungsschöpfer das Richtige getroffen hat. Der Geist des Ortes erst ist der Richter über den Wert oder Unwert einer Siedlung. Deshalb bedarf es auch eines angeborenen Einfühlungsvermögens und der durch längere Berührung mit dem Lande erworbenen Fähigkeit, gefühlsmäßig den Forderungen des Standortes gerecht zu werden.

Die Rücksicht auf das Gesamtbild der Siedlung darf man auch beim Ausbauverfahren nicht außer acht lassen. Die schlichte, natürliche Hausform führt hier allein zu einem befriedigenden Siedlungsbild. Umbauten, mögen sie an

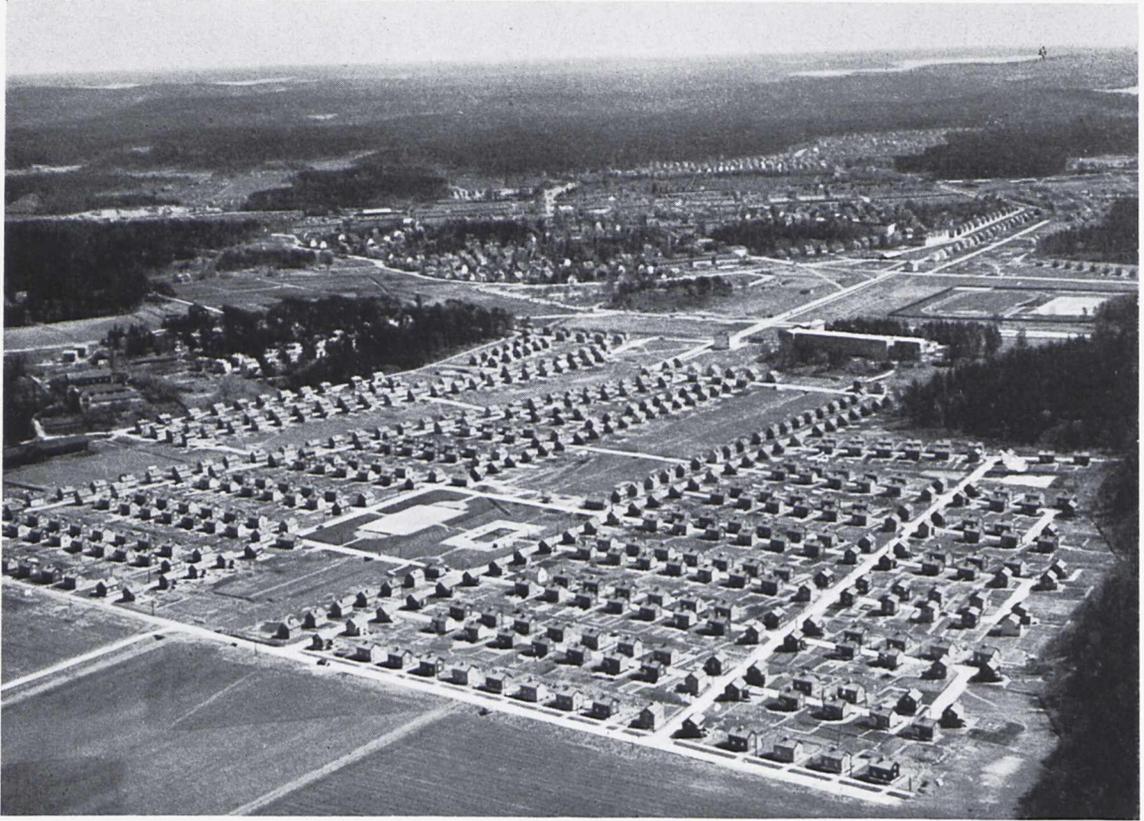


Abb. 196. Übertreibung des Eigenheimgedankens. Die Folge: Starrer Schematismus ohne inneres Leben.

wenigen Häusern noch angehen, wirken unschön, wenn sie mehrere Duzendmal hintereinander in derselben Form auftreten. Der Schematismus, der sich hierin zeigt, ist ein Feind bodenständigen Siedlungswesens. Er kennzeichnet leider die meisten Anlagen des verflorenen, geschmacklich aber noch längst nicht überwundenen Zeitalters.

Damit noch nicht genug, setzte man sich über alle von der Natur schon vorgezeichneten örtlichen Gegebenheiten hinweg: Vorhandene, mit unübertrefflicher Sicherheit geführte Feldwege, Feldraine, Steine-, Strauch- und Baumgruppen, Berghalden und dergleichen wurden rücksichtslos beseitigt, statt sie geschickt zur Belebung des Bildes auszuwerten. „Tabula rasa“ für die neue Siedlung, damit sie sich in größtmöglicher Gleichmäßigkeit ungehemmt über das Gelände ergießen kann; Straßen, die umständlich geführt werden und den natürlichen Verlauf der waagerechten Höhenlinien zugunsten ausgeklügelter Siedlungsformen bewusst mißachten, das sind untrügliche Kennzeichen einer vom Geiste des Bodenständigen noch nicht durchdrungenen Zeit.

Die Siedlung soll ein Gemeinschaftsbild sein. Unfertige würfelförmige Häuschen (Abb. 196), wie es auch die Kerne von Ausbauhäusern viele Jahre hindurch sein werden, lassen aber dieses Bild nicht aufkommen; sie zerreißen den



Abb. 197. Siedlungslandschaft aus dem Erzgebirge unweit der Ölmühle bei Freiberg (Sa.).

Zusammenhang und erwecken den Eindruck eines übersteigerten Individualismus. Nur längliche Häuser schließen sich zu einer organischen Siedlung zusammen. Auch aus diesem Grunde ist die bodenständige endgültige Mantelform, die volle Länge des Hauses, unentbehrlich. Deshalb sind auch langgestreckte Doppelhäuser an geeigneten Stellen erwünscht. Die Abwechslung, die hierdurch das Siedlungsbild erhält, wird nur angenehm empfunden werden und kommt auch dem Gemeinschaftsgedanken näher.

Ebenso wie die allzu starke Betonung des Eigenlebens jeder kleinen Siedlerstelle vom Übel ist, so soll sich auch die Siedlungsanlage nicht eigenwillig der Natur aufdrängen und sie zu beherrschen trachten. Besonders im gebirgigen Gelände wird der Fehler gemacht, Siedlungskomplexe so anzulegen, daß sie als festungsartige Massengebilde wirken und sich hart gegen die Natur abschließen. In der Ebene mag dies unter bestimmten Voraussetzungen angebracht sein. Im Gebirge jedoch lockern sich naturgemäß die Dörfer nach den Rändern zu auf, so daß sie zwanglos in die Landschaft übergehen. Hiernach sollte bei größerer Häuserzahl auch heute verfahren werden. Es wird oft Siedler geben, die aus verschiedenen Gründen etwas außerhalb des Siedlungskernes leben möchten, besonders dann, wenn sie dort Pachtland in unmittelbarer Nähe haben und beabsichtigen, Land hinzuzukaufen und sich zum Bauern herauszuarbeiten. Die in Abbildung 197 wiedergegebene Siedlungslandschaft aus dem Erzgebirge weist deutlich in diese Richtung. Man sollte diese Möglichkeiten bei Planung der Anlage nicht außer acht lassen und deshalb dort, wo es zweckmäßig erscheint, auch die bäuerliche und die nichtbäuerliche Siedlung als

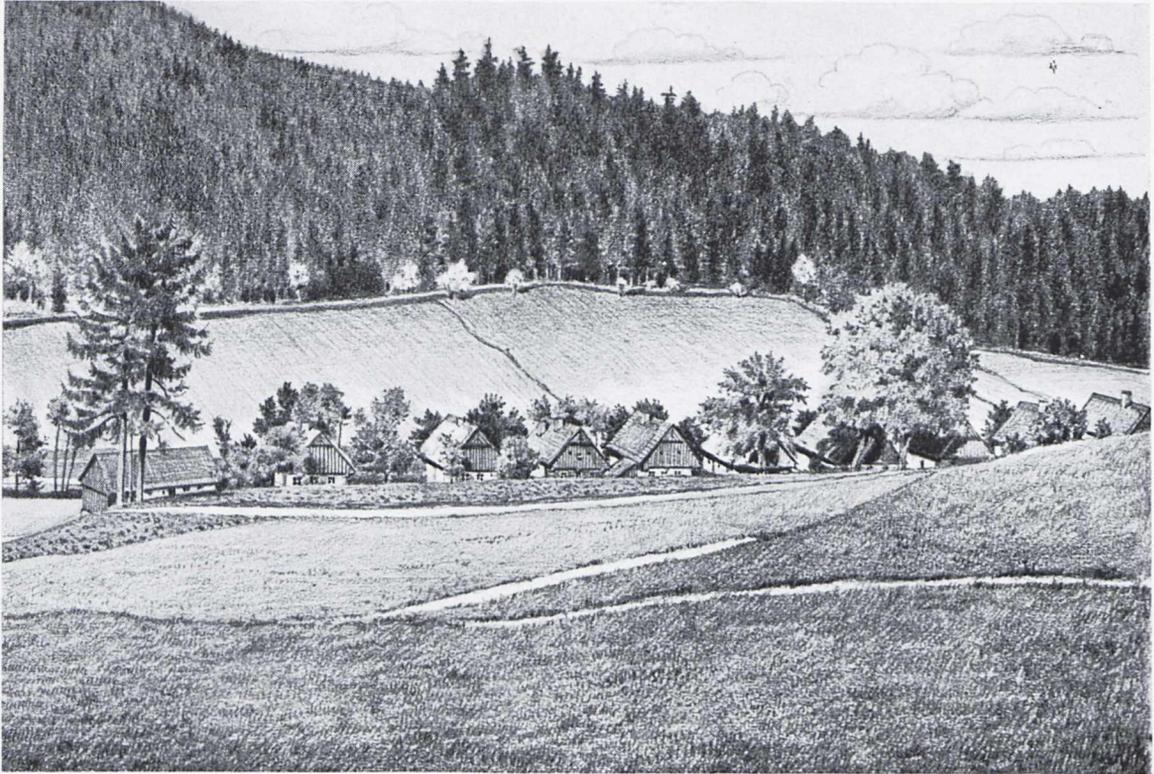


Abb. 198. Geschlossene Häuserreihe der Kolonie „Am Stegreifen“ bei Wekelsdorf in Böhmen.

geschlossenes Ganzes behandeln, statt wie bisher beide Gebiete scharf voneinander zu trennen.

Bei landwirtschaftlichen Siedlungen hat sich der Anschluß an ein Restgut mit größeren Gebäuden und Baumbestand nicht nur volkswirtschaftlich als zweckmäßig erwiesen; er hat auch das Siedlungsbild wohlthuend beeinflusst. Sollte man nicht auch bei anderen Siedlungsarten nach Möglichkeit entweder an einen vorhandenen Kern anschließen oder einen solchen gleich bei der Planung vorsehen, statt die neue Anlage ganz sich selbst zu überlassen? Diese Kernbildung an geeigneten Stellen kann in verschiedener Weise durchgeführt werden. Entweder sieht man dort nach dem Vorbilde der fast in jedem Dorfe früher vorhandenen Kretschams ein Gemeinschaftshaus mit Gastwirtschaft sowie mit Baumgarten vor, siedelt Fleischer, Bäcker und Handwerker in der Nähe an, oder man errichtet einige etwas größere Wohngebäude, die für die erste Zeit von Lehrsiedlern bewohnt werden und — wenn es die Entwicklung mit sich bringt — später einem landwirtschaftlichen Kleinbauernbetrieb nutzbar gemacht werden können.

Vor allem sollte man den Führergedanken in jeder Siedlung sichtbar, wenn auch nicht auffällig, zum Ausdruck bringen. Selbst in der Nähe alter Stadt- und Dorfanlagen ist dies nötig, wenn es sich um Stadtrand-, Nebenerwerbs- und Industriearbeiter-Siedlungen handelt; denn sie verlangen einen ihrer Eigenart



Abb. 199. Aufgelockerte Häuserreihe der Kolonie „Neuhäuser“ bei Neudorf in der Grafschaft Glatz.

angemessenen Mittelpunkt, um fest einzuwurzeln zu können. Es würde diesem Ziele nicht dienlich sein, die Siedlung auf den Anschluß an ein lange noch wesensfremdes städtisches oder landwirtschaftliches Gemeinwesen zu verweisen. Verzichtet man auf das Erbanten-Prinzip, so ist die Rückgliederung zur ländlichen Daseinsform viel leichter zu erreichen.

An die augenblickliche Lage allein darf man nicht denken; weit vorausschauend ist das Entwicklungsmäßige stärker zu betonen. Die Siedlungstätigkeit der Zukunft darf sich nicht darin erschöpfen, fast gleich große Anwesen einfach dicht nebeneinander zu legen. Beim Aufbau der Siedlung ist vielmehr danach zu streben, einen organischen Entwicklungsvorgang darzustellen.

Das bisherige Schema muß deshalb zugunsten einer in sich beweglichen Siedlungsanlage verlassen werden. Das heißt, man darf weder das Flächenaufteilungsprinzip totreiten, noch starr an einer Grundstücks- oder Hausgröße festhalten. Soll eine Siedlung leben und dauern, so braucht sie in sich selbst eine größere Bewegungsfreiheit und vor allem Entwicklungsmöglichkeiten. Diese Forderung führt aber zur Einstreuung einiger etwas größerer oder kleinerer Einheiten und zu einer Aufteilung, die nicht nur den natürlichen Gegebenheiten und ihren Unterschieden, sondern auch den von einander abweichenden Raumverhältnissen Rechnung trägt. Dann wird es auch leichter möglich sein, in unserer noch

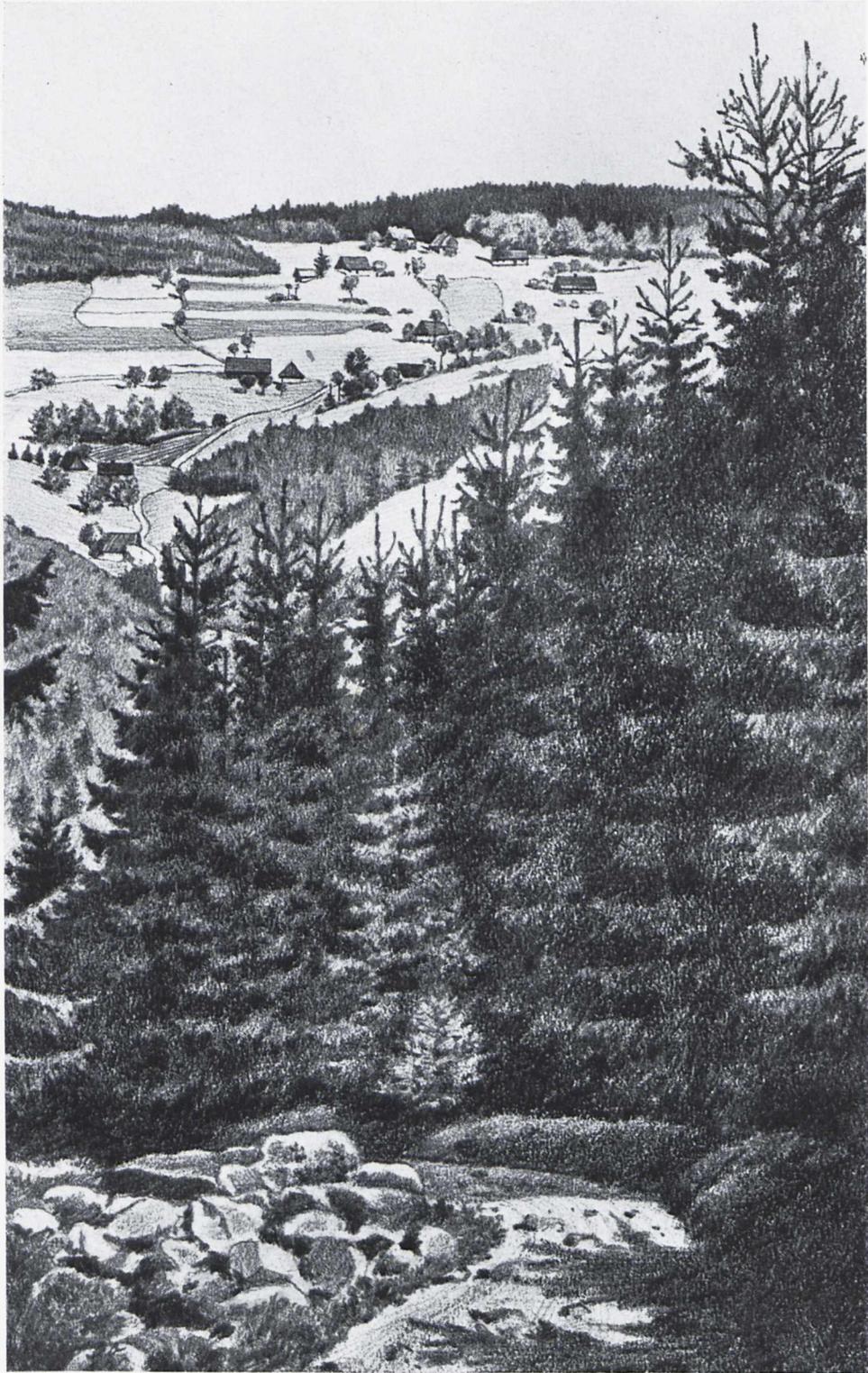


Abb. 200. Streusiedlung oberhalb Wölfelsgrund, Grafschaft Glatz.

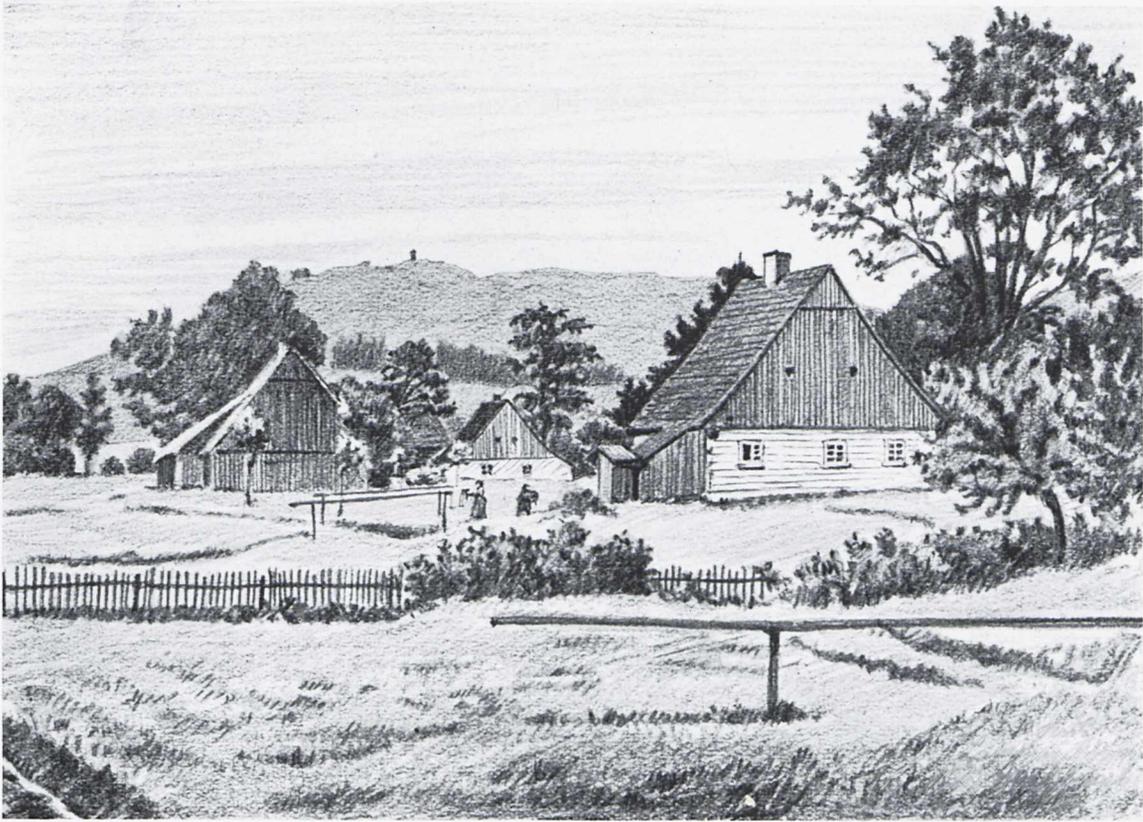


Abb. 201. Langwaltersdorf, Kr. Waldenburg.

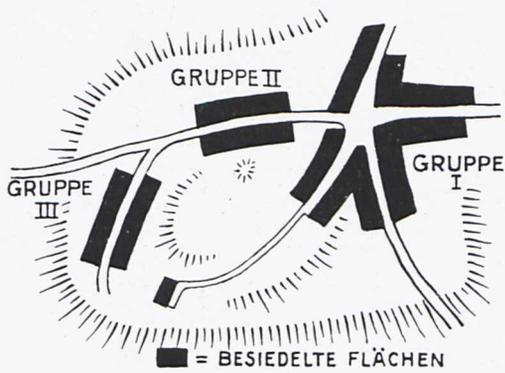


Abb. 202. Dorflage in Rohnau bei Hirschfelde (Sa.).

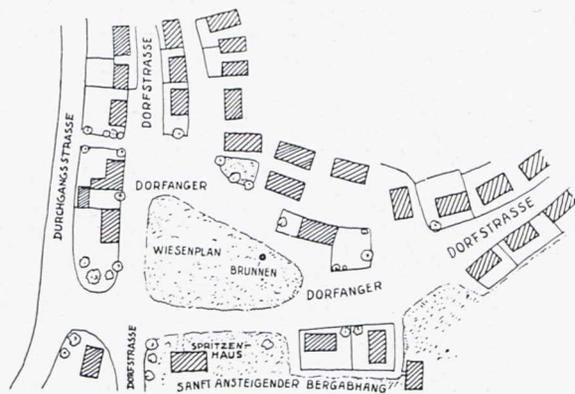


Abb. 203. Dorflage der Kolonie „Lehde-Häuser“ bei Hirschfelde (Sa.).

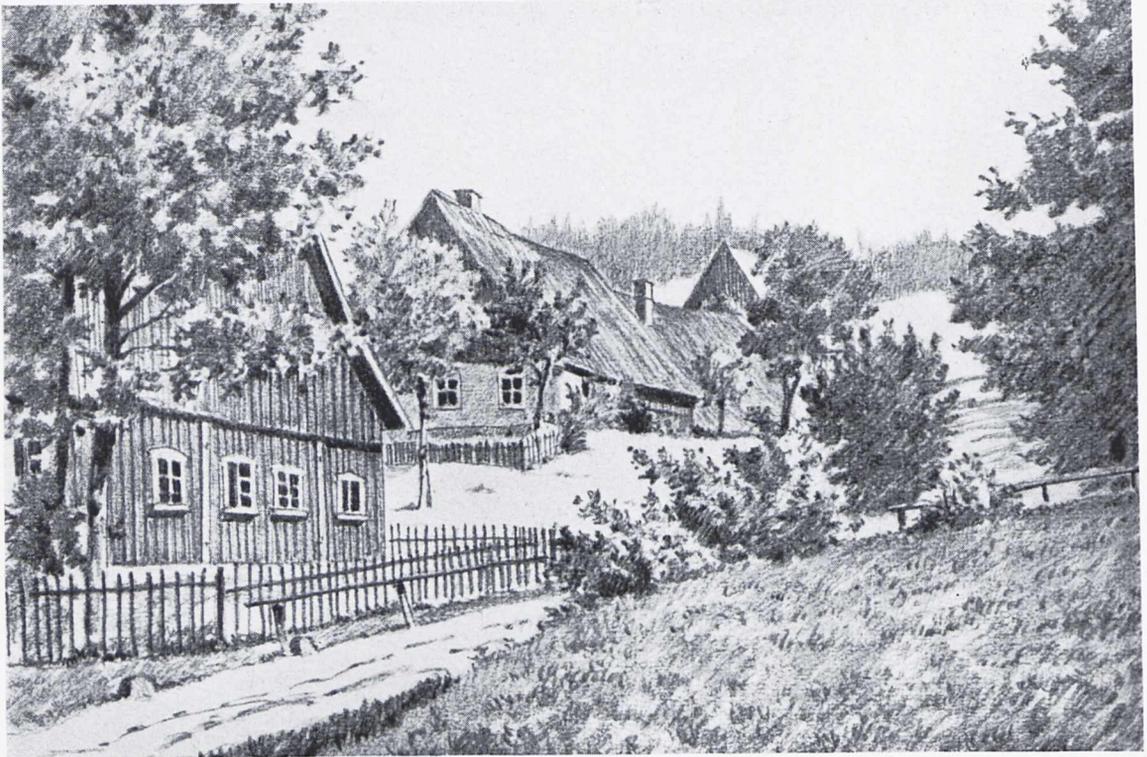


Abb. 204. Aus Steinau, Kr. Waldenburg.

lange währenden Übergangszeit, bei veränderten wirtschaftlichen oder Familienverhältnissen, Gelegenheit zum Erwerb größerer oder kleinerer Anwesen, zum Bezuge einer anderen Wohnung oder eines Anteils zu bieten.

Letzten Endes braucht deshalb eine Siedlung innerhalb oder außerhalb ihres Gebietes Ausdehnungsmöglichkeit, also Reserveland. Nur dieses verbürgt — ebenso wie der Massenüberschuß beim Aufbau des Hauses — die Festigkeit des Organismus! Ohne Reservekräfte keine Stetigkeit in der Entwicklung!

Einige Beispiele mögen eine Vorstellung davon geben, mit welchem Feingefühl frühere Dorfsiedlungen sowohl in geschlossener wie in aufgelockerter Form angelegt worden sind. Die Kolonie „Am Stegreifen“ bei Wetelsdorf in Böhmen (Abb. 198, S. 186), in der Nähe der bekannten Felsenstadt, liegt in halber Höhe eines Bergabhanges zwischen dem Bach und dem Waldestrand und besteht nur aus einer einzigen Häuserzeile, die jedoch an beiden Enden und in der Mitte durch große Baumgruppen weithin gekennzeichnet und durch niedriges Strauch- und Buschwerk zwischen den Häusern wirkungsvoll belebt wird. Im Gegensatz zu dieser streng geordneten Reihung steht die aufgelockerte Häuserreihe der „Kolonie Neuhäuser“, die sich bei Neundorf in der Grafschaft Glas am Fuße eines Berges entlangzieht (Abb. 199, S. 187). Trotzdem jedes Haus in einer anderen Richtung steht, wird man nicht versucht, von willkürlicher Gestaltung zu sprechen. Die Gebäude sind derart sinnvoll

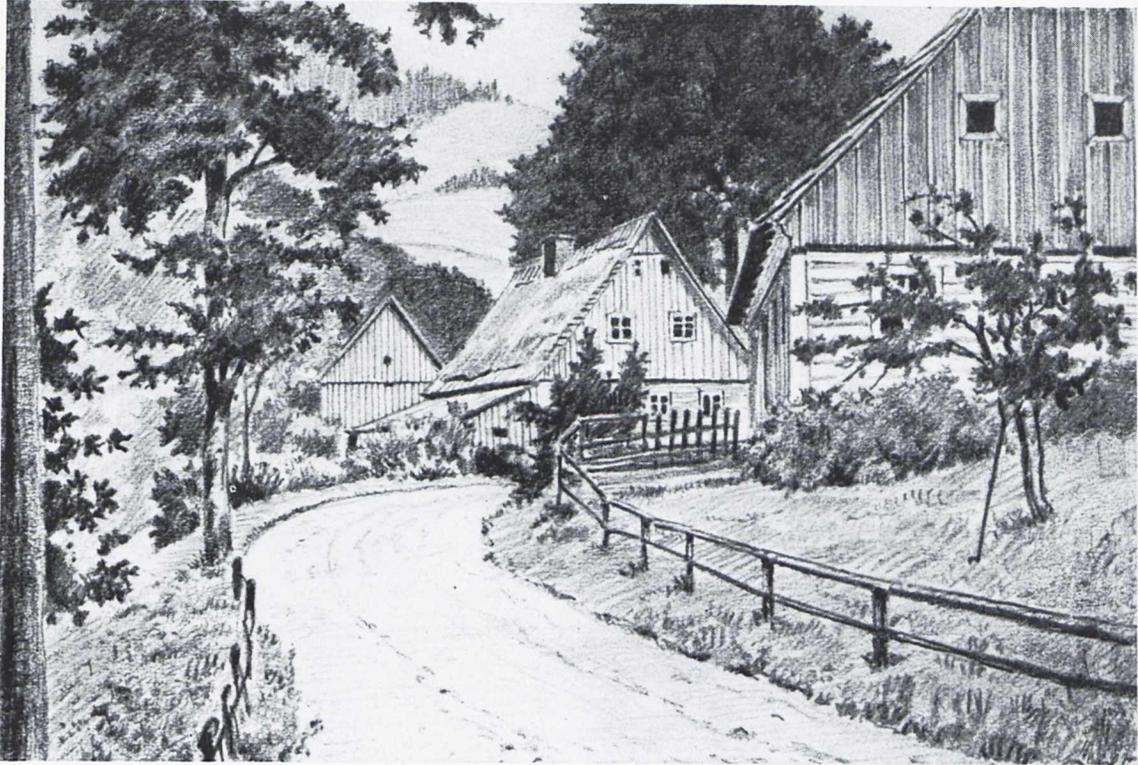


Abb. 205. Aus Reimswaldau, Kr. Waldenburg.

in die Natur eingliedert, daß diese auch das Werk von Menschenhand unter den Schutz ihrer ordnenden Gesetze nimmt. Die völlig aufgelockerte Streusiedlung auf Abbildung 200, S. 188, liegt auf einem Südhange, hoch über der bekannten Sommerfrische Wölfelsgrund. Hier wirken die Gebäude im Zusammenklang mit Feld, Wiese, Wegen, Ackerbegrenzungen und dazwischengestreutem Baum- und Buschwerk als Bereicherung des Naturbildes. Welch ein Gegensatz zu den neuesten Siedlungen unserer Zeit, die als gewaltsamer Eingriff in die Natur bezeichnet werden müssen! Abbildung 202, S. 189, aus Rohnau bei Hirschfelde (Amtsh. Zittau) belehrt uns über die Möglichkeit, ein größeres Siedlungsvorhaben in nebeneinander liegende Gruppen aufzuteilen. Wie ein größeres Gut in den Außenbezirken Vorwerke unterhält, so haben sich hier außerhalb des ältesten Dorfkernes, jedoch in nächster Nähe desselben, Nandsiedlungen gebildet, wodurch überaus abwechslungsvolle Dorfbilder entstanden sind. Eine dieser Siedlungsgruppen ist in Abbildung 179, S. 157, wiedergegeben. Daß auch schon in früheren Zeiten Neusiedlungen von der Hauptverkehrsstraße abgerückt worden sind und sich in geschützterer Lage zweckmäßiger entwickelt haben, als es zu beiden Seiten der Durchgangsstraße möglich gewesen wäre, beweist uns der Lageplan Abbildung 203, S. 189, von der Kolonie „Lehdehäuser“ bei Hirschfelde. Zwanglos legen sich um den Dorfkern die kleinen Häuser, um sich dann an beiden Enden in geregelter Stellung straßenmäßig zu vereinigen.



Abb. 206. Dorfstraße in Liebersdorf, Kr. Waldenburg.

Schließlich führen uns die Abbildungen 201 und 203 bis 206 einige Dorfausschnitte aus dem Waldenburger Berglande vor Augen, als Musterbeispiele für die Anpassung an das Gelände und für die Freiheit, die der alten germanischen Dorf- flur innewohnte. Diese Bruchstücke alter Siedlungsweise sollten uns daran erinnern, wie weit wir bei unserer neuzeitlichen Siedelei noch vom bodenständigen Siedlungs- wesen entfernt sind. Um dorthin zu gelangen, bedarf es aber nicht nur gründlicher Vorkenntnisse, sondern auch der innigen Verbundenheit mit dem Boden selbst. Des- halb kann auch der in der Stadt lebende Siedlungsschöpfer eines längeren Aufent- haltes auf dem Lande nicht entbehren, wenn er das Fingerspitzengefühl für den Lebensnerv und für die feinsten Verästelungen der ländlichen Kultur gewinnen will.

3. Kapitel

Die Folgen der Wiederbelebung

Das Zukunftsbild aller Siedlungen in einer abgeschlossenen Landschaft sollte sich in seinen wesentlichsten Zügen von vornherein so klar vor dem geistigen Auge des Siedlungsschöpfers aufbauen, daß er die Sonderinteressen dem großen Ge- danken der Wiederbelebung der Heimat auf bodenständiger Grundlage unterordnen kann. Dies gilt für den Wiederaufbau der ostdeutschen Kultur in ganz besonderem Maße. Die bodenständige Form des ostgermanischen Hauses ist wiedergefunden. Sie kann deshalb beim Instandsetzen der alten und bei der Planung neuer Siedlun- gen dieselbe Bedeutung beanspruchen wie die ländlichen Volksstile anderer deutscher Landschaften. Bei der Wiederaufrichtung der ostgermanischen Kultur willkürlich vorzugehen und die bodenständigen Formen auch weiter- hin beiseite zu schieben, würde mit einer Preisgabe dieser Kultur gleichbedeutend sein.

Nur mit der Belebung einer bodenständigen Baukultur wird die Verbindung mit der Vergangenheit sichtbar wiederhergestellt. Dieser Vorgang ist von weittragender Bedeutung. Denn was man mit Händen greifen kann, das ist Wirklichkeit, das glaubt auch der einfachste Volksgenosse. So ist die Pflege eines bodenständigen Bauwesens eines der am nachhaltigsten wirkenden Mittel, mit dem Anschluß an eine große Vergangenheit das Volksleben umzu- wandeln und gesünderen Zuständen zuzuführen, die von Dauer sind.

Dies würde sich nicht zuletzt auf den Handwerkerstand günstig auswirken, dem bei dem Neuaufbau eine der wichtigsten Rollen zufallen muß. Daß das Hand- werk im alten Sinne nicht mehr besteht und viel verlernt hat, hat jeder Bauleiter erfahren. Man hebt aber das Handwerk nicht, wenn man ihm lediglich irgendwelche Aufträge gibt, sondern nur dadurch, daß man ihm höhere Aufgaben stellt. Wenn mit den heimischen Bauepflogenheiten der

Handwerker angeregt wird, wieder selbstschöpferisch zu sein, wenn nur das als eigentlich werkgerecht bezeichnet wird, was bodenständig ist, dann wird dem Pfluscher- tum im Bauwesen das Wasser abgegraben.

Der Bauhandwerker aber, der bodenständig bauen muß, wird dazu erzogen, zuerst dem Werke selbst zu dienen, sein Denken und Schaffen höheren Gesichtspunkten unterzuordnen. Bald wird es sich zeigen, ob er seinen beruflichen Anlagen und seinem Charakter nach für den Handwerkerstand wirklich geeignet ist. Die ehrlichen Könner, die in ihrem Berufe aufgehen, werden dann wieder zu Ehren kommen. Auch wenn Meister und Gesellen zu einer lebendigen Gemeinschaft zusammen- wachsen sollen, ist das bodenständige Werk vonnöten, das dem Emp- finden und Denken jedes einzelnen die gleiche Richtung gibt und ihnen auch innerlich nahesteht. Auf dem gemeinsamen festgefügtten Grunde des Bodenständigen erziehen sich die Meister gegenseitig im Wettbewerb wirk- lichen Könnens zu immer besseren Leistungen, und den Besten gelingt es schließlich auch, zum Gipfel der Kunst vorzudringen, ohne daß sie den Boden des Artgemäßen unter den Füßen verlieren. Die tüchtigen und schöpferischen Kräfte werden dann auch Erfolg haben und sich als natürliche raffische Auslese gegenüber den Minder- wertigen durchsetzen können.

Aber neben dem Baugewerbe werden auch alle anderen Handwerker in diesen Vorgang mit hineingezogen. Man wird auch hier, durch das Beispiel des Zimmer- gewerbes ermuntert, den Wert handwerklicher Qualitätsarbeit mehr und mehr schätzen lernen, in Technik und Formgebung alter vorbildlicher Leistungen eindringen und sich hierdurch zu neuen Schöpfungen anregen lassen. Die höhere Bewertung handwerklicher Leistung führt auch hier zu einer Vermehrung selbständiger und wert- voller Existenzen.

Es wäre schließlich sehr zu begrüßen, wenn sich Handwerk und Industrie zur Arbeitsgemeinschaft am bodenständigen Werk zusammenfinden würden. Die Industrie könnte dem Handwerk bei seiner schweren Aufbauarbeit Hilfestellung leisten, indem sie verbesserte Rohstoffe, Serien- und Halbfertigfabrikate (z. B. nach bestem Verfahren künstlich getrocknetes oder imprägniertes Holz, Bau- und Wand- platten) liefert, die auf das bodenständige Haus zugeschnitten sind, und auf holz- technischem Gebiete Versuche durchführt, die auch dem Handwerk Nutzen bringen.

Eine derartige Entwicklung kann sich naturgemäß nur allmählich vollziehen; es wäre auch verfehlt, sie irgendwie zu überstürzen. Was zur Reife kommen will, muß dem natürlichen Wachstum überlassen bleiben. Zu den nächstliegenden Er- fordernissen gehört es zweifellos, dem Nachwuchs sowohl im Handwerkerstande wie auf Baugewerkschulen und Technischen Hochschulen eine Ausbildung zuteil werden zu lassen, die in allen Fragen des ländlichen Siedlungswesens das Bodenständige in den Mittelpunkt des Unterrichtes stellt.

Durch den Verlust der bodenständigen Kultur hat aber auch die deutsche Volkswirtschaft schweren Schaden erlitten. Welche Werte des:

halb mit der Wiederbelebung des bodenständigen Bauwesens dem Volksvermögen von neuem zugeführt werden können, liegt auf der Hand. Wenn die Forderung erhoben wird, die Neubauten auf längere Dauer zuzuschneiden, wenn ein Mehrverbrauch an Naturbaustoffen in die Wege geleitet wird, so bedeutet das nicht allein eine Vermehrung von Arbeitsaufträgen auf dem Binnenmarkt, sondern auch eine Festigung der heimischen Wirtschaft. Auch der Holzbau, der bisher jahrzehntelang zu unrecht vernachlässigt worden ist, wird für unsere Volkswirtschaft eine um so größere Bedeutung erlangen, als er einen Rohstoff zu Ehren bringt, den wir in Menge besitzen, und dessen Vielseitigkeit auch von künstlichen Baustoffen unabhängig macht. Unsere Forstwirtschaft wird in gesündere Bahnen gelenkt, weil sie durch Waldpflege, Vergrößerung und Verbesserung des Holzbestandes dafür sorgen muß, die Güte und somit den Dauerwert des ihr anvertrauten Volksgutes zu mehren.

Über allen Einzelforderungen steht jedoch das große Ziel, die so lange vernachlässigte Kultur der Landbevölkerung wertvoller östlicher Grenzgebiete zu heben. Die bisherige Abhängigkeit von den großen Städten, das Hörigkeitsverhältnis zu übermächtigen landfremden Einflüssen aller Art hat das Land zur „Provinz“ gemacht und das Landleben zu einer Daseinsstufe herabgedrückt, die für viele Volksgenossen die Anziehungskraft verloren hatte.

Im Osten, wo die Landflucht besonders stark gewesen ist, wird es erst recht notwendig werden, die Bevölkerung vom drückenden Gefühl der Minderwertigkeit zu befreien und ihr das Bewußtsein des eigenen Wertes zurückzugeben. Indem man die bodenständige Heimstätte wieder zu Ehren bringt, richtet sich an ihr das Selbstvertrauen wieder empor. Und wenn man gelernt hat, in Sitten und Gebräuchen wieder fest auf eigenen Füßen zu stehen, sich wirtschaftlich unabhängig zu machen, und dem Siedelungsbilde des Ostens wieder das bodenständige Gesicht zu geben, dann ist der berechtigte Stolz auf die eigenen Leistungen der beste Nährboden der Heimatliebe. Nur durch Festigung heimatlicher Sitten läßt sich eine wurzelfeste Landbevölkerung schaffen, ein zuverlässiges Bollwerk gegen äußere und innere Kräfte der Zerstörung. Die organische Ordnung, die von den völkertumsfeindlichen Mächten bekämpft wurde, wird von selbst wieder aus dem Volksleben herauswachsen.

Das Land erhebt sich zum gleichberechtigten Kulturträger durch Arbeit an sich selbst. Diese Arbeit beginnt aber mit der Gestaltung des bodenständigen Hauses. Wie der Verfall der heimischen Bauweise den Verfall der deutschen Kultur begleitet hat, so gehört das bodenständige Haus auch zu den wichtigsten Grundlagen der russischen Wiedergeburt.

Wohin wir sehen, überall liegt am Grunde des Geschehens die Schöpferkraft des Bodenständigen. Mißachtet sie weiter, und ihr werdet mit allen euren Bemühungen den Verfall nicht aufhalten. Hebt sie empor, und ihr werdet das Volkstum auf eine Grundlage stellen, die ewiges Leben verheißt.

Anhang

I. Urkunden vom Fürstentumscham in Michelsdorf

a) Inschrift der alten Truhe im Fürstentumscham in Michelsdorf (Kreis Landeshut).

„Anno 1012 Hat ein Böhmischer Edelmann Herr Michael ꝛ Michalowes das Dorff Michelsdorff erbauet und nach seinem Nahmen genennet und ward der Herrschaft Trautenau und Schazler zugethan, darnach absterben des obbemelten Herrn Michale ꝛ Michalowes, als man Schreib 1030. er freyete ihm ein Böhmischer Herr seine nachgelassene Schwester Anna und bekam das Dorff Michelsdorff mithe, dieser Herr Schreib sich in Böhmischer Sprachen . . . tzlaw sedlecky zaügezdec d. . . a Mecholu Pechewehs, aber über eine lange Zeit und viel Jahr, als der Fürst Herzog Bolcke das Kloster und Stifft Grüssaw erbauet, Hat er das Dorff Michelsdorff zum Kloster Grüssaw ausgebethen beyrn Kayser Carolo dem Vierdten welcher der 10. König in Böhmen war, und dieweil der Kayser Carolus den Stifften und Klöstern gerne große Gnade erzeigete, Schandte er dem Herzog Bolcke noch zwey Dörffer zu dem gestifft und Kloster Grüssaw, als nemlich Albendorff und oud Bertelhsdorff, welches geschach im 1363. Jahr, also kahmen obbemelte drey Dörffer Michelsdorff, Albendorff und Bertelhsdorff von der Mannschafft und Herrschaft Trautenaw und Schazler in das Schlesiße refir unter die Geistlichen gühter und Stifftung, aber Herzog Bolcke starb im fünften Jahr hernach als man Schreib 1368.

Dieser gründlich bericht ist
zue Trautenau bekommen
(dorten?) aus der Böhmen
Chronic genommen,
(selbiger?) angehefft, damit
auch der nachwelt,
(was vor?) alters geschehen
hiermit werd vor gestellt.
(Wir?) walten ikünd die
gericht in allen Ehren
(Geo?)rge, Flegel, Scholke,
Martin Frumelt,
Hans Föhrlen,

Carl Frieß, Wenzel lichter,
Merten Pehelt, Jörg Bertermann,
Michael Fröbiger, diese alle
zue sammen,
einstimmig und friedsam
bey einander stets leben,
Der Höchste wolle ihn
verstand und weihßheit geben,
das sie der gerechtigkeit mit
allem Fleiß nachgehen
und mehr auffß als
dihß Zeitliche sehen.
geschrieben

.... ACH TRE V..R GOTT ZEIGE VNS .. EINE WEGE. VN ...
VNS DEINE STEIGE

Psalm 25.

.....r...och gelobten dreyfaltigkeit,
 ...cht allier zú dieser Zeit.
 ...holz núnmehr ins siebend Jahr,
Kunzendorff weiland sein vater war.
 ...hrn alldort, thet ünverhofft verändern,
 ...diß Dorff, mit weib únd kindern wenden.
 vom berngráz, des balzer Fromholts Sohn
 das Papier machen lernen lahn,
 ...hr dabey waß er gelernt geblieben
 .. biß auff heút nach vermögen getrieben
ens Vater war Caspar Föhrten Handelsmann
 ...hs und fünfftzig, er diese Stell befahm
 ...h zúvor drey rsteher der gem....
 ...h von der bl..... pier Han.....

Carl Frieß, Carl Friesen Sohn der Scholz (b ?) im búchwalt war
 Hat auff den ackerbaw Sein Sinn g....zet gar
 alhs er alldort Verkaufft sein eigne .. hölzerei,
 Kaufft er am Niederorth allhier das vorwerg Frey,
 Wenzel lichter, wenzel lichters Sohn der bauet zwar das felt
 nichts desto weniger er sein Nahrung bestellt
 mit stetigem Handel, und fahren über landt.
 dadurch er gerathen in den izigen Standt;
 Mertin Pexelt von hier, Hans Pexelt bauers Sohn
 der thút nicht alleine dem acker bau nachgahn
 sondern er handelt auch mit gtreid und anderen Sachen
 den tropfen aúff hebt thút er ch naß machen.
 Berg bertermanns Wat..... ermann
 Umthmann zú Pfaffe irnan.

und thút sich auf seinem garten neh.....
 dadurch ihm Gott der ..rr sein Stück brod thút beschert
 Michael Fröberger a Her..... dieser Zeit.
 von ober C (oder I ?) öpperhsdnd handelt mit getreidt
 sein Vater hieß Christ..... war ein Bauer alldort
 dem Sohn belibte n..... der angebohrne orth.
 Wie die nún etlich... .. in einigkeit zúbracht
 also gieb lieber Gott ..as Sie Fort geben acht
 das kein Zwispalt sie trenn und richten thún was ...
 nicht sehen an was reich, sondern gedencen ... lec..
 an Jenen grossen tag, da alls wird offenbahr
 darumb ein jeder sich únd sein ...h selbst neh.....
 Liebster H..... nes Herzen Wonne Vn De V.....

b) Auszüge aus Schöppenbüchern des Fürstentums zu Michelsdorf.

1. Titelblatt des Schöppenbuches von 1676

Anno 1676 ist dieses Schöppenbuch gezeuget und in brauch kommen. Zu dieser Zeit war der Erbherr der Hoch und wohlgeborene Graff und Herr, Herr Humprecht Johann (Ez?)ernin des H. Röm. Reichs Graff von Chüdenitz, Ritter des güldenen Vellus Erbherr zu Petersburg, (folgen noch zwölf Orte) und Schmiedeberg in Schlesien. (folgen verschiedene Titel).

Die Gerichte verwalteten George Flegel Scholz, Martin Frümelt, Hans Föhren, Carl Frieße, Wenzel Richter, Martin Pexelt, George Bertermann und Michael Fröberger¹⁾.

2. Titelblatt des Schöppenbuches von 1791

(aufbewahrt im Fürstentums)

Anno 1791 den 31. Januar
ist in dieses Schöppenbuch
der erste Kauff eingetragen worden.
Die gemeine gehörte zu der Zeit
unter die Königl. Preuß.
immediat Stadt Schmiedeberg
und
die hiesige Gerichtsstätte verwalteten
Johann Friedrich Raabe, Richter,
Johann Christoph Weiß,
Siegismund Grimmig,
Johann Friedrich Klenner
Johann Gottfried Bürgel,
Johann Gottlieb Bönsch²⁾,
Johann Carl Conrad, und

p. t. Gottfried Baumgart
Gde: Schreib.

¹⁾ Von diesem stammt die Truhenschrift.

²⁾ Unter ihm wurde der Umbau vollzogen.

c) Inschrift mit Farbstift auf einem alten Brett im Fürstentretscham zu Michelsdorf. (Soweit zu entziffern)

Hab ich Koift (?) (vielleicht „kauft“)

Johann Gottlieb Bönsch

. Oberamtmann (?) fer (?) Bab len (?)

3. Gespärre Dyrcaugel J(?) angebaut Nebst ein Kammer in das Haus Nebst wieth (?)
..ep.. dor... Ich bin gebohren 1756 J. 15. (?) December hier in Michelsdorff
(Wei)b Christiane Rosina, gebohrene

d) Sonstige Einzelheiten

In einer alten Truhe ist ein Ledergürtel mit verschiedenen Riemen und starkem Eisenring aufbewahrt, der zum Festbinden beim Auspeitschen gedient haben soll. Eine Peitsche ist auch vorhanden. Das Anbinden soll im Freien stattgefunden haben. Aber auch die Säule im Saal zeigt Spuren, die (für eine Tischkante zu niedrig) möglicherweise von einer darumgeschlungenen Kette her rühren könnten. —

Über das Gerichtsverfahren ist am Orte nichts mehr bekannt. Der Richtertisch soll jedoch an der Säule gestanden haben.

Weitere Einzelheiten könnten vielleicht bei gründlichem Durchforschen der zahlreichen, aber sehr ungeordneten, alten Schriften ermittelt werden, die im Fürstentretscham selbst liegen. —

Der Kretschambesitzer hatte Branntweinbrennrecht und eine Schmiede.

Der heutige Besitzer, M. Heinzel, betreibt eine ziemlich umfangreiche Landwirtschaft; es scheint von jeher viel Land zum Kretscham gehört zu haben.

Stein und Hardenberg haben hier Pläne für die Freiheitskämpfe geschmiedet.

Der Kretscham war früher mit dem Hermsdorfer Schloß durch unterirdischen Gang verbunden, der aber längst verschüttet ist, spätestens seit dem Umbau.

II. Urkunden vom Gerichtskretscham in Rohnau

Die älteste vorhandene Urkunde über Scholtisei und Kretscham Rohnau betrifft Kaufvertrag zwischen Christoph Springer als Verkäufer und Hans Christoph Springer als Käufer und ist datiert

„Kreppelhoff, den 20. Augusti anno 1740.“

Weitere Kaufverträge späteren Datums liegen auch noch vor.

Am 28. Februar 1768 wurde das Grundstück mit allem festen und beweglichen Inventar vom „Reichsgräflich-Stolbergischen Gerichts-Ambt“ zu Kreppelsdorf wegen Concurserklärung des Besitzers zum Verkauf taxiert:

(Abschrift):

„Diese Scholtisen und Kretscham liegt unten im Dorfe.

- a) Das Wohngebäude ist vorn von 1½ Etage, hinten aber mit 2 Etagen, mehrentheils hölzern gebauet. In der untersten Etage ist die Schenkstube, nebst einer geräumigen Küche, und neben derselben noch eine Stube, wie auch einem kleinen Gewölbe befindlich.

Ingleichen ist außer diesen Stuben oben noch eine bequeme Stube vorhanden, in welche man aus der großen Stube gehen kan; das übrige ist alles mit Camern und Bödenern versehen.

- b) Die Brandwein-Küche ist hinten zu neben der großen Stube von einer Etage bis unter das Dach gemauert und inwendig mit einer hölzernen Decke versehen, welche aber wird gebauet werden müssen, weil alles daran eingegangen. In derselben befinden sich 2 Brandweintöpfe und ein Distelzer-Töpfchen nebst dazugehörigen Tonnen, und einem Kühl Troge, in welchen das Wasser durch Röhre geleitet wird. Zunächst dieser Küche ist ein Bier oder Brandwein und ein Grünzeug Gewölbe befindlich.“

(Folgen weitere Angaben über Stallungen, Scheune, Schmiede, Bleiche, Leinwandwalke und Brechhaus.) Es geht dann weiter:

„Da nun diese Scholtisen und alle dazugehörigen Gebäude von uns Endes unterschriebenen Gerichten in Mogenschein genommen und in schlechten Umständen befunden, so sind solche Gebäude nach einem reiflichen Überschlage gewürdiget worden auf 1060 rthlr. Capital und zur Unzung ausgeworfen mit 63 rthlr 18 gb. — bestehet in 94 Schff. Aussaath, 1 Schmiede, 1 Bleiche, unterschiedliche Gärten und Wiesen, hat die Schlacht- und Backgerechtigkeit, freyen Brandwein Ubrbar, Bier und Brandwein Schanck, auch dem Mehl und Salzhandel erblich, und zu seinem Besten zu exerciren. Bekommt von der Herrschaft das 25te Achtel Bier, zum sogenannten Wieder kómen; auch sind des Besitzers Kinder von Herrschaftlichen Hofe Diensten frey.“

(Folgt genaue Aufrechnung der Erträge.)

Beim Dorffschulzen, Herrn Gärtner, liegen in einem alten Folianten Kaufverträge und Rechnungen ab 1719. Seit 1901 besitzt den Kretscham Frau Anna Jung.

III. Beispiele für farbige Behandlung im Äußeren

(Abb. 204 bis 211)



Abb. 204. Mühle und Gasthaus Niederkretscham in Rudolfswaldau (schwarz-weiß gestrichenes Gesimsbett).



Abb. 205. Aus Rengersdorf, Grafschaft Glatz (schwarze Fugenleisten auf weißer Verbretterung).

Anmerkung: Das Holz der Hängefachwerke ist nicht nur schwarz, sondern in verschiedenen Erdfarben gestrichen worden, ockergelb, braun, erdrot, erdgrün; die Abfasungen, Holznägel usw. in der Regel weiß.



Abb. 206. Petersdorf Rsgb. Haus Nr. 243. In den Lehm geritzte Muster zwischen den Balkenköpfen.

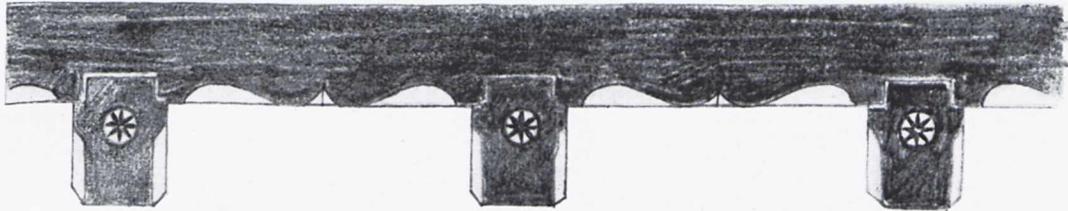


Abb. 207. Vom Hause Nr. 105 in Fischbach i. Rsgb. (schwarz-weiß behandelte Deckenbalken mit Fußpfette).



Abb. 208. Weiße Umrahmung der Eckverzinkung vom Schleppdach-Schuppen des Hauses in Adersbach (siehe S. 98).



Abb. 209. Aus Petersdorf i. Rsgb. (schwarz-weiß behandelte Traufe, weiße Holznägel).

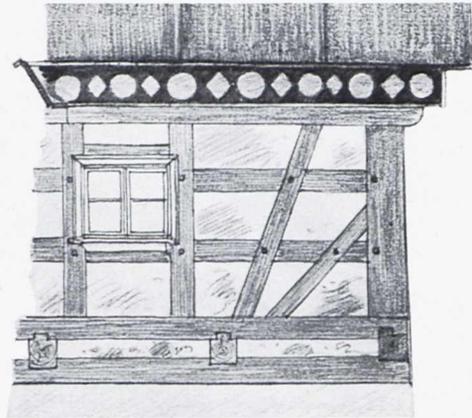


Abb. 210. Aus Wüsteröhrendorf, Kr. Landeshut (Schles.) Nr. 103 (schwarz und weiß gestrichenes Gesimsbrett).

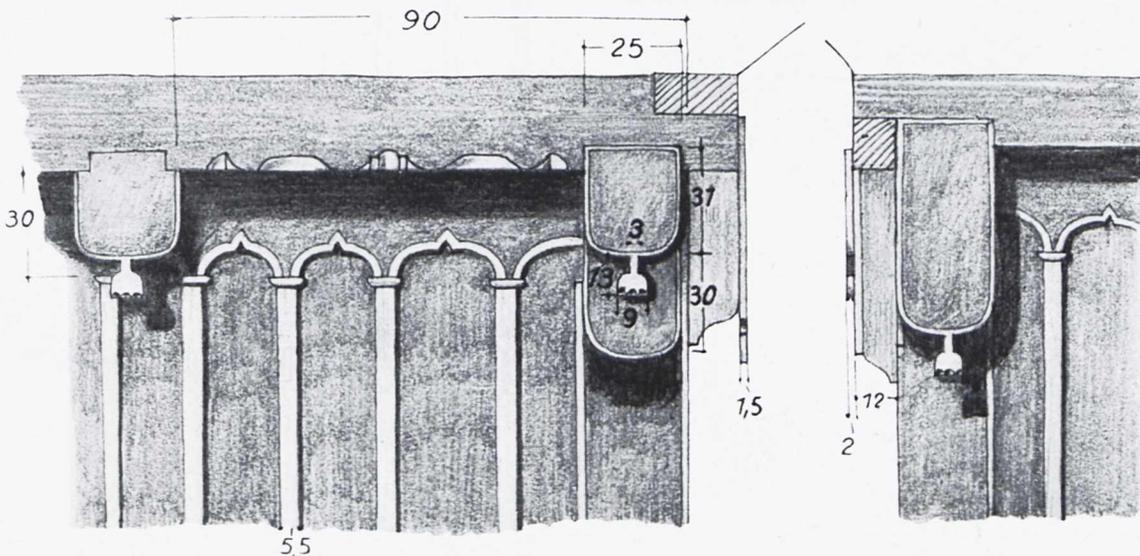
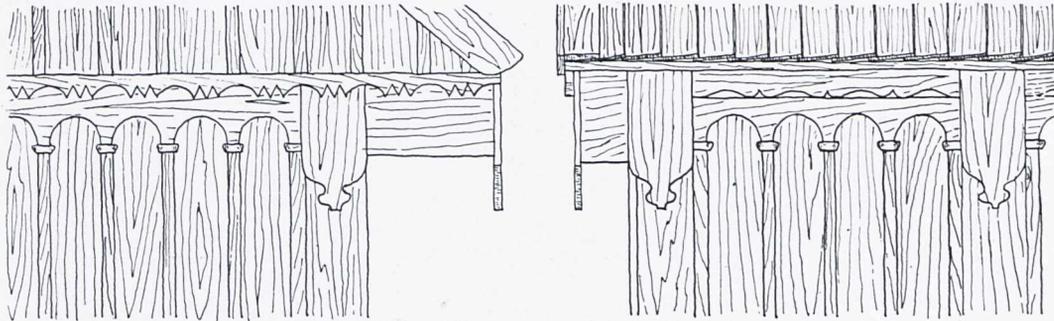


Abb. 211. Vom alten Forsthouse Neuwiese i. böhm. Isergebirge (gelb und weiß gestrichene Verbreterung).

IV. Beispiele für Giebelfüße und wirksame Verbretterungen



*Abb. 212. Längswand und Giebel eines Hauses in Friedrichswald i. Böhmen
(Balkenschilde zum Schutze des Hirnholzes).*

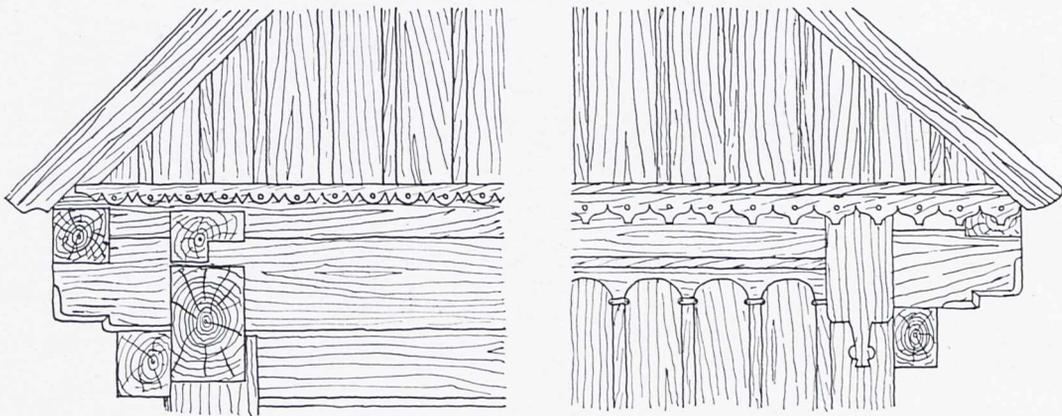


Abb. 213. Von Häusern in Friedrichswald i. Böhmen.

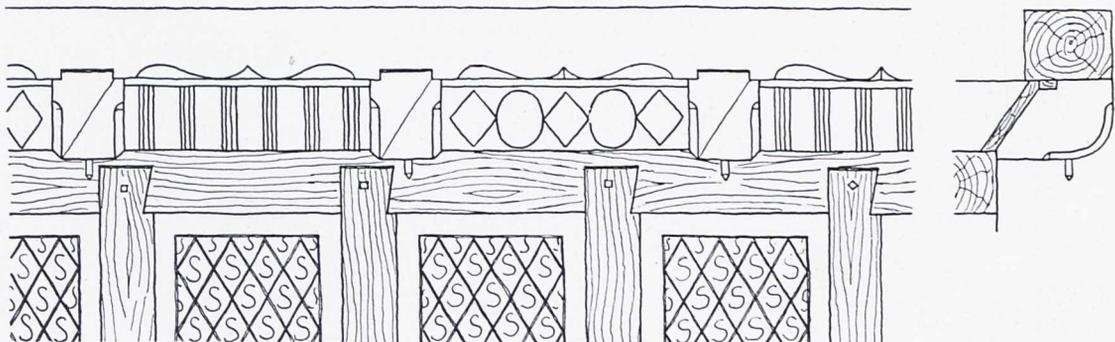


Abb. 214. Aus Petersdorf i. Rsgb.

Sachregister

(Die in diesem Sachregister angegebenen Ziffern bedeuten die Buchseite)

U
 Udelösbach (Kr. Waldenburg) 49
 Uderösbach (Böhmen) 97 ff.
 Udria 28, 143
 Ungäu 141
 Alpenländer 25, 28, 141
 Alpentäler 141 f.
 Anbauten 159, 177, 182
 Anblattung 39, 94, 111, 114
 Andreaskreuze 50, 71, 75, 96, 105
 Ankerbalken 62
 Architrav 145
 Attila 21
 Aufschiebling 86
 Ausbausiedlung 176 ff.

V
 Balkenlage 18, 66, 173
 Balkenende 56, 87
 Bayern 140 f.
 Bayr. Volksgefeß 18
 Bärndorf (Riesengebirge) 62 ff.
 Biegemomente 33
 Blattverbindungen 40
 Blockstube 35, 170
 Blockwand 32 ff., 37, 171
 Bober-Raßbach-Gebirge 32, 83
 Boberröhrsdorf 121
 Bodenständigkeit 83, 148, 153, 193 ff.
 Volkshain 44, 110
 Böhmen 43, 137
 Böhmerwald 33
 Brandenburg 30, 31, 140
 Bronzezeit 13, 28
 Buch (Markt) 13 bis 15
 Buchwald 63, 70, 74
 Burgunden 12, 29 f., 32, 137
 Buschullersdorf (Sjergebirge) 45 f., 118

C
 Christiansthal (Sjergebirge) 118
 Culmen 19

D
 Dach 19, 37, 56, 70, 83, 155
 Dachbalken 43
 Dachgebinde 43, 82, 131 f.
 Dachkonstruktion 19, 37, 132
 Dachstuhl 94, 98 f.
 Dachverband 19, 42 f., 109
 Dauba (Böhmen) 137
 Decke 49, 70 f., 73, 173
 Deckenbalken 46, 83, 145, 169
 Don 27, 29, 30
 Donau 30, 140
 Dnjepr 27, 29
 Dnjeſtr 27, 29
 Drau 142

E
 Ebersbach-Georgswalde 46
 Eckersdorf (Kr. Neurode) 103
 Ecksäule 18, 77, 105, 135
 Edictus Rothari 12
 Einstöckige Umgebände 38, 43 ff.
 Elbe 27, 137
 Elbsandstein-Gebirge 30, 32
 Engfällige Umgebände 38, 83, 111 ff.
 Erbgericht 51
 Ermland (Ostpreußen) 133
 Erzgebirge 29, 134 ff.
 Etich 141

F
 Firſt 19
 Firſtſäule 16, 19, 21, 42, 82, 131
 Fiſchbach (Riesengeb.) 51, 205

Furteil 86 f., 89, 165
 Fränkische Holzbauweise 26, 41, 134
 Freiberg (Sachsen) 135 f., 185
 Friedrichswald (Sjergebirge) 161, 213
 Fürstentretſcham (Michelsdorf i. Rsgb.) 79 ff., 199 ff.
 Fußbänder 86
 Futtertüche 176

G
 Galerie 88, 89, 92
 Gebälk 145
 Geraer Gegend 134
 Gepiden 29, 30
 Gerichtslaube 73
 Gerichtstretſcham 51 ff.
 Germanen 25, 27, 30 f.
 Giebel 18, 116, 160 f.
 Giebelſäule 97
 Giebelverbretterung (Verſchalung) 118
 Gitterſchwerk 38 ff., 67, 106, 140 f.
 Glaſer Bergland 130, 139, 187 f.
 Götter 29, 30
 Gotiſche Bauweiſe 21
 Griechenland 144 ff.
 Grundrißbildung
 alte 58, 85, 130 f., 141, 165
 neue 170 172 ff., 178 ff.

H
 Haſling 33
 Hallſtattkultur 29
 Handwerk 193 f.
 Handwerkerhaus 164, 179
 Hängeſchwerke 39, 58, 109
 Hauptbauſtoffe 154

Hermisdorf (Kynast) 62, 86
Heutor (Böhmen) 137
Hirschfelde bei Zittau 46, 93, 112, 114
„Hochstube“ (Stand.) 21, 129
Holzstube (Sudeten) 170
Hirschberg i. Riesengebirge 44, 50
Hirschberg (Böhmen) 137
Hühnerfall 180 f.

I

Illyrier 28
Indogermanen 27 f., 30, 148
Industrie 194
Jnn
Innere Säulenordnung 18
Jsergebirge 32, 46, 95, 111, 137
Jannowitz (Riesengebirge) 44, 48, 106 f.
Jeschendorf 137
Jonaswalde i. Thüringen 134

K

Kammern 86, 165
Kärnten 141 f.
Karpathen 17, 29, 75
Kehlbalken 56
Kelten 28
Kiebusch 14
Kleefeld (Ostpreußen) 133
Kleinwaltersdorf b. Volkenshain 110
Klima 32, 34
Knagge 74 f.
Kniestock 75, 142, 145
Kniestockgebirge 38, 46 ff.
Kopfband 42, 46, 114
Kopfstrebe 21
Kosinna 28
Kretscham 51 ff.
Kreuzstreben 95
Kraßau (Böhmen) 46, 137
Krün (Wallgau) 141
Kulturholzschemismus 154
Krimmer (Böhmen) 137
Kurzstrebigkeit 38, 85

L

Langhennersdorf (Sachsen) 137 f.
Langstrebigkeit 38, 83
Latène-Kultur 29
Laubenhäuser 42, 139 f.
Lautitz 30, 112, 140
Lautitzer Kultur 13, 28, 31, 144
Lehbehäuser b. Hirschfelde (Sa.) 189

Lehmbau 15, 173
Lehmpuß 15
Lehmstaakung 39, 173
Liebersdorf (Kr. Landeshut) 122
Liebersdorf (Kr. Waldenburg) 192
Lückendorf (Sachsen) 116

M

Mähren 30
Malstatt 72 f.
Mannfigur 21, 96, 108 f., 121
Megaron 144
Meran 33, 143
Metope 145
Michelsdorf (Kr. Landeshut) 79 ff., 199 ff.
Millstatt 72
Mitteldeutschland 129
Mittelwalde (Graßsch. Glas) 139
Modelle von Umgebunden 38, 50, 83
Morchenstern (Böhmen) 137
Mur 142

N

Nagelverbindungen 39, 86
Neißetal 112, 137
Neuwiese (Jsergebirge) 46, 182
Neße 12, 30, 140
Niederbayern 18, 140
Niederösterreichische Holzbaufunft 129
Niemes (Böhmen) 137
Nikriß a. Neisse 112
Nordische Holzbaufunft 93, 131

O

Oberbayern 140 f.
Obergurt 105
Oberlautitz 95, 111
Oberzauner Hof, Zum 141
Ober 27, 29
Obersdorf b. Zittau 114, 131
Ortsgeist 33, 162
Östalten 28, 141
Östgermanen 11, 29, 147 f.
Ostpreußen 31, 133, 140
Osttau b. Schandau 118

P

Parallelträger 39
Pawlatschen 88 f., 92
Petersdorf i. Riesengebirge 44, 85, 87 ff., 94 f., 101, 205
Postenlöcher 13 f.

Polen 28, 30 f.
Pommern 30 f., 132
Postelwitz b. Schandau 119
Priscus 21, 22

Q

Querbalken 21
Quertrüme 21
Quoksdorf, Bez. Liegnitz 76 ff.

R

Rahmenholz (Rähme) 18, 83
Raspennau, Bez. Breslau 157
Rassenfrage 25 bis 32, 146, 154
Reibnitz 84
Reichenberg (Böhmen) 46, 93, 138 f.
Reimswaldbau, Kr. Waldenburg 191
Reuth (Niederbayern) 140
Rhein 27, 29
Riesengebirge 32, 83, 137
Rohnau (Kr. Landeshut) 48, 55 ff., 105, 123, 205
Rohnau b. Hirschfelde 112, 114 f., 157
Rohrlach (Bober) 41, 48
Römerschanze b. Potsdam 13
„Room“ (Kienruß) 78
Rosenthal b. Hirschfelde 113, 115, 128
Ruppertsgrün i. B. 124

S

Sachsen 31
Sagas, nordische 19
Salzbrunn 108 f., 165
Säule 19 f., 71, 73, 93, 147
Säulenabstand 55, 86, 93, 111, 114
Säulenbalken 21
Sechsstern 61, 63
Semnonenhalle 13
Siedlungsweisen 155 ff.
Simbach a. Inn 141
Skandinavien 25, 129, 131
Skanfen 93
Skythen 21
Slawen 25, 27, 30 f., 148
Spannriegel 22, 38, 114
Sparren 43, 50
„Spickwand“ 15
Spreevald 140
Stalleder (Hof zum) 140
Stallteil 86 f.

Steiermark 141
 Steinau (Kr. Waldenburg) 131,
 190
 Stiele (Stielchen) 56, 67
 Stopfarbeit 35 bis 37
 Streben 42, 67, 83
 Standortfrage 32
 Stubenhöhe 170
 Sudeten 25, 29, 32, 129
 „Sylla“ 21

Sch

Schandau a. d. Elbe 94
 Schindeln 18
 Schlesien 30 f., 132
 Schömberg (Kr. Landeshut) 139
 Schönbad 78
 Schönberg (Lauß) 139
 Schönwalde (Kr. Frankenstein) 103
 Schwarzes Meer 28, 30
 Schweden 93
 Schwelle 17, 119
 Schweinefall 180 f.

S

Saßniederung 21
 Thüringen 134 f.
 „Träume“ 21
 Triglyphe 145 f.
 Tuttendorf b. Freiberg 135 f.

U

Überblattung 39, 83
 Umgebände 37 ff., 145
 Ungarn 28
 Untergurt 105
 Urfachwerk 13
 Urkunden 16 bis 22

V

Vandalen 29 f., 32, 148
 Vandalengehöft 15
 Venedig 29, 142
 Venediger, Gr. und Kl. 141
 Veneter 28, 30 f., 139, 142
 Verfallsercheinungen 34—37,
 114 ff.
 Vineta 29, 142
 Vintzchgau 141 f.
 Vogtland 134 f.
 Vorgehichtliche Hausbau-
 funde 13 ff.
 Vorlaubenhäuser,
 städtische 139
 ländliche 140

W

Wald'l-Bart'l (Hof zum) 141
 Wallgau 141
 Waldenburger Bergland 193
 Waltersdorf b. Kupfer-
 berg i. Rfgeb. 44, 106

Waltersdorf b. Freiberg i. Sa. 135
 Waltersdorf b. Volkshain 110 f.
 Warthe 12, 29 f., 140
 Waschküche 176
 Weichsel 27, 29
 Weichsel-Rogat-Delta 140
 Weitsäuligkeit 38, 83
 Wefelsdorf (Böhmen) 186
 Wenden 30, 142
 Wernersdorf b. Hermersdorf
 (Kynast) 85
 Westgermanen 27
 Westpreußen 31
 Wien 142
 „Wilder Mann“ 21, 96, 108 f.,
 121, 142
 Windgasse
 (Reichenberg i. B.) 138 f.
 Windischgrätz, Fürst v. 142
 Windisch Büheln 142
 Windisch-Matrei 141
 Wohnteil 85, 87, 111
 Wulfila 16 f.

Z

Zapfenverbindungen 79
 Zeitgeist 41, 157, 160
 Ziegenstall 178, 180 f.
 Zittauer Land 43, 112, 118, 131
 Zweistöckige Umgebände 83 ff.,
 111 ff.

Bei Anfertigung der maßstäblichen Gebäudezeichnungen und Baumodelle nach Aufnahmen des Verfassers in der Bezirksstelle Waldenburg i. Schlef. des Ingenieurdienstes E. W. waren beteiligt: die Diplom-Ingenieure Rötthner und Gebhard, die Hochbautechniker Drohla, Drabekki und Klossowski, beim Ausmessen von Baulichkeiten und bei Lichtbildaufnahmen außer den Vorgenannten die Ingenieure Laske und Hoffmann. Nicht zuletzt soll auch der verständnisvollen Anteilnahme des damaligen Geschäftsführers der Bezirksstelle, Dipl.-Ing. Weidner, und seines Nachfolgers, Dipl.-Ing. Esterer, gedacht werden.

Bücher über den deutschen Osten

FRIEDRICH SCHINKEL

Polen, Preußen und Deutschland

Die polnische Frage als Problem der preußisch-deutschen Nationalstaatsentwicklung

263 Seiten, Ganzleinen 6,50 RM, kartoniert 4,80 RM

„Das Buch offenbart, wie sehr es einer geistigen und willensmäßigen Zusammenfassung bedarf, um aus der Vergangenheit zu lernen und eine Entwicklung zu überwinden, die auf Ausschaltung des Deutschtums im Osten hinausläuft. Schinkel zwingt den Blick dorthin, wo sich deutsches Schicksal entscheiden wird.“

Deutsche Allgemeine Zeitung

FRIEDRICH SCHINKEL

Preußischer Sozialismus

250 Seiten, Ganzleinen 5,80 RM, kartoniert 4,50 RM

Professor Ernst Kriek, der bekannte Pädagoge, schreibt darüber:

„Ich halte das Buch für eine der wertvollsten Erscheinungen aus der letzten Zeit und werde zur Verbreitung des Buches, besonders zu seinem Bekanntwerden unter den Studenten, beitragen.“

HARALD LAEUEN

Östliche Agrarrevolution und Bauernpolitik

179 Seiten, Ganzleinen 4,— RM, kartoniert 3,— RM

„Für die einzelnen Gebiete des Ostens, die einer Agrarrevolution oder -reform unterworfen wurden, arbeitet der Verfasser in eingängiger, überzeugender Form und bestem Stil die besonderen Bedingtheiten ihrer neuen Agrarauffassung heraus, stellt die auch uns mit ihnen gemeinsamen Gründe für die Bewegung zu neuem fest und entwickelt daraus die Ziele der deutschen Bauernpolitik.“

Wirtschaftsdienst, Hamburg 17. 5. 35.

ERICH KOCH

Aufbau im Osten

218 Seiten, Ganzleinen 4,— RM, kartoniert 3,— RM

„Preußen als Staat, der das Rassengemisch im deutschen Osten bändigt, ihm seine politische Form und seinen sozialistischen Gehalt gibt. Aus jedem Satz spricht der Wille zum Aufbau eines neuen Reiches, eines neuen Europa.“

„Osteuropa“, Königsberg

KARL WERNER

fragen der deutschen Ostgrenze

In 57 mehrfarbigen Karten und Tabellen hergestellt. Kartoniert 3,80 RM

Der erste Atlas über den deutschen Osten, der das ganze durch den Betrug von Versailles geschaffene Ostproblem in Kartendarstellung bringt. Dieses Kartenwerk ist für alle Schulen und politischen Verbände unentbehrlich, da es das eindringlichste Anschauungsmaterial bietet.

WILH. GOTTL. KORN VERLAG Breslau

Zwischen Schlesien und Polen

F. W. VON OERTZEN

Alles oder Nichts

Polens Freiheitskampf in 125 Jahren

Ganzleinen 6,50 RM, kartoniert 5,— RM

„Die Geschichte der Jahre von 1795—1918 ist die Geschichte der reinen polnischen Nationalidee. Uns verbindet für die Zukunft mit Polen und dem ‚Nahen Osten‘ die von Moeller van den Bruck festgestellte Schicksalsgemeinschaft der jungen Völker. Wir müssen daher einander verstehen lernen.“ *Das Bollwerk, Stettin*

HEINRICH KOITZ

Männer um Pilsudski

Profile der polnischen Politik

288 Seiten, Ganzleinen 5,80 RM, kartoniert 4,50 RM

„Ein durchaus gelungener Versuch, aus Werden und Wirken der wichtigsten Figuren des politischen Schachbrettes Polen den Charakter und die Tendenzen des Staatslebens der breiteren Öffentlichkeit näherzubringen.“ *Deutsche Rundschau, Bromberg*

GENERALOBERST WILHELM HEYE

Die Geschichte des Landwehrcorps im Weltkriege 1914/18

1. Band. Das Landwehrcorps im Kriegsjahre 1914

Mit 31 Bildern, 35 Karten und Skizzen. Leinen 6,80 RM

„Eine Darstellung, die in vorbildlicher Weise die Ereignisse des Landwehrcorps in den großen Rahmen der Gesamtlage an der Ostfront stellt. Immer wieder wird diese, werden die auf ihrer Grundlage entstehenden Entschlüsse beleuchtet und fesselnde Betrachtungen daran geknüpft.“ *Major a. D. W. Schulze*

„Das Buch ist ein Ruhmesblatt in der Geschichte der deutschen Landwehr, und eine Quelle des Wissens und der Belehrung für jeden Berufssoldaten. Es ist ein Lehr- und ein Wehrbuch.“ *National-Zeitung, Essen*

CHRISTIAN WILHELM VON PRITTWITZ

Unter der Fahne des Herzogs von Bebern

Herausgegeben von Hans Werner von Hugo und Dr. Hans Jessen.

Mit 2 Bildnissen. Leinen 6,50 RM, kartoniert 5,— RM

„Keine Ruhmredigkeit spricht aus den Zeilen, auch dem Draufgängertum wird nicht das Wort geredet. Gradlinig, einfach und nüchtern erzählt ein tapferer Soldat und gläubiger Christ vom Kriege. Kriege, sagt er, müssen sein, denn sie kommen aus Gottes Hand. Und selbstverständlich ist es, im Felde die Soldatenpflichten zu erfüllen. Lust am Soldatentum spürt man im ganzen Buch. Gerade diese Haltung ist auch die unserer Tage und gibt dem Buche daher für unsere Zeit seinen Wert.“ *Osnabrücker Zeitung*

GÜNTHER GRUNDMANN

Das Riesengebirge in der Malerei der Romantik

Mit 100 Abbildungen. Halbleinen 4,95 RM

„Das Buch ist wissenschaftlich gründlich und dabei doch allgemein verständlich geschrieben, es ist auch erstaunlich billig. Es bringt Entferntes nahe und macht viel Neues bekannt. Die kulturgeschichtliche Einführung ist dankenswert, das immer starke Heimatgefühl greift wärmend auf den Leser über.“ *Witiko, Eger, CSR.*

WILH. GOTTL. KORN VERLAG Breslau

1302 s
52/3

